

HEYNE <

David Sedaris



SCHÖNER
WIRD'S
NICHT

»Ein Magier, der aus Leiden Lachen macht.« *Die Welt*

DAS BUCH

David Sedaris witzig zu nennen hieße, das Weltall als geräumig zu bezeichnen. Das Beste an seinem Leben ist, dass er darüber Buch führt. Ob er seine Kindheit aufarbeitet – die Hölle eines amerikanischen Vorortes, begleitet von einer trinkenden Mutter, schizophrenen Schwestern und schwulen Ambitionen -, seiner Jugend nachspürt – der Versuch, der Hölle durch haarsträubende Jobs und persönlichkeitsverändernde Drogen zu entkommen – oder den erwachsenen Wahlfranzosen darstellt: Sedaris' Beobachtungen und Erinnerungen sind immer präzise, überraschend und wahrhaftig. *Schöner wird's nicht* liefert die sehnlich erwarteten neuen Episoden aus dem Paralleluniversum des Kultautors. Er erläutert, wie man sich mit Schallplattenhüllen vor psychopathischen Singvögeln schützt, was modische Herrenaccessoires über Erektionsschwierigkeiten verraten und warum man in Tokio weder Japanisch lernen noch mit dem Rauchen aufhören sollte. Und er stellt unter Beweis, dass Kreuzworträtsel viel mit Lebensbewältigung gemein haben. Du kannst immer die passende Lösung aufschreiben. Du musst einfach nur die Vorgaben ignorieren.

»Nicht nur brüllend komisch, sondern auf sonderbare Weise rührend, aufgeladen mit zarter Tragik.« *Der Spiegel*

DER AUTOR

David Sedaris, geboren am 26.12.1956 in Johnson City, New York, aufgewachsen in Raleigh, North Carolina, lebt abwechselnd in Paris und in New York. Er schreibt u. a. für *The New York Times*, *The New Yorker* und *Esquire*. Mit seinen Büchern *Naked*, *Fuselfieber* oder *Ich ein Tag sprechen hübsch* wurde er zum Bestsellerautor.

Inhaltsverzeichnis

[DAS BUCH](#)

[DER AUTOR](#)

[Das ist ansteckend](#)

[Immer dranbleiben](#)

[Zweite Besetzung](#)

[Dieses alte Haus](#)

[Kumpel, hast du eine Krawatte übrig?](#)

[Per Anhalter unterwegs](#)

[Was ich lernte](#)

[That's Amore](#)

[Totentanz](#)

[Im Wartezimmer](#)

[Wie man das Samstagsrätsel löst](#)

[Sechs Erwachsene, auf einen Betonfliegenpilz zustürzend](#)

[Memento Mori](#)

[Schöner wird's nicht](#)

[Stadt und Land](#)

[Aerial](#)

[Der Mann in der Hütte](#)

[Von Mäusen und Menschen](#)

[April in Paris](#)

[Heulsuse](#)

[Treue Seele](#)

[Der Raucherbereich](#)

[Copyright](#)

Das ist ansteckend

Meine Freundin Patsy erzählte mir eine Geschichte. »Ich bin also im Kino«, sagte sie, »und ich habe meinen Mantel über meinen Sitz ausgebreitet, und dann kommt da so ein Typ ...« An dieser Stelle unterbrach ich sie, weil ich den Tick mit dem Mantel noch nie verstanden habe. Wenn ich ins Kino gehe, habe ich meinen entweder gefaltet auf dem Schoß oder ich lege ihn über die Armlehne, aber Patsy breitet ihren jedes Mal über den Sitz, als ob ihm kalt wäre und sie sich unmöglich im Kino amüsieren kann, während der Sitz friert.

»Warum machst du das?«, fragte ich. Sie sah mich verwundert an und sagte: »Bazillen, Dummkopf. Alle möglichen Leute haben ihre Köpfe an das Polster gelehnt. Kriegst du da keine Gänsehaut?« Ich musste zugeben, dass ich noch nie darüber nachgedacht hatte.

»Du legst dich im Hotel ja auch nicht einfach auf die Tagesdecke auf dem Bett, oder?«, fragte sie. Und wieder dachte ich: Warum nicht? Ich stecke sie mir vielleicht nicht in den Mund, aber sich darauf ausstrecken und ein paar Anrufe erledigen – das mache ich ständig.

»Aber du wischst doch vorher den Hörer ab.«

»Äh, nein.«

»Also, das ist ja ... gefährlich«, sagte sie.

Eine ähnliche Situation hatte ich mit meiner Schwester Lisa in einem Supermarkt erlebt, als mir auffiel, dass sie den Einkaufswagen mit den Ellbogen vor sich her schob.

»Hast du was?«, fragte ich.

»Ach so«, sagte sie. »Fass nie den Griff des Wagens mit bloßen Händen an. Darauf wimmelt es von Bazillen.«

Ist das typisch amerikanisch oder denken die Leute überall so? In Paris sah ich einmal im Supermarkt um die Ecke einen Mann, der seinen Papagei zum Einkaufen mitgenommen hatte. Der Vogel war so groß wie ein halbwüchsiger Adler und hockte auf der Stange des Einkaufswagens.

»Siehst du«, sagte Lisa. »Wer weiß, was für eine Krallenkrankheit das Tier vielleicht hat.«

Das stimmte zwar, aber nicht jeder schleppt einen Papagei mit in den Supermarkt. In meinem ganzen Einkaufsleben war dies der erste exotische Vogel, der mir an der Fleischtheke begegnete.

Meine einzige Vorsichtsmaßnahme besteht darin, alle Klamotten aus dem Secondhandladen zu waschen, seit ich mir einmal durch eine gebrauchte Jeans Filzläuse geholt habe. Ich war damals Mitte zwanzig und hätte mich bis auf die Knochen wund gekratzt, wenn mich nicht ein Freund in die Apotheke geschleppt

hätte, wo man mir ein Mittel namens Quellin die Hand drückte. Nachdem ich mich damit eingerieben hatte, kämmte ich mir mit einem speziellen Nissenkamm durchs Schamhaar und staunte nicht schlecht: das also waren die Biester, die sich seit Wochen von meinem Fleisch ernährten. Ich glaube, Patsy hat genau das Bild vor Augen, wenn sie den Sitz im Kino sieht, oder Lisa, wenn sie einen Einkaufswagen schiebt.

Doch ist das alles nichts gegen das, was Hugh erlebt hat. Als er acht Jahre alt war und im Kongo lebte, entdeckte er eines Tages einen roten Fleck auf seinem Bein; nichts Dramatisches, nur ein kleiner Pips, den er für einen Mückenstich hielt. Am nächsten Tag juckte der Fleck noch mehr, und wieder einen Tag später sah er plötzlich, wie ein Wurm aus seinem Bein kroch.

Einige Wochen danach passierte Ma Hamrick, so nenne ich Hughs Mutter Joan, das Gleiche, und obwohl der Wurm etwas kürzer war, dürfte das Erlebnis ungleich traumatischer gewesen sein. Wenn ich ein Kind wäre und etwas aus dem Bein meiner Mutter kriechen sähe, würde ich zum nächsten Waisenhaus gehen und mich auf die Adoptionsliste setzen. Ich würde alle Fotos von ihr verbrennen, alles vernichten, was von ihr stammt, und ganz von vorn anfangen, so sehr ekelte mich. Ein Dad kann meinetwegen Parasiten am ganzen Körper haben, was soll's, aber bei der eigenen Mutter oder sonst irgendeiner Frau ist es unverzeihlich.

»Also, das ist ganz schön chauvinistisch, findest du nicht?«, sagte Ma Hamrick. Sie war über die Weihnachtstage zu Besuch in Paris, ebenso Lisa und ihr Mann Bob. Alle hatten ihre Geschenke ausgepackt, und Ma sammelte das Geschenkpapier vom Boden ein und strich es mit den Händen glatt.

»Es war bloß ein Guineawurm, das kam ständig vor.« Sie sah zur Küche rüber, wo Hugh irgendetwas mit einer Gans anstellte. »Liebling, wo soll ich das Papier hin tun?«

»Verbrenn es«, sagte Hugh.

»Oh, aber es ist tadellos. Meinst du nicht, dass ihr es noch mal gebrauchen könnt?«

»Verbrenn es«, wiederholte Hugh.

»Wie war das mit dem Wurm?«, fragte Lisa. Sie lag unter einer Decke auf der Couch, noch leicht benommen von ihrem Mittagsschlaf.

»Joan hatte einen Wurm, der bei ihr im Bein lebte«, sagte ich. Ma Hamrick warf einen Bogen Geschenkpapier ins Feuer und sagte: »Also, *leben* würde ich das nicht nennen.«

»Aber er war in Ihrem Bein?«, fragte Lisa, und ich sah, wie die Rädchen in ihrem Kopf arbeiteten: *War ich schon mal unmittelbar nach dieser Frau auf der Toilette? Habe ich eine Kaffeetasse von ihr in der Hand gehabt oder von ihrem Teller gegessen? Wann kann ich einen Test machen lassen? Sind die Krankenhäuser an Weihnachten geöffnet oder muss ich bis morgen warten?*

»Es ist schon viele Jahre er«, sagte Joan.

»Wie viele genau?«, fragte Lisa.

»Ich weiß gar nicht mehr – 1968 vielleicht.«

Meine Schwester nickte wie jemand, der gerade Zahlen im Kopf addiert. »Okay«, sagte sie, und ich bereute es, überhaupt damit angefangen zu haben. Sie sah Ma Hamrick nicht *an*, sondern *durch* sie hindurch, als könnte sie mit einem Röntgenblick das blanke Knochengerüst sehen und dazwischen das Gewimmel der tausend Würmer, die ihren Wirt 1968 nicht verlassen hatten. Mir war es anfangs genauso gegangen, aber nach etwa fünfzehn Jahren hatte ich mich daran gewöhnt und jetzt sehe ich einfach nur Ma Hamrick. Ma Hamrick beim Bügeln, Ma Hamrick beim Spülen, Ma Hamrick beim Entsorgen des Mülls. Sie will ein angenehmer Gast sein und sucht ständig nach irgendeiner Aufgabe.

»Kann ich vielleicht ...?«, fragt sie, und noch bevor sie zu Ende geredet hat, platze ich heraus, aber sicher, kein Problem.

»Hast du meiner Mutter aufgetragen, auf Händen und Knien durchs Wohnzimmer zu kriechen?«, fragt Hugh, und ich antworte: »Aber nein, jedenfalls nicht direkt. Ich habe nur gesagt, wenn sie die Fußleisten wischen möchte, geht es so am besten.«

Wenn Ma Hamrick zu Besuch ist, rühre ich keinen Finger. Meine sämtlichen Haushaltspflichten gehen automatisch auf sie über, und ich sitze bloß im Schaukelstuhl und hebe ab und zu einen Fuß, damit sie mit dem Staubsauger durch kann. Das ist unglaublich entspannend, sieht aber unschön aus, besonders wenn sie anstrengende Dinge erledigt, zum Beispiel irgendwelche Möbelstücke in den Keller schafft, wobei das allein ihre Idee war. Ich hatte bloß angedeutet, dass wir die Frisierkommode kaum nutzen und sie irgendwer einmal nach unten schaffen könnte. Dabei meinte ich nicht ausdrücklich sie, obwohl sie mit ihren dreiundsiebzig Jahren noch viel rüstiger ist, als Hugh ihr zutraut. Harte Arbeit ist sie aus Kentucky gewohnt. Ich glaube sogar, sie liegt ihr in den Genen.

Problematisch wird es nur dann, wenn andere Leute im Haus sind und sehen, wie dieser zierlichen, weißhaarigen Person der Schweiß über die Stirn rinnt. Lisa und Bob zum Beispiel, die in Patsys freiem Apartment übernachteten. Jeden Abend kamen sie zu uns zum Essen herüber, und Ma Hamrick nahm ihnen die Mäntel ab, um anschließend die Servietten zu bügeln und den Tisch zu decken. Danach reichte sie den Aperitif und eilte zu Hugh in die Küche.

»Mein Gott, habt ihr einen Massel«, sagte Lisa und seufzte, als Joan hereinflitzte und meinen Aschenbecher leerte. Ihre Schwiegermutter war erst kurz zuvor in ein Heim für betreutes Wohnen gezogen, jene Sorte Häuser, die das Wort »Senioren« vermeiden und stattdessen lieber von »grauen Tigern« sprechen. »Ich liebe Bobs Mom von Herzen, aber Hughs Mom, mein Gott! Und sich dann noch vorzustellen, dass sie von Würmern zerfressen wurde.«

»Also, zerfressen haben die Würmer sie nicht«, sagte ich.

»Aber von irgendwas müssen sie sich ernährt haben. Oder willst du behaupten, sie

hätten ihr eigenes Futter mitgebracht?«

Vermutlich hatte sie Recht, aber wovon leben Guineawürmer? Bestimmt nicht von Fett, sonst hätten sie sich garantiert nicht bei Joan einquartiert, die höchstens neunzig Pfund wiegt und immer noch spielend in ihr Kleid vom Abschlussball passt. Auch nicht von Muskeln, sonst könnte sie mir niemals die ganze Hausarbeit abnehmen. Trinken sie Blut? Oder bohren sie Löcher in die Knochen und saugen das Mark aus? Ich wollte schon fragen, aber als Ma Hamrick ins Wohnzimmer zurückkam, fiel das Gespräch umgehend auf Cholesterin, und Lisa fragte: »Ich will ja nicht neugierig sein, Joan, aber wie hoch sind Ihre Werte?«

Es war eins dieser Themen, zu denen ich wenig beisteuern konnte. Nicht nur, weil ich noch nie einen Test gemacht habe. Ich weiß nicht einmal so genau, was Cholesterin überhaupt ist. Wenn ich das Wort höre, stelle ich mir eine von Hand gerührte, weißliche Soße vor, in der dicke Klumpen schwimmen.

»Haben Sie schon mal Fischtran probiert?«, fragte Lisa. »Bob hat damit seinen Wert von dreiundachtzig auf zweiundzwanzig gesenkt. Vorher hat er Lipitor genommen.« Meine Schwester kennt die genaue Bezeichnung für jede bekannte Krankheit sowie das entsprechende Medikament, eine beachtliche Leistung, besonders wenn man bedenkt, dass sie sich alles selbst beigebracht hat. Angeborene Ichthyose, Myositis ossificans und Spondylolisthesis werden mit Celebrex, Flexeril und Oxyconhydrochlorid behandelt. Ich sagte im Scherz, sie habe in ihrem Leben noch keine Zeitschrift gekauft, sondern lese nur die im Wartezimmer von Arztpraxen, woraufhin sie mich sogleich nach meinem Cholesterinspiegel fragte. »Du solltest lieber mal zum Arzt gehen, mein Freund, du bist auch nicht mehr so jung, wie du glaubst. Und wenn du schon mal da bist, solltest du auch gleich diese Muttermale untersuchen lassen.«

Die Sache war nichts, worüber ich länger nachdenken wollte, schon gar nicht an Weihnachten, während ein Feuer im Kamin brannte und Bratenduft durch die Wohnung zog. »Reden wir lieber über Unfälle«, schlug ich vor. »Hat jemand eine gute Geschichte auf Lager?«

»Also, eigentlich ist es kein Unfall«, sagte Lisa, »aber wusstet ihr, dass sich jährlich fünftausend Kinder zu Tode erschrecken?« Zum besseren Verständnis warf sie die Decke zurück und spielte eine Szene nach. »Stellt euch vor, ein kleines Mädchen spielt mit ihren Eltern im Haus Verstecken. Sie rennt den Flur entlang, und plötzlich springt ihr Vater hinter einer Ecke hervor und ruft: ›Uah!‹ oder ›Hab dich!‹ oder irgendwas in der Art. Tatsächlich kann das Kind sich dabei so erschrecken, dass es einen Herzschlag erleidet und stirbt.«

»Die Geschichte gefällt mir nicht«, sagte Ma Hamrick.

»Mir auch nicht«, sagte Lisa. »Ich sage nur, dass es mindestens fünftausend Kinder im Jahr trifft.«

»In Amerika oder weltweit?«, fragte Joan. Meine Schwester rief ihren Mann nebenan: »Bob, sind es fünftausend Kinder in den USA oder weltweit, die jährlich zu

Tode erschreckt werden?« Weil keine Antwort kam, entschied Lisa, dass die Zahl sich allein auf die USA bezog. »Und das sind nur die Fälle, wo es bekannt wird«, sagte sie. »Viele Eltern wollen es vermutlich nicht öffentlich machen und schieben eine andere Todesursache vor.«

»Die armen Kinder«, sagte Ma Hamrick.

»Und die *Eltern!*«, fügte Lisa hinzu. »Stellen Sie sich nur vor.«

Tragisch war es für beide Seiten, nur musste ich an die Kinder denken, die überlebt hatten, oder, schlimmer noch, an die nachrückenden Stellvertreter, die in einer Atmosphäre spaßfreier Vorsorge groß wurden.

»Also, hör zu, Caitlin 2, wenn wir gleich nach Hause kommen, springen überall Leute hinter den Möbeln hervor und rufen ›Happy birthday!‹. Ich verrat's dir jetzt, damit du nachher keinen Schrecken bekommst.«

Keine Überraschungen, keine Streiche, nichts Unerwartetes, allerdings können Eltern unmöglich alles kontrollieren, und außerdem ist da auch noch die Welt jenseits der Haustür, eine Welt der Autofehlzündungen und deren menschlicher Entsprechungen.

Eines Tages blickt man zufällig an sich herab und sieht das blinde, runzlige Haupt eines Wurms, der aus einer Luke im Bein hervorschaut. Wenn einem dabei nicht das Herz stehen bleibt, weiß ich es auch nicht, aber Hugh und seine Mutter scheinen es überlebt zu haben. Mehr noch, sie sind dadurch erst richtig aufgeblüht. Die Hamricks sind aus einem anderen Holz geschnitzt als ich. Darum lasse ich auch lieber sie die Gans braten, die Möbel durchs Haus tragen und heimtückisches Viehzeug aus meinen Secondhand-Klamotten waschen. Wenn sie etwas zu Tode erschrecken könnte, dann mein Vorschlag, mich behilflich zu machen. Also mache ich es mir neben meiner Schwester auf dem Sofa bequem und schwenke meine Kaffeetasse durch die Luft, damit sie sehen, dass sie nachschenken können.

Immer dranbleiben

Meine Straße in Paris ist nach dem Arzt benannt, der an der nahe gelegenen medizinischen Hochschule lehrte und eine ungewöhnliche Krankheit entdeckte, ein Zusammenziehen der Haut, durch das sich die Finger nach innen krümmen und die Hand schließlich zu einer Faust wird. Obwohl die Straße kurz und nicht aufregender als der Rest des Viertels ist, verirren sich immer wieder amerikanische Touristen hierher und beschließen, sich ausgerechnet unter dem Fenster meines Arbeitszimmers anzuschreiben.

Manche streiten über die Sprache. Vielleicht hatte sich eine Frau gewisse Vorkenntnisse zugetraut und gesagt: »Ich habe mir Kassetten angehört.« Oder auch »Die romanischen Sprachen sind sich alle sehr ähnlich, und mit meinem Spanisch schlagen wir uns schon durch.« Doch dann reden die Leute Umgangssprache oder stellen unerwartete Fragen, und alles geht den Bach runter. »*Du* hast doch behauptet, Französisch zu sprechen.« Diesen Satz höre ich ständig, und wenn ich ans Fenster gehe, sehe ich ein Paar Fußspitze an Fußspitze auf dem Bürgersteig stehen.

»Ja doch«, sagt die Frau. »Ich *versuche* es wenigstens.«

»Na, dann gib dir gefälligst mehr Mühe, verdammt noch mal. Kein Mensch versteht dich.«

Orientierungsstreitigkeiten sind am häufigsten. Die Leute stellen fest, dass sie schon einmal in meiner Straße waren, vielleicht vor einer halben Stunde, als sie lediglich glaubten, müde und hungrig zu sein und eine Toilette finden zu müssen.

»Herrgott, Philip, ist es so schwer, jemanden zu fragen?«

Ich liege auf meinem Sofa und denke: Warum fragst *du* nicht? Warum muss Philip das tun? Allerdings sind diese Dinge oft komplizierter, als sie auf den ersten Blick scheinen. Vielleicht war Philip schon einmal vor zwanzig Jahren hier und hat behauptet, sich auszukennen. Vielleicht ist er einer von denen, die den Stadtplan nicht aus der Hand geben oder ihn gar nicht erst aus der Tasche holen, damit sie nicht als Tourist erkannt werden.

Der Wunsch, für einen Einheimischen gehalten zu werden, ist vermintes Gelände und kann zu den hässlichsten Szenen führen. »Du willst als Französin durchgehen, Mary Francis, das ist dein Problem, aber du bist einfach nur eine ganz gewöhnliche Amerikanerin.« Der Satz lockte mich ans Fenster, von wo aus ich das Ende einer Ehe beobachtete. Die arme Mary Francis mit ihrer beigefarbenen Baskenmütze. Im Hotel hatte sie vermutlich ganz passabel ausgesehen, aber jetzt klebte sie ihr wie ein alberner Filzpfannkuchen am Hinterkopf. Sogar ein Halstuch hatte sie um, und das mitten im Sommer. Es hätte noch schlimmer kommen können, dachte ich, sie hätte auch ein gestreiftes Seemannshemd anziehen können, aber auch so war ihr Aufzug

schlimm genug, eher ein billiges Kostüm.

Manche Touristen schreien die halbe Straße zusammen und scheren sich nicht im Geringsten darum, aber Mary Francis flüsterte nur. Auf ihren Mann wirkte auch das wie bloßes Gehabe und machte ihn nur noch wütender. »Amerikaner«, wiederholte er. »Wir leben nicht in Frankreich, wir leben in Virginia. Vienna, Virginia, kapiert?«

Ich sah den Mann an und wusste sofort, dass wenn wir uns auf einer Party begegneten, er sagen würde, er käme aus Washington, D.C. Und wenn man ihn nach der Adresse fragte, würde er sich zur Seite drehen und irgendwas von »Na ja, draußen am Stadtrand« brummeln.

Wenn man sich in den eigenen vier Wänden streitet, kann die beleidigte Person sich immer noch in einen anderen Teil des Hauses zurückziehen oder im Garten auf Blechbüchsen schießen, aber unter meinem Fenster gibt es nur die Möglichkeit zu weinen, zu schmollen oder ins Hotel zurückzustürmen. »Herrgott noch mal«, höre ich. »Können wir uns nicht einfach einen schönen Tag machen?« Das ist so, als würde man aufgefordert, sein Gegenüber attraktiv zu finden, und es funktioniert nie. Ich hab's versucht.

Auf Reisen geraten Hugh und ich uns meistens wegen des Schrittempos in die Haare. Ich gehe durchaus zügig, aber er hat längere Beine und hält meistens sieben Meter Vorsprung. Ein zufälliger Beobachter könnte glauben, Hugh laufe vor mir davon und flitze um die Ecken, um mich abzuschütteln. Fragt mich jemand, wie der letzte Urlaub war, gebe ich immer die gleiche Antwort. Ob in Bangkok, Ljubljana, Budapest oder Bonn: Was habe ich gesehen? Hughes Rücken, wie er im nächsten Moment in der Menschenmenge verschwindet. Ich bin sicher, bevor wir irgendwo hinfahren, ruft er im Fremdenverkehrsbüro an und fragt, welche Art Jacken in welcher Farbe die Einheimischen zurzeit tragen. Ist es beispielsweise eine blaue Windjacke, packt er die ein. Es ist geradezu unheimlich, wie er sich der Umgebung anpasst. Sind wir in einem asiatischen Land, könnte ich schwören, dass er sich kleiner macht. Ich weiß auch nicht, wie er das hinbekommt, aber es ist so. In London gibt es einen Laden, der neben Reiseführern auch Romane verkauft, die in dem jeweiligen Land spielen. Die Idee ist, dass man die Reiseführer der Information wegen und die Romane der Atmosphäre wegen liest – kein schlechter Gedanke, nur käme für mich einzig das Buch *Wo steckt die kleine Maus?* infrage. Meine ganze Energie ist darauf gerichtet, Hugh nicht aus den Augen zu verlieren, und deswegen verpasse ich alles andere.

Das letzte Mal ist es mir so in Australien ergangen, wo ich an einer Konferenz teilnahm. Hugh hatte alle Zeit der Welt, während mir gerade einmal vier freie Stunden am Samstagvormittag blieben. Sydney bietet jede Menge, aber ganz oben auf meiner Liste stand ein Besuch im Taronga Zoo, wo ich einen Dingo zu sehen hoffte. Ich hatte den Film mit Meryl Streep nie gesehen, und das Tier war mir ein einziges Rätsel. Hätte jemand gesagt: »Ich habe das Fenster aufgelassen, und ein Dingo flog

ins Haus«, hätte ich das genauso geglaubt, wie wenn jemand gesagt hätte: »Dingos? Unser Teich ist voll davon.« Zwei Beine, vier Beine, Flossen oder Flügel: Ich hatte keinerlei Vorstellung, was tatsächlich sehr aufregend war – eine echte Seltenheit im Zeitalter von Fernsehkanälen, die rund um die Uhr Naturfilme zeigen. Hugh bot an, eine Zeichnung zu machen, aber nachdem ich schon so nahe dran war, wollte ich bis zuletzt ahnungslos bleiben und dann vor dem Käfig oder Becken stehen und das Ding mit eigenen Augen sehen. Es wäre ein erhebender Moment, den ich mir nicht noch in letzter Minute verderben wollte. Allerdings wollte ich auch nicht alleine gehen, und genau da fing unser Problem an.

Hugh war fast die ganze Woche über schwimmen gewesen und hatte von seiner Schwimmbrille dunkle Ringe unter den Augen. Sobald er irgendwo am Meer ist, verbringt er Stunden im Wasser und schwimmt an den Bojen der Strandwacht vorbei bis hinaus in internationale Gewässer. Es sieht so aus, als wolle er nach Hause schwimmen, was sehr peinlich für den ist, der am Strand mit den Gastgebern zurückbleibt. »Ihm gefällt es hier sehr«, sage ich. »Ganz bestimmt.«

Bei Regen wäre er vielleicht mitgekommen, aber so hatte Hugh kein Interesse an Dingos. Ich musste eine Stunde lang jammern, bis ich ihn herumgekriegt hatte, und selbst dann tat er es nur widerwillig. Das war offensichtlich. Wir fuhren mit der Fähre zum Zoo. Während der gesamten Überfahrt starrte er sehnsüchtig aufs Wasser und machte kleine Kraulbewegungen mit den Händen. Mit jeder Sekunde wurde er angespannter, und kaum waren wir da, musste ich buchstäblich hinter ihm herrennen, um ihn nicht zu verlieren. Die Koalabären nahm ich nur als Schemen wahr, genau wie die Besucher, die vor dem Gehege standen und sich fotografieren ließen. »Können wir nicht ...«, keuchte ich, doch Hugh zog schon am Emu-Gehege vorbei und hörte mich nicht.

Er verfügt über den besten Orientierungssinn, den ich je bei einem Säugetier gesehen habe. Selbst in Venedig, wo die Straßen offenbar von Ameisen geplant wurden, trat er aus dem Bahnhof, sah kurz auf einen Stadtplan und führte uns schnurstracks zu unserem Hotel. Eine Stunde nachdem wir eingechekkt hatten, erklärte er Fremden den Weg, und als wir abfuhren, schlug er den Gondolieri Abkürzungen vor. Vielleicht roch er die Dingos. Vielleicht hatte er ihr Gehege vom Flugzeug aus gesehen, jedenfalls marschierte er geradewegs darauf los. Ich traf eine Minute nach ihm ein und musste mich erst einmal vorbeugen, um wieder zu Atem zu kommen. Danach hielt ich mir die Hände vors Gesicht, richtete mich auf und schob langsam die Finger auseinander. Zuerst sah ich einen Zaun, und dann, dahinter, einen flachen Wassergraben. Ich sah ein paar Bäume, einen Schwanz, und dann konnte ich es nicht länger aushalten und ließ die Hände fallen.

»Aber die sehen ja aus wie Hunde«, sagte ich. »Bist du sicher, dass wir hier richtig sind?«

Niemand antwortete, und als ich mich umdrehte, stand neben mir eine leicht verschüchterte Japanerin. »Entschuldigung«, sagte ich. »Ich dachte, Sie wären die

Person, die ich um den halben Erdball mit hierhergenommen habe. Erster Klasse.«

Ein Zoo ist ein guter Ort, um aus der Rolle zu fallen, da die Leute um einen herum noch viel unheimlichere und fotogenere Dinge bestaunen können. Ein Gorilla, der genüsslich einen Kopf Eisbergsalat verspeist und sich dabei einen runterholt, ist um einiges unterhaltsamer als ein Mann in den mittleren Jahren, der wild hin und her rennt und mit sich selber redet. Das Selbstgespräch dreht sich immer um die gleiche Sache: die Probe für meine Abschiedsrede. »... denn diesmal, mein Freund, ist es vorbei. Und das meine ich ernst.« Ich stelle mir vor, wie ich meinen Koffer packe und alles achtlos hineinwerfe. »Solltest du mich vermissen, schaff dir einen Hund an, ein feistes, altes Tier, das dir nachrennen muss, dann hörst du auch weiterhin dieses Hecheln hinter dir, das dir so vertraut ist. Ich jedenfalls bin damit durch.«

Ich werde durch die Tür gehen, ohne mich noch einmal umzudrehen, werde seine Anrufe ignorieren und keinen seiner Briefe öffnen. Die Töpfe und Pfannen, das ganze Zeug, das wir zusammen angeschafft haben, soll er alles behalten, es bedeutet mir nichts. Meine Devise lautet: »Ein sauberer Neuanfang.« Was soll ich da mit einem Schuhkarton voller Fotos oder mit dem braunen Gürtel, den er mir zum dreiunddreißigsten Geburtstag geschenkt hat, als wir uns gerade kannten und er noch nicht wusste, dass man einen Gürtel von seiner Tante, aber nicht von seinem Lover bekommt, auch wenn er ihn selbst gemacht hat? Seitdem allerdings hatte er ein gutes Händchen für Geschenke: ein täuschend echt wirkender Aufziehhund mit einem Fell aus Schweinsleder, ein professionelles Mikroskop, das ich während meiner Spinnen-Phase bekam, und als Krönung von allem ein Gemälde aus dem siebzehnten Jahrhundert, das eine holländische Bäuerin beim Windelnwechseln zeigt. Diese Dinge würde ich behalten – warum auch nicht? Genau wie den Tisch, den er mir geschenkt hat, und die Kaminverkleidung und, allein aus Prinzip, den Zeichentisch, den er eindeutig für sich gekauft hatte und mir als Weihnachtsgeschenk andrehen wollte.

Inzwischen sah es so aus, als würde ich eher mit einem Lastwagen als zu Fuß meinen Abschied nehmen, aber egal, ich würde es tun. Ich sah mich mit dem Wagen davonfahren, bis mir einfiel, dass ich gar keinen Führerschein habe. Hugh müsste das übernehmen, aber er hatte es auch nicht besser verdient, nach allem, was er mir angetan hatte. Ein anderes Problem war die Frage, wohin der Lastwagen fahren sollte. Selbstverständlich zu einer Wohnung, nur wie sollte ich die besorgen? Ich kriege mit Mühe meinen Mund im Postamt auf, aber wie sollte ich mit einem Immobilienmakler reden? Dabei liegt es nicht einmal an der Sprache, da ich in New York genauso wenig an eine Wohnung kommen könnte wie in Paris. Wenn es um Summen über sechzig Dollar geht, bricht mir der Schweiß aus. Nicht nur auf der Stirn, sondern überall. Fünf Minuten in der Bank, und mein Hemd ist durchsichtig. Zehn Minuten, und ich klebe auf meinem Stuhl fest. Bei unserer letzten Wohnung verlor ich zwölf Pfund, obwohl ich nichts weiter tun musste als einmal zu

unterschreiben. Alles andere erledigte Hugh.

Das Erfreuliche ist, dass ich Geld habe, auch wenn ich nicht so genau weiß, wie ich drankommen kann. Zwar treffen regelmäßig die Kontoauszüge ein, aber ich öffne keinen Brief, der nicht persönlich an mich adressiert ist oder nach einer Gratisprobe aussieht. Hugh schlägt sich damit herum. Er öffnet die unangenehme Post und liest sie auch noch. Er weiß, wann unsere Versicherungsbeiträge fällig sind, wann unsere Visa verlängert werden müssen und wann die Garantie für die Waschmaschine abläuft. »Ich denke, wir sollten die Garantie verlängern lassen«, schlägt er vor, obwohl er genau weiß, dass, sollte die Maschine den Geist aufgeben, er selbst die Reparatur übernehmen würde, so wie bei allen anderen Dingen auch. Ich würde es ganz bestimmt nicht. Wenn ich allein lebte und etwas ginge kaputt, würde ich mir anderweitig helfen: statt der Toilette einen Farbeimer benutzen oder mir eine Kühlbox zulegen und den defekten Kühlschrank zum Kleiderschrank umfunktionieren. Einen Handwerker anrufen? Niemals. Es selber reparieren? Den Tag möchte ich erleben.

Ich bin fast ein halbes Jahrhundert alt und fürchte mich immer noch vor allem und jedem. Im Flugzeug sitzt ein Kind neben mir und unterhält sich mit mir, und ich mache mir Sorgen, wie bescheuert ich klinge. Die Nachbarn von unten laden mich zu einer Party ein, doch ich gebe vor, eine andere Verabredung zu haben. Anschließend verbringe ich den ganzen Abend im Bett, aus Angst, sie könnten meine Schritte hören. Ich weiß nicht, wie man die Heizung anmacht, eine E-Mail schreibt, telefonisch den Anrufbeantworter abfragt oder auch nur etwas halbwegs Kreatives mit einem Hühnchen anstellt. Hugh kümmert sich um alle diese Dinge, und wenn er mal nicht da ist, ernähre ich mich wie ein wildes Tier von halb rohem Fleisch, an dem hier und da noch Fellreste oder Federn hängen. Ist es da ein Wunder, dass er vor mir davonläuft? Wie wütend ich auch immer bin, es läuft stets auf das Gleiche hinaus: Ich werde ihn verlassen, und was dann? Bei meinem Dad einziehen? Dreißig Minuten tobe ich vor Wut, und wenn ich ihn dann endlich entdecke, spüre ich, noch nie über den bloßen Anblick eines Menschen so glücklich gewesen zu sein.

»Da bist du ja«, sage ich. Und wenn er fragt, wo ich gewesen bin, antworte ich aufrichtig und sage, ich bin verlorengegangen.

Zweite Besetzung

Im Frühjahr 1967 verreisten mein Vater und meine Mutter für ein Wochenende und ließen meine Schwestern und mich in der Obhut einer Frau namens Mrs. Byrd, die alt und schwarz war und bei einem unserer Nachbarn im Haushalt arbeitete. Sie traf am Freitagnachmittag bei uns ein, und nachdem ich ihren Koffer ins Schlafzimmer meiner Eltern gebracht hatte, gab ich ihr eine kleine Führung durchs Haus, wie ich es mir in Hotels vorstellte. »Das ist unser Fernseher, das ist Ihre private Sonnenterrasse, und hier drüben ist Ihr Badezimmer, nur für Sie.«

Mrs. Byrd legte eine Hand auf ihre Wange. »Zwick mich bitte, ich glaube, ich werde gleich ohnmächtig.«

Sie tat erneut überrascht, als ich eine Kommodenschublade aufzog und ihr erklärte, für Mäntel und so weiter hätten wir ein eigenes kleines Zimmer, das Ankleidezimmer hieß. »Es gibt davon zwei drüben gegenüber der Wand, Sie können das rechte benutzen.«

Ich dachte, es müsse ihr wie ein Traum vorkommen: *Ihr Telefon, Ihr festes Bett, Ihre Duschkabine mit Glasfront.*

Einige Monate später verreisten meine Eltern ein zweites Mal. Diesmal passte Mrs. Robbins auf uns auf, die ebenfalls schwarz war und mir wie Mrs. Byrd erlaubte, mich als Wundertäter zu fühlen. Vor dem Schlafengehen stellte ich mir vor, wie sie vor dem Bett meiner Eltern auf dem Teppich kniete und mit ihrer Stirn die goldene Tagesdecke streifte. »Ich danke dir, Jesus, für diese wunderbaren weißen Menschen und dass sie mir dieses schöne Wochenende geschenkt haben.«

Kam ein Teenager aus der Nachbarschaft zum Babysitten, alberten wir mit ihr herum, sprangen ihr beim Verlassen des Bads auf den Rücken und solche Sachen, aber gegenüber Mrs. Robbins und Mrs. Byrd verhielten wir uns respektvoll und wohlherzogen, ganz anders als sonst. Das machte das freie Wochenende meiner Eltern auch für uns zu einem Kurzurlaub – wann sonst hatte man die Möglichkeit, jemand ganz anderes zu sein?

Anfang September desselben Jahres machten meine Eltern mit meiner Tante Joyce und meinem Onkel Dick eine Woche Urlaub auf den Virgin Islands. Weder Mrs. Byrd noch Mrs. Robbins hatten in der betreffenden Woche Zeit, sodass meine Mutter eine gewisse Mrs. Peacock engagierte. *Wo genau sie sie aufgetrieben hatte, war etwas, das uns bis ans Ende unserer Kindheit beschäftigte.*

»War Mom jemals im Frauenknast?«, fragte zum Beispiel meine Schwester Amy. »Ich würd's lieber mit einem Männerknast versuchen«, sagte Gretchen dann, die nie ganz davon überzeugt war, dass es sich bei Mrs. Peacock um eine Person weiblichen Geschlechts handelte. Zumindest war die Anrede »Mrs.« eine Lüge, soviel war sicher.

»Sie *sagt* bloß, sie wäre verheiratet, damit die Leute ihr glauben!!!!« Das war eine der Feststellungen, die wir während der Woche in unser Notizbuch schrieben. Wir hatten ganze Seiten eilig hingekritzelter Sätze, mit zahllosen Ausrufezeichen und einzelnen unterstrichenen Wörtern. Es waren die Sorte Aufzeichnungen, die man beim Untergang eines Schiffs anfertigt und die den Hinterbliebenen einen kalten Schauer über den Rücken jagen. »Hätten wir das vorher gewusst«, jammern sie. »Oh, mein Gott, hätten wir das nur gewusst.«

Doch was gab es in dem Fall überhaupt zu wissen? Wenn eine Fünfzehnjährige ihre Babysitterdienste anbietet, erkundigt man sich natürlich bei ihren Eltern und fragt herum. Aber von einer erwachsenen Frau verlangte man keine Referenzen, schon gar nicht, wenn die Frau weiß war.

Unsere Mutter konnte sich später nicht mehr erinnern, wo sie Mrs. Peacock aufgetan hatte. »Eine Anzeige in der Zeitung«, sagte sie oder: »Ich weiß nicht mehr, vielleicht hatte jemand im Club sie mir empfohlen.«

Doch wer im Club hätte sich so eine Person ins Haus geholt? Um Mitglied zu werden, musste man bestimmte Voraussetzungen erfüllen, und eine davon war, keinen Kontakt mit Leuten wie Mrs. Peacock zu pflegen. Man ging nicht an Orte, an denen sie aß oder betete, und man vertraute ihr schon gar nicht das eigene Haus an.

Ich roch den Ärger in dem Moment, als ihr Wagen vor dem Haus hielt, eine rostige Schrottlaupe. Der Typ, der hinterm Steuer saß, hatte kein Hemd an und sah aus, als dürfe er sich bald zum ersten Mal rasieren. Er blieb sitzen, während die Person auf dem Beifahrersitz die Tür öffnete und ausstieg. Es war Mrs. Peacock, und das Erste, was mir an ihr auffiel, waren ihre Haare, die die Farbe von Margarine hatten und ihr in Wellen bis halb über den Rücken fielen. Sie hätten gut zu einer Meerjungfrau gepasst, aber nicht zu einer Sechzigjährigen, die nicht nur kräftig, sondern fett war und sich bewegte, als könne jeder Schritt der letzte sein.

»Mom!«, rief ich, und als meine Mutter aus dem Haus kam, setzte der Typ ohne Hemd rückwärts aus der Einfahrt und raste davon.

»War das Ihr Mann?«, fragte meine Mutter, worauf Mrs. Peacock auf die Stelle starrte, an der gerade noch der Wagen gestanden hatte.

»Ach was«, sagte sie. »Das war bloß Keith.«

Nicht »mein Neffe Keith« oder »Keith, der bei der Tankstelle arbeitet und in fünf Bundesstaaten gesucht wird«, einfach »bloß Keith«, als hätten wir ein Buch über ihr Leben gelesen und müssten alle darin vorkommenden Personen kennen.

Sie machte das oft im Laufe der Woche, und ich begann sie dafür zu hassen. Jemand rief bei uns an, und wenn sie aufgelegt hatte, sagte sie: »Das wär's dann mit Eugene« oder: »Ich habe Vicky gesagt, mich nicht mehr hier anzurufen.«

»Wer ist Eugene?«, fragten wir. »Was hat Vicky Schlimmes getan?« Worauf sie nur sagte, wir sollten uns um unsere eigenen Angelegenheiten kümmern.

Sie tat so, als wäre sie nicht unbedingt besser als wir, aber zumindest genauso

gut, was einfach nicht stimmte. Allein ihr Koffer, der mit einem Seil zugebunden war! Oder ihre undeutliche Art zu reden – nie auch nur ein verständlicher Satz. Ein höflicher Mensch hätte sich beeindruckt gezeigt, wenn man ihn durchs Haus führte, aber Mrs. Peacock sagte abgesehen von ein paar Fragen zum Herd sehr wenig und zuckte auch bloß mit den Schultern, als ich ihr das Kingsize-Bett meiner Eltern zeigte, ein Wort, das einem ein Gefühl von Macht und Freude darüber vermitteln sollte, am Leben zu sein. *Ich hab schon Besseres gesehen*, schien ihr Blick zu sagen. Das glaubte ich ihr keine Sekunde.

Als meine Eltern die ersten beiden Male verreisten, begleiteten meine Schwestern und ich sie zur Tür und beteuerten, wie sehr wir sie vermissen würden. Das war natürlich nur vorgespielt, um uns den Anschein von Feinfühligkeit und Wohlerzogenheit zu geben. Diesmal aber meinten wir es ernst. »Ach, jetzt stellt euch mal nicht so an«, sagte meine Mutter. »Es ist doch bloß für eine Woche.« Dann warf sie Mrs. Peacock einen Blick zu, der bedeuten sollte: »Tja. Kinder. Was soll man tun?«

Es gab dazu einen entsprechenden Blick, der übersetzt lautete: »Wenn ich das wüsste«, doch musste Mrs. Peacock ihn nicht kennen, weil sie genau wusste, was sie vorhatte: uns zu versklaven. Es gab kein anderes Wort dafür. Eine Stunde, nachdem meine Eltern fort waren, lag sie bäuchlings und nur mit einem Unterrock bekleidet auf dem Bett. Der Rock hatte wie ihre Haut die Farbe von Vaseline, eigentlich eine Nicht-Farbe, die mit gelben Haaren noch schlimmer aussah. Dazu kamen noch ihre stämmigen nackten Beine, mit tiefen Kratern in den Kniebeugen und überall von bedrohlich violetten Adern überzogen.

Meine Schwestern und ich versuchten es mit Diplomatie. »Gibt es nicht irgendwelche *Arbeiten* zu erledigen?«

»Du da, die mit der Brille.« Mrs. Peacock zeigte auf meine Schwester Gretchen. »Eure Mama hat was von Limo in der Küche gesagt. Geh und hol mir eine.«

»Sie meinen eine Cola?«, fragte Gretchen.

»Von mir aus«, sagte Mrs. Peacock. »Und nimm einen Becher mit Eis.«

Während Gretchen die Cola holte, wurde ich angewiesen, die Vorhänge zuzuziehen. Der Gedanke erschien mir aberwitzig, und ich versuchte alles, es ihr auszureden. »Die Privatterrasse ist der größte Vorteil Ihres Zimmers«, sagte ich. »Wollen Sie *wirklich* den Ausblick darauf versperren, solange die Sonne noch scheint?«

Sie wollte. Dann wollte sie ihren Koffer. Meine Schwester Amy legte ihn aufs Bett, und wir sahen zu, wie Mrs. Peacock das Seil aufknotete, hineingriff und eine Plastikhand hervorzog, die auf einem dreißig Zentimeter langen Stock steckte. Die Hand war nicht größer als eine Affenpfote, mit leicht nach innen gekrümmten Fingern, als seien sie beim Betteln erstarrt. Es war eine widerliche Klaue, die Nägel mit einer glänzenden Fettschicht überzogen, und im Laufe der Woche bekamen wir sie oft genug zu sehen. Noch heute zucken meine Schwestern und ich zurück, wenn

einer unserer Freunde uns bittet, ihm den Rücken zu kratzen. »Reib dich an einer Mauer«, sagen wir. »Miet dir eine Krankenschwester, aber lass mich in Frieden. Ich habe mein Quantum hinter mir.«

Niemand redete Ende der Sechziger von einem Handwurzeltunnelsyndrom, aber das heißt nicht, dass es das damals noch nicht gab. Wieder und wieder fuhren wir mit der Pfote Mrs. Peacocks Rücken entlang, wobei die Finger weiße Linien und manchmal sogar Striemen hinterließen. »Nicht so feste«, sagte sie, die Träger ihres Unterrocks bis über die Unterarme herabgezogen, die eine Gesichtshälfte platt auf die goldene Tagesdecke gepresst. »Bin ja schließlich nicht aus Stein, oder?«

Soviel war klar. Ein Stein schwitzte nicht. Ein Stein bekam keinen Ausschlag und bei einem Stein sprossen ganz bestimmt auch keine schwarzen Härchen zwischen den Schulterblättern. Als wir Mrs. Peacock auf die Härchen hinwiesen, sagte sie: »Ihr habt die verdammten Dinger auch, bloß sind die bei euch noch nicht raus.«

Wir schrieben den Satz wörtlich auf und lasen ihn bei unseren täglichen Krisentreffen vor, die meine Schwestern und ich im Wald hinter dem Haus abhielten. »Ihr habt die verdammten Dinger auch, bloß sind die bei euch noch nicht raus.« Es klang furchterregend, wenn man ihre Stimme nachmachte, und noch schlimmer, wenn man es ganz normal sagte, ohne ihr Genuschel und den Hinterwäldlerakzent.

»Kann kein Englisch«, schrieb ich in unsere Kummerkladde. »Kann keine zwei Sätze sagen, ohne das Wort verdammt zu benutzen. Kann ~~verdammt~~ noch mal nicht kochen.«

Der letzte Satz stimmte zwar nicht ganz, aber es hätte ihr bestimmt nicht wehgetan, ihr Repertoire ein wenig zu erweitern. Tag für Tag gab es Hamburger, die über unsere Köpfe gehalten wurden, als wären es Steaks. Jeder musste sich sein Essen verdienen, was bedeutete, dass man ihr Getränke holte, ihre Haare bürstete oder ihr mit der Affenpfote den Rücken beharkte, bis sie wohligh aufstöhnte. Die Essenszeit kam und ging. Mrs. Peacock, den Bauch voll Chips und Cola, rührte sich nicht, bis einer von uns wagte, sie darauf anzusprechen. »Warum sagt ihr denn nichts, wenn ihr Hunger habt? Kann ich etwa Gedanken lesen? Ich bin nicht euer verdammter Yogi oder sonst wer.«

Dann polterte sie in der Küche herum, knallte mit schwabbelnden Oberarmen die Pfanne auf den Herd, warf Hackfleisch hinein und spritzte Ketchup hinzu.

Meine Schwestern und ich saßen am Tisch, aber Mrs. Peacock aß im Stehen, *wie eine Kuh*, dachten wir, *wie eine Kuh mit einem Telefon*: »Sag Curtis, wenn er Tanya nicht zu R.C.s Verhandlung bringt, kriegt er es mit mir *und* Gene Junior zu tun, darauf kann er Gift nehmen.«

Die Anrufe erinnerten sie daran, dass sie weitab vom Schuss war. Die Ereignisse spitzten sich zu: das Drama mit Ray, die Geschichte zwischen Kim und Lucille, und sie hockte irgendwo im hinterletzten Winkel. Jedenfalls war genau das für sie unser Haus: das Ende der Welt. Einige Jahre später hätte ich ihr sofort zugestimmt, doch damals war ich elf, man konnte noch den frischen Duft der Kiefernbalcken hinter den

Rigipsplatten riechen, und ich dachte, es wäre der schönste Ort auf der ganzen Welt.
»Ich würde zu gerne mal *deren* Haus sehen«, sagte ich zu meiner Schwester Lisa.
Und dann, zur Strafe, bekamen wir es zu sehen.

Es passierte am fünften Tag und war Amys Fehler – zumindest laut Mrs. Peacock. Jede halbwegs vernünftige Erwachsene mit Kindern hätte sich selbst die Schuld gegeben. *Nun ja*, hätte sie gedacht, *früher oder später musste es so kommen*. Eine Siebenjährige, die Arme weich wie Gummi vom stundenlangen Rückenkratzen, bringt die Affenpfote ins Elternschlafzimmer, wo sie ihr aus der Hand gleitet und zu Boden fällt. Alle fünf Finger brechen ab, und übrig bleibt eine gezackte kleine Faust am Ende eines Stocks.

»Jetzt hast du's geschafft«, sagte Mrs. Peacock und schickte uns alle ohne Abendessen ins Bett. Am nächsten Morgen fuhr Keith vor, noch immer ohne Hemd. Er hupte in der Einfahrt, und sie rief ihm durch die geschlossene Tür zu, er solle verdammt noch mal Ruhe geben.

»Ich glaube nicht, dass er Sie hören kann«, sagte Gretchen, worauf Mrs. Peacock sagte, sie hätte ihre Sprüche satt. Sie hatte überhaupt alle Sprüche satt, sodass wir stumm in den Wagen stiegen und Keith zuhörten, der eine ziemlich wirre Geschichte über sich und einen Typen namens Sherwood erzählte, während er uns aus dem vertrauten Teil von Raleigh in eine Gegend mit bellenden Hunden und Auffahrten aus Schotter brachte. Die Häuser sahen aus wie von Kinderhand gezeichnet: eine Reihe windschiefer Kästen mit Dreiecken darauf. Noch eine Tür und zwei Fenster dazu, fertig. Noch einen Baum in den Vorgarten? Ach nee, die Äste machen so viel Arbeit.

Mrs. Peacocks Haus wurde von zwei Parteien bewohnt, sie hinten und jemand, der Leslie hieß, vorne. Leslie war ein *Mann*, der im Arbeitsanzug neben dem Briefkasten stand und zum Spaß mit einem Dobermann-Pinscher kämpfte, als wir vorfuhren. Ich dachte, sein Gesicht würde sich beim Anblick von Mrs. Peacock verfinstern, aber tatsächlich lächelte er und winkte, und sie winkte zurück. Eingekeilt auf der Rückbank hockten fünf Kinder, die es kaum erwarten konnten, jemandem zu erzählen, dass man sie entführt habe, aber Leslie schien genauso wenig Notiz von uns zu nehmen wie zuvor Keith.

Als der Wagen hielt, drehte Mrs. Peacock sich nach hinten und verkündete, es gäbe eine Menge zu tun.

»Nur zu«, sagten wir, »wir warten hier.«

»Das würde euch so passen«, sagte sie.

Wir fingen damit an, vor dem Haus die Haufen des Dobermanns einzusammeln, der auf den Namen Rascal hörte. Der Vorgarten war damit vermint, aber der Garten auf der Rückseite, um den Mrs. Peacock sich kümmerte, war überraschend sauber, beinahe gepflegt. Es gab ein schmales Rasenstück, an das ein Beet mit niedrigen Blumen grenzte, ich glaube, es waren Stiefmütterchen. Auf der Veranda vor der Tür

standen noch mehr Blumen, die meisten in Plastiktöpfen, und dazwischen kleine Keramikfiguren: ein Eichhörnchen mit abgebrochenem Schwanz, eine grinsende Kröte.

Ich hatte Mrs. Peacock für eine Person gehalten, für die das Wort »süß« nicht existierte, und staunte deshalb nicht schlecht, als wir die hintere Haushälfte betraten und feststellten, dass sie vollgestopft mit Puppen war. Mindestens einhundert Stück, alle in einem einzigen Raum. Einige saßen auf dem Fernseher, andere waren aufrecht auf dem elektrischen Ventilator festgeklebt und unzählige weitere bevölkerten Regale, die vom Boden bis zur Decke reichten. Seltsamerweise waren die Puppen nicht nach Größe oder Qualität geordnet. Ein Puppenmodell im schicken Kleid wurde fast erdrückt von einer billigen weinenden Babypuppe, und daneben saß ein kleines Mädchen, das offenbar zu nahe an die Herdplatte gekommen war und dabei seine Haare versengt und sein Gesicht verschrumpelt hatte.

»Regel Nummer eins, niemand fasst was an«, sagte Mrs. Peacock. »Auch nicht mal eben so.«

Sie ging offenbar davon aus, ihre Wohnung sei etwas ganz Besonderes, eine Art Kinderparadies, ein Zauberland, dabei wirkte es auf mich einfach nur vollgestopft.

»*Und düster*«, fügten meine Schwestern später hinzu. »*Und heiß und stickig*.«

An der Wand über der Kommode hatte Mrs. Peacock einen Pappbecher-Spender. Ihre Hausschuhe standen neben der Tür zum Badezimmer, und in beiden steckte jeweils ein kleiner Troll mit wehenden Haaren, wie von einem heftigen Wind. »Hübsch, nicht?«, sagte sie: »Als würden die beiden Boot fahren.«

»Stimmt«, sagten wir. »Echt toll.«

Dann zeigte sie auf eine Puppenküche in einem der unteren Regale. »Der Kühlschrank war kaputt, da habe ich aus einer Streichholzschachtel einen neuen gemacht. Geht nur näher ran, dann könnt ihr besser sehen.«

»Den haben Sie *selbst* gemacht?«, fragten wir, obwohl es an der Reibfläche deutlich zu erkennen war.

Mrs. Peacock gab sich wirklich Mühe, eine gute Gastgeberin zu sein, aber ich wünschte, sie hätte es bleiben lassen. Meine Meinung von ihr stand fest und war sogar schriftlich dokumentiert. Eine Berücksichtigung ihrer kleinen Freundlichkeiten würde das Bild nur verwässern. Wie jedem Fünftklässler waren mir Schurken lieber, die durch und durch böse waren und es auch blieben, also wie Dracula und nicht wie Franksteins Monster, das alles ruinierte, indem es dem Bauernmädchen eine Blume gab. Zwar machte es die Sache halbwegs wieder gut und ertränkte das Mädchen einige Minuten später, aber es blieb trotzdem etwas davon hängen. Meine Schwestern und ich wollten Mrs. Peacock nicht verstehen. Wir wollten sie einfach nur hassen und waren deshalb erleichtert, als sie in ihren Wandschrank griff und einen zweiten Rückenkratzer hervorzog, offenbar den guten. Er war nicht größer als der andere, aber die Hand war schlanker und filigraner, eher die einer Dame als eines Affen. Von dem Moment an, da sie ihn in der Hand hatte, war es vorbei mit der Rolle

der freundlichen Gastgeberin. Sie zog das Männerhemd aus, das sie über ihrem Unterrock getragen hatte, und streckte sich lang auf dem Bett aus, umgeben von ihren Babypuppen, die sie als ihre »Puppenbabys« bezeichnete. Gretchen bekam die erste Schicht zugeteilt, und der Rest von uns musste draußen bei sengender Sonne Unkraut zupfen.

»Gott sei Dank«, sagte ich zu Lisa. »Ich hatte schon Angst, wir könnten Mitleid mit ihr bekommen.«

Als Kinder vermuteten wir, dass Mrs. Peacock verrückt war, unsere Standardbezeichnung für alle, die unempfänglich für unseren Charme waren. Erst als Erwachsene lernten wir genauer hinzuschauen und begannen uns zu fragen, ob sie vielleicht manisch depressiv war. Die jähren Stimmungsschwankungen, der viele Schlaf, eine drückende Trübsal, die es ihr unmöglich machte, sich anzuziehen oder zu waschen – deshalb der Unterrock, deshalb die ungepflegten Haare, die mit jedem Tag fettiger wurden und einen bleibenden Flecken auf der goldenen Tagesdecke meiner Eltern hinterließen.

»Ich frage mich, ob sie mal in der Psychiatrie war«, sagt Lisa heute. »Vielleicht wurde sie mit Elektroschocks behandelt, das machte man damals so, das arme Ding.«

Wir wünschten, wir wären als Kinder so mitfühlend gewesen, aber damals stand unsere Liste, und es war undenkbar, sie wegen einer läppischen Streichholzschachtel umzuwerfen. Als unsere Eltern aus dem Urlaub zurückkamen, stürzten wir auf den Wagen zu und redeten alle gleichzeitig auf sie ein. »Sie hat uns zu sich nach Hause verschleppt und uns Hundehaufen einsammeln lassen.« »Einmal mussten wir ohne Abendessen ins Bett.« »Sie hat gesagt, euer Schlafzimmer sei hässlich und ihr wärt blöd, weil ihr eine Klimaanlage habt.«

»Herr im Himmel«, sagte meine Mutter, »beruhigt euch erst einmal.«

»Wir mussten ihr den Rücken kratzen, bis uns fast die Arme abfielen«, »Es gab immer nur Hamburger, und als wir keine Brötchen mehr hatten, hat sie gesagt, wir sollen Cracker nehmen.«

Wir waren mit unsere Litanei noch nicht am Ende, als Mrs. Peacock sich aus der Frühstücksecke erhob und hinaus zum Carport kam. Sie war ausnahmsweise angekleidet und hatte sogar Schuhe an, aber es war zu spät, so zu tun, als sei nichts gewesen. In der Gegenwart meiner Mutter, die gebräunt und erholt aussah, wirkte sie umso kränklicher, beinahe unheimlich, den Mund zu einem schiefen Lächeln verzogen.

»Sie hat die ganze Zeit nur im Bett gelegen und erst gestern Abend angefangen, die Wäsche zu waschen.«

Ich glaube, ich erwartete einen gewalttätigen Showdown. Wie sonst sollte ich meine Enttäuschung erklären, als meine Mutter, anstatt Mrs. Peacock ins Gesicht zu schlagen, sie nur ansah und sagte: »Ach was, davon glaube ich kein Wort.« Das

sagte sie immer, wenn sie uns jedes Wort glaubte, aber zu müde war, sich damit herumzuschlagen.

»Aber sie hat uns *entführt*.«

»Na, ein Glück für sie.« Unsere Mutter begleitete Mrs. Peacock ins Haus und ließ meine Schwestern und mich unter dem Carport stehen. »Sind sie nicht furchtbar?«, sagte sie. »Ehrlich, ich weiß nicht, wie Sie das die ganze Woche ausgehalten haben.«

»Du weißt nicht, wie *sie* es mit *uns* ausgehalten hat?« – *Rums!* Die Tür knallte direkt vor unserer Nase zu, und meine Mutter bat ihren Gast in die Frühstücksecke und bot ihr etwas zu trinken an. Durch den Rahmen des Fensters sahen sie aus wie Schauspielerinnen auf einer Bühne, zwei Charaktere, die gegensätzlich zu sein scheinen und dann entdecken, dass sie vieles gemeinsam haben: eine ähnlich schwere Kindheit, eine Schwäche für kalifornischen Rotwein in Zwei-Liter-Flaschen und eine Abneigung für das ungehobelte Nachmittagspublikum, das auf der anderen Seite des geöffneten Vorhangs buht und pfeift.

Dieses alte Haus

Wenn es um die Einrichtung ihrer Wohnung ging, dachte meine Mutter rein praktisch. Nachdem sie schon früh erfahren musste, dass Kinder alles zerstören, was in ihrer Reichweite ist, wurde unser Mobiliar für die längste Zeit meiner Jugend eher nach Kriterien der Haltbarkeit als der Schönheit ausgesucht. Die einzige Ausnahme bildete die Esszimmergarnitur, die meine Eltern kurz nach ihrer Hochzeit kauften. Blieb der Blick eines Gastes auch nur länger als eine Sekunde auf der Anrichte hängen, war meine Mutter gleich zur Stelle und versuchte, ihm ein Kompliment zu entlocken. »Gefällt sie Ihnen?«, fragte sie. »Echt skandinavisch!« Wir lernten, dass dies der Name eines Erdteils war, eine kalte und unwirtliche Gegend, in der die Leute im Haus blieben und die Abschaffung von Tür- und Schubladengriffen planten.

Die Anrichte war, genau wie der Tisch, ein Musterbeispiel schlichter Eleganz. Beide waren aus Teakholz, das mit Tung-Öl behandelt worden war. Der warme Charakter des Holzes kam dadurch noch besser zur Geltung, und zu bestimmten Tageszeiten hatte man das Gefühl, dass es praktisch leuchtete. Nichts war so schön wie unser Esszimmer, besonders nachdem mein Vater die Wände mit Kork verkleidet hatte. Nicht der Kork, den man für Pinnwände verwendet, sondern gröber und dunkler, eine Farbe wie feuchter Kiefernmulch. Brannten die Kerzen neben der Wärmepfanne und stand das Geschirr mit der Holzkohlemaserung auf dem Tisch, das wir nur ganz selten benutzten, sah es aus wie auf einem Gemälde.

Das Esszimmer, so dachte ich damals, war ein Spiegel unserer Familie. Meine ganze Kindheit über gefiel es mir sehr, doch als ich sechzehn wurde, war es damit vorbei. Schuld daran war eine Fernsehserie über das harte Leben einer Familie aus Virginia während der Weltwirtschaftskrise. Man hatte weder einen Mixer noch war man Mitglied in einem Country Club, aber man war füreinander da. Und sie hatten dieses fantastische alte Haus, das aus den Zwanzigern oder noch davor stammen musste. Alle Schlafzimmer hatten schräge, holzverkleidete Wände und Petroleumlampen, die alles in mattes, goldenes Licht tauchten. Ich hätte das Wort »romantisch« zwar nicht benutzt, aber genau so kam es mir vor.

»Glaubst du vielleicht, die Zeit vor dem Krieg wäre rosig gewesen?«, fragte mein Vater einmal. »Stell dir vor, du müsstest um fünf Uhr früh aufstehen und auf der Straße im Schnee Zeitungen verkaufen. Ich habe das gemacht, und es stank zum Himmel.«

»Tja, tut mir leid, dass du so wenig Freude daran hattest«, sagte ich.

Wie jeder, der nostalgisch auf eine Zeit zurückblickt, die er selbst nicht erlebt hat, sah ich über kleinere Unannehmlichkeiten hinweg: Kinderlähmung, zum Beispiel, oder die Vorstellung, gekochte Eichhörnchen essen zu müssen. Die Welt war damals einfach großartiger, irgendwie kultivierter und auch hübscher anzusehen. Und all die

Geschichte! War es nicht niederschmetternd, in einem Haus zu wohnen, das nicht älter war als unsere Katze?

»Nein«, sagte mein Vater. »Überhaupt nicht.«

Meine Mutter sah das genauso: »Links und rechts von Nachbarn eingequetscht, und um in die Küche zu kommen, musste man durch das Schlafzimmer meiner Eltern. Wenn du das lustig findest, hast du deinen Großvater nie ohne Gebiss gesehen.«

Sie weinten ihrer Vergangenheit keine Träne nach und waren wenig begeistert, als meine Schwester Gretchen und ich sie erneut ins Haus schleppten. »Die *Andrew Sisters*?«, stöhnte mein Vater. »Was habt ihr denn an denen gefressen?«

Als ich anfang, meine Kleidung bei der Caritas zu kaufen, platzte ihm der Kragen, vermutlich aus gutem Grund. Die Knickerbocker und Hosenträger waren schon schlimm genug, aber als dann noch der Zylinder dazu kam, stellte er sich in die Tür und ließ mich nicht aus dem Haus. »Aber das passt doch alles nicht«, sagte er. »Dieser Hut und diese Hose, und dazu die verdammt Plateauschuhe ...« Einen Augenblick versagte ihm die Stimme, und er ruderte mit seinen Händen durch die Luft. Am liebsten hätte er in jeder einen Zauberstab gehalten. »Du siehst aus wie ... eine Schießbudenfigur.«

So wie ich die Sache sah, war nicht meine Kleidung das Problem, sondern das Umfeld. Natürlich wirkte ich neben einem skandinavischen Büfett deplaziert, aber in eine entsprechende Umgebung würde ich mich vollkommen harmonisch einfügen.

»Die für dich passende Umgebung nennt man psychiatrische Anstalt«, sagte mein Vater. »Und jetzt gib mir den bescheuerten Hut, bevor ich ihn abfackele.«

Ich sehnte mich nach einem Zuhause, in dem man die Geschichte respektierte. Vier Jahre später fand ich es endlich, und zwar in Chapel Hill, North Carolina. Ich war dort zu Besuch bei einem alten Freund von der Highschool, und weil ich gerade keinen Job und auch sonst keine Verpflichtungen hatte, beschloss ich, eine Weile zu bleiben und mir irgendwo eine Stelle als Tellerwäscher zu suchen. Das Restaurant, in dem ich anfangen konnte, war eine lokale Institution, ganz aus dunklem Holz und mit Fensterscheiben, die nicht größer waren als Spielkarten. Das Essen war okay, aber seinen Ruf hatte der Laden vor allem wegen der klassischen Musik, mit der der Besitzer, ein Mann namens Byron, den Speisesaal beschallte. Jeder andere hätte irgendeine Kassette eingeworfen, aber er nahm seine Verantwortung sehr ernst und plante jeden Abend, als ob es sich um eine Aufführung in Tanglewood handelte. Ich hoffte, mich vom Tellerwäscher zur Bedienungshilfe und schließlich zum Tischkellner hochzuarbeiten, behielt meine Ambitionen aber für mich. So wie ich aussah, in Reiterhosen und einer Smoking-Jacke, hätte ich dankbar sein müssen, dass man mich überhaupt genommen hatte.

Nachdem ich meinen ersten Lohn bekommen hatte, machte ich mich auf die Suche nach einer Wohnung. Sie musste nur billig und in der Nähe meines Arbeitsplatzes sein, und in beiden Punkten hatte ich Glück. Nicht im Traum hätte ich daran gedacht,

etwas in einem alten, unveränderten Haus zu finden, einer richtigen Pension. Die Besitzerin rückte gerade das Schild »Zimmer zu vermieten« zurecht, als ich vorbeiging, und der Blick, mit dem wir einander ansahen, schien zu sagen: »Ha! Da ist jemand von meinem Schlag.« Beide sahen wir aus wie Figuren aus einer zerkratzten Wochenschau, ich der arbeitslose Fabrikarbeiter mit Hornbrille und viel zu großem Tweedmantel, sie die resolute Witwe, die Zimmer vermietet, um über die Runden zu kommen. »Entschuldigen Sie«, rief ich. »Ist der Hut aus den Vierzigern?«

Die Frau hob die Hände und richtete ihre Kopfbedeckung, die aussah wie eine Handvoll Kirschen auf einem Teller aus Velourssamt. »Aber ja doch«, sagte sie. »Wie aufmerksam von Ihnen.« Ich will sie Rosemary Dowd nennen, und während sie sich vorstellte, versuchte ich, ihr Alter zu schätzen. Erschwert wurde die Sache dadurch, dass sie stark geschminkt war und eine dicke Schicht pfirsichfarbenes Puder aufgelegt hatte. Von weitem schien ihr Haar weiß, aber aus der Nähe waren überall gelbe Flecken wie angepinkerter Schnee. Ihre burschikos wirkende Erscheinung lag eher an ihrer Kleidung als an ihrem Aussehen. Sowohl unter ihrer Jacke als auch unter ihrer Bluse trug sie Schulterpolster, sodass sie kaum durch die Tür passte. Andere hätte das vielleicht gestört, aber Rosemary ging ohnehin selten aus dem Haus. Warum sollte sie auch?

Noch ehe ich über die Türschwelle getreten war, hatte ich das Zimmer bereits genommen. Allein das Äußere des Hauses machte mir die Entscheidung leicht. Manche hätten es schäbig gefunden – mein Vater nannte es später »eine Müllkippe« –, doch solange man sie nicht in den Mund steckte, konnte einem die wie Schuppen von der Wand bröckelnde Farbe nicht schaden. Das Gleiche ließ sich auch über die quietschende Veranda vor dem Haus und den ein oder anderen fehlenden Dachziegel sagen. Angesichts seiner besonderen Lage am Rand eines Universitätsparkplatzes, konnte man sich leicht vorstellen, es sei direkt vom Himmel gefallen, wie Dorothys Haus im *Zauberer von Oz*, nur mit einem zweiten Stockwerk. Drinnen war es noch besser. Durch die Eingangstür gelangte man ins Wohnzimmer oder »den Salon«, wie Rosemary sagte. Das Wort klang altmodisch, aber es passte. Samtvorhänge rahmten die Fenster. Eine blasse, blumengemusterte Tapete zierte die Wände, und es gab jede Menge Zierdeckchen, die flach ausgebreitet auf den Tischflächen lagen oder wie Spinnweben von den Lehnen wuchtiger Polstermöbel herunterhingen. Meine Blicke wanderten im Raum umher, und wie meine Mutter mit ihrer Esszimmergarnitur passte Rosemary genau auf, wo sie hängenblieben. »Ich sehe, Ihnen gefällt mein Diwan«, sagte sie und: »Das ist eine original Stephanie-Leuchte. So etwas findet man heute nicht mehr.«

Es war nicht weiter überraschend, dass sie mit Antiquitäten handelte beziehungsweise »sich in Antiquitäten versuchte«, wie sie sagte. Jeder freie Fleck war mit irgendetwas zugestellt: Bonbonieren aus Grünglas, gerahmte Fotografien von Filmstars, Zigarettenkästchen mit eingraviertem Monogramm auf dem Deckel. Ein Stockschild lehnte gegen einen geöffneten Überseekoffer, und als ich bemerkte,

der Griff sei aus Bakelit, zog meine neue Vermieterin die Nadeln aus ihrer Kirschenschale und erklärte, wir zwei würden bestens miteinander auskommen.

Viele Monate lang war es auch so. Rosemary bewohnte im Erdgeschoss mehrere abgetrennte Räume, die sie ihre Gemächer nannte. Sie waren durch eine Tür mit dem Salon verbunden, und von draußen konnte ich manchmal ihren Fernseher hören. Mir kam das wie Verrat vor, als hätte man im Innern einer Pyramide einen Billardtisch aufgestellt, aber sie versicherte, dass es sich um ein uraltes Gerät handelte, gewissermaßen das Model T unter den Fernsehapparaten.

Mein Zimmer war auf der ersten Etage. In einem Brief nach Hause schrieb ich, es sei »tipptopp«. Wie sonst hätte ich die gewellte, sich von der Wand lösende Tapete beschreiben sollen und die Tatsache, dass einfach alles stimmte. Das Bett, der Schreibtisch, die Stehlampe aus Messing: Sie schienen nur auf mich gewartet zu haben, und auch wenn einige Möbelstücke schon bessere Tage gesehen hatten – der Gästestuhl, beispielsweise, hatte keine Sitzfläche mehr –, war alles antik. Von meinem Fenster aus blickte ich auf den Parkplatz und dahinter auf die viel befahrene Straße, die zu meiner Arbeitsstätte führte. Rosemary gefiel es, dass ich in einem so vornehmen Restaurant arbeitete. »Es passt zu Ihnen«, sagte sie. »Und machen Sie sich nichts daraus, Tellerwäscher zu sein, ich glaube, sogar Gable hat das eine Zeitlang gemacht.«

»Tatsächlich?«

Ich kam mir unglaublich schlau vor, alle ihre Anspielungen auf Anhieb zu verstehen. Ihr zweiter Untermieter wusste nicht einmal, wer Charlie Chan war, dabei war der Typ ein halber Koreaner. Hin und wieder begegnete ich ihm im Flur. Soweit ich weiß, studierte er Chemie. Es gab noch ein drittes Zimmer, doch wegen eines Wasserschadens hatte Rosemary Schwierigkeiten, es zu vermieten. »Nicht, dass ich unbedingt darauf aus wäre«, erklärte sie mir. »In meinem Gewerbe zählt Qualität mehr als Quantität.«

Ich zog Anfang Januar ein, und den ganzen Winter über kam mir mein Leben vor wie ein schöner Traum. Wenn ich abends nach Hause kam, saß Rosemary im Salon, genau wie ich in voller Kostümierung. »Aha«, sagte sie, »auf Sie, junger Mann, habe ich gewartet.« Dann zog sie irgendeine Neuerwerbung hervor, die sie bei einer Haushaltsauflösung erstanden hatte, und erklärte mir, was daran so wertvoll war. »Auf den späteren Kasserollen von Fire King ist der Helm des Firmenemblems bloß aufgedruckt und nicht geprägt.«

Es kam darauf an, anders zu sein als das übrige Amerika mit seinen Radardetektoren, Einkaufszentren und rotierenden Duschköpfen. »Alles, was nicht neu ist und glänzt, können sie nicht gebrauchen«, beklagte sich Rosemary. »Zeigt man denen die Freiheitsglocke, meckern sie noch über den Riss. So sind die Leute heutzutage. Ich weiß, wovon ich rede.«

In Raleigh gab es einen Radiosender, der alte Sendungen brachte. An manchen Abenden, wenn der Empfang gut war, saßen wir gemeinsam auf dem Diwan und

tauschten Jack Benny oder »Fibber McGee und Molly«. Manchmal flickte Rosemary eine alte Uniform des Women's Army Corps mit ihrem alten Näh-Necessaire, während ich in den offenen Kamin starrte und mir wünschte, er wäre noch zu benutzen. Oder wir blätterten durch alte *Look*-Magazine. Oder der Wind rüttelte an den Fenstern, und wir saßen da mit einem Quilt über dem Schoß und sogen den schweren Duft der Mottenkugeln ein.

Ich hoffte, es würde immer so weitergehen, bis eines Tages die Vergangenheit an die Tür klopfte. Nicht die gute, die man sammeln konnte, sondern die schlechte, die Arthritis hatte. Eines Nachmittags Anfang April kam ich von der Arbeit nach Hause und traf im Salon auf eine verstört blickende, weißhaarige Frau. Sie hatte steife, krumme Finger, sodass ich ihr nicht die Hand reichte, sondern nur flüchtig grüßte. Sie stellte sich mir als »Sister Sykes« vor. Ich hielt sie zunächst für eine Gemeindeschwester, doch dann kam Rosemary aus ihren Gemächern und erzählte mit zusammengebißenen Zähnen, dass es sich um einen Künstlernamen handelte.

»Mutter war professionelles Medium«, sagte sie. »Hatte einen Satz Tarot-Karten und eine Glaskugel und erzählte den Leuten jeden Hokusfokus, den sie hören wollten.«

»Genauso war's«, kicherte Sister Sykes.

Man hätte annehmen können, dass jemand, der selbst gelegentlich einen Turban trug, nichts gegen ein Medium als Mutter gehabt hätte, aber Rosemary war darüber weg. »Hätte sie mir vor dreißig Jahren prophezeit, dass ich sie später einmal pflegen müsste, hätte ich den Kopf in den Ofen gesteckt und mich umgebracht«, gestand sie mir.

Im Juni machte der Chemie-Student sein Examen, und in sein Zimmer zog ein junger Mann ein, der Chaz hieß und beim Straßenbau arbeitete. »Du kennst die Typen, die am Straßenrand die Fahne schwenken?«, sagte er. »So einer bin ich.«

Sein Gesicht war so geschliffen und einprägsam wie sein Name, und nachdem ich beschlossen hatte, dass er zu gut aussah, machte ich mich auf die Suche nach Fehlern. Die Kerbe in der Unterlippe verstärkte nur seine Anziehung, also verlegte ich mich auf die Haare, die eindeutig gefönt waren, sowie auf eine Kette aus türkisgrünen Kieselsteinen, die unter seinem offenen Hemd hervorschaute.

»Was guckst du so?«, fragte er, und noch bevor ich rot werden konnte, begann er von seiner Exfreundin zu erzählen. Sie hatten sechs Monate gemeinsam in einer kleinen Wohnung hinter Fowlers Lebensmittelgeschäft gelebt, doch dann hatte sie ihn mit einem gewissen Robby betrogen, ein Arschloch von der Uni in North Carolina, dessen Hauptfach es war, anderen Leuten das Leben zu verpfuschen. »Du bist keiner von den aufgeblasenen College-Typen, oder?«, fragte er.

Vielleicht hätte ich besser »Nein« anstatt »Im Augenblick nicht« sagen sollen.

»Und was hast du studiert?«, fragte er. »Bankraub?«

»Wie bitte?«

»Deine Klamotten«, sagte er. »Du und die Lady von unten, ihr seht aus wie die Leute aus *Bonnie und Clyde*, nicht die Hauptpersonen, sondern die anderen beiden, die immer alles vermässeln.«

»Nun ja, wir sind eben unverwechselbar.«

»Unverwechselbare Spinner«, sagte er und lachte, um zu zeigen, dass er es nicht böse meinte. »Na denn, ich habe keine Zeit, hier rumzustehen und große Reden zu schwingen. Mein Freund und ich gehen auf Kneipentour.«

So ging das jedes Mal: Zuerst verwickelte er einen in ein Gespräch und brach es dann abrupt ab, als hätte ich ihn zu der ganzen Quasselei angestiftet.

Bevor Chaz eingezogen war, war es bei uns oben ziemlich ruhig gewesen. Jetzt hörte ich sein Radio durch die Wand, ein Rocksender, bei dessen Lärm man sich nur schwer einreden konnte, in einer freundlicheren Zeit zu leben. Wenn er Langeweile hatte, klopfte er an meine Tür und fragte nach einer Zigarette. Dann stand er da, rauchte und beschwerte sich, mein Zimmer sei zu sauber, meine Skizzen zu skizzenhaft und mein altmodischer Bademantel zu altmodisch. »Ach, was soll's«, sagte er. »Ich muss mich um meinen eigenen Kram kümmern.« Jede Nacht passierte das drei- oder viermal.

So wie Chaz das Leben in der ersten Etage veränderte, veränderte Sister Sykes es im Erdgeschoss. Eines Morgens ging ich die Post holen und begegnete Rosemary, gekleidet wie jede andere Frau ihres Alters: Statt Hut und Modeschmuck trug sie bloß eine Hose und eine langweilige Bluse ohne Schulterpolster. Sie hatte auch kein Make-up aufgelegt und sich die Haare nicht aufgedreht. »Was soll ich Ihnen sagen«, erklärte sie. »Sich fein zu machen, kostet Zeit, und die habe ich einfach nicht mehr.« Mit dem Salon, der immer genau richtig gewesen war, ging es ebenfalls abwärts. Jetzt standen Eistee-Dosen auf der Musiktruhe, und in der Ecke, wo zuvor die Kredenz gestanden hatte, stapelten sich Kisten mit Töpfen und Pfannen. Es gab auch keine Musikabende mit Jack Benny mehr, weil Sister Sykes dann ihr Bad nahm. »Die Bienenkönigin« nannte Rosemary sie.

Eines Sommertages, kurz nach dem 4. Juli, kam ich nach unten und sah zwei abgewetzte weiße Koffer neben der Tür. Ich hoffte, irgendwer würde ausziehen, am liebsten Chaz, doch dann stellte sich heraus, dass die Gepäckstücke gerade erst ins Haus gekommen und nicht auf dem Weg nach draußen waren. »Darf ich Sie mit meiner Tochter bekannt machen«, sagte Rosemary in dem gleichen zerknirschten Tonfall, mit dem sie schon ihre Mutter vorgestellt hatte. Die junge Frau, nennen wir sie Ava, griff nach einer Haarsträhne und steckte sie sich in den Mund. Sie war dürr und sehr blass, trug eine Jeans und ein Western-Hemd. »Lebt in ihrer eigenen kleinen Welt«, sagte Sister Sykes.

Als Rosemary mir nachher erzählte, ihre Tochter käme frisch aus einer psychiatrischen Anstalt, gab ich mir alle Mühe, überrascht zu tun. Man hätte meinen können, sie sei auf Acid, so wie sie da saß und irgendwelche Dinge anstarrte, als gäbe es daran ein großes Geheimnis zu entdecken: ein Aschenbecher, eine

vertrocknete Motte, Chaz' Fön oben im Badezimmer – alles fand ihre ungeteilte Aufmerksamkeit, einschließlich meines Zimmers. Keins der Zimmer in der ersten Etage ließ sich mehr abschließen. Die Schlüssel waren schon vor Jahren verlorengegangen, sodass Ava zu mir hereinspazierte, wann immer ihr gerade danach war. Wenn ich nach einem langen Arbeitstag nach Hause kam, den Geruch feuchter Küchenabfälle in meiner Kleidung, die Schuhe durchnässt vom Spülwasser, hockte sie auf meinem Bett oder stand wie ein Zombie hinter meiner Tür.

»Du hast mich ganz schön erschreckt«, sagte ich, worauf sie mich nur anstarrte, bis ich mich abwandte.

Die Situation in Rosemarys Haus erreichte einen neuen Tiefpunkt, als Chaz seinen Job verlor. »Ich war überqualifiziert«, sagte er mir, doch in den folgenden Tagen wuchs sich seine Geschichte aus, und er spürte ein wachsendes Bedürfnis, mich daran teilhaben zu lassen. Er klopfte noch häufiger an meine Tür, egal, ob es sechs Uhr früh oder weit nach Mitternacht war. »Und noch etwas ...«, sagte er, als sei ihm etwas eingefallen, das er unbedingt loswerden musste. Nach einer Schlägerei rannte er mit einem Veilchen durch die Gegend. Dann warf er sein Radio aus dem Fenster und verteilte die Einzelteile auf dem Parkplatz.

Eines Abends klopfte er spät an meine Tür, und als ich öffnete, packte er mich um die Hüfte und hob mich in die Luft. Das mag harmlos klingen, aber es gab nichts zu feiern. Wir hatten weder ein Spiel gewonnen noch waren wir kurz vor der Hinrichtung begnadigt worden. Ein ausgelassener Mensch nennt einen auch nicht »Handpuppe des Herrn der Finsternis«, wenn er einen unvermittelt hochhebt. Von da an war mir klar, dass mit dem Typen irgendetwas nicht stimmte, nur konnte ich nicht genau sagen, was. Wahrscheinlich glaubte ich, Chaz sehe zu gut aus, um verrückt zu sein.

Erst als er damit anfang, Zettel unter meine Tür zu schieben, beschloss ich, mein Bild von ihm zu revidieren. »Ich werde *sterben* und am selben Tag wiederkommen«, stand auf einem. Es war nicht nur die Botschaft, sondern auch die krakelige Handschrift mit lauter ineinander geschobenen Buchstaben, die mir Angst machte. Einige der Zettel enthielten kleine Skizzen und Flammenzungen in roter Tinte. Als auch Rosemary welche bekam, rief sie ihn in den Salon und sagte, er müsse das Haus verlassen. Ein oder zwei Minuten lang schien er sich damit abzufinden, doch dann überlegte er es sich anders und drohte, er werde als Phantom wiederkommen.

»Hat er »Gnom« gesagt?«, fragte Sister Sykes.

Eine Woche später erschienen Chaz' Eltern und fragten, ob jemand von uns ihn gesehen hätte. »Er ist schizophran, wissen Sie, und manchmal vergisst er, seine Medikamente zu nehmen.«

Ich hätte von Rosemary Mitleid erwartet, doch war sie auf Geisteskrankheiten offenbar nicht mehr gut zu sprechen, genauso wenig wie auf alte Leute und Untermieter, die man ins Haus holen musste, um über die Runden zu kommen. »Wenn er nicht alle beisammen hat, hätten Sie mir das vorher sagen sollen«, sagte

sie zu Chaz' Vater. »Ich kann solche Leute nicht ins Haus lassen. Bei den vielen Antiquitäten ist das viel zu gefährlich.« Der Mann blickte im Salon umher, und in dem Moment sah ich, was er sehen musste: ein verstaubtes Zimmer voller Gerümpel. Das war vorher nicht anders gewesen, nur sprang aus irgendeinem Grund – vielleicht wegen der Hitze oder der tiefen Verzweiflung des Paares, die beinahe ansteckend wirkte – jeder Kratzer und jeder Fleck überdeutlich ins Auge. Noch depressiver war der Gedanke, dass ich hierher gehörte, dass ich dazu passte.

Jahrelang hatte die Universität sich bemüht, Rosemarys Haus zu kaufen. Immer wieder erschienen Leute an der Tür, und wenn Rosemary davon berichtete, kam es einem vor wie ein Film aus dem Spätprogramm. »Da sagte ich zu ihm: ›Aber verstehen Sie nicht? Das ist nicht irgendein Haus. Das ist mein Zuhause, Sir. Mein Zuhause.««

Natürlich waren sie nicht an dem Gebäude interessiert, sondern bloß an dem Grundstück. Mit jedem weiteren Semester stieg der Preis, und es war zweifellos klug von ihr, sie so lange hinzuhalten. Ich weiß nicht, wie viel sie ihr zuletzt boten, aber Rosemary nahm an. Sie unterschrieb den Vertrag mit einem antiken Füllfederhalter, den sie immer noch in der Hand hielt, als sie mir die Nachricht überbrachte. Das war im August. Ich lag gerade auf dem Boden und machte mit rudernden Armen einen Engel aus Schweiß. Ein Teil von mir war traurig, dass das Haus verkauft wurde, aber der andere, größere Teil, der für Klimaanlage schwärmte, war mehr als froh, etwas Neues anzufangen. Es war ziemlich klar, dass ich in dem Restaurant nie über einen Job als Tellerwäscher hinauskommen würde. Außerdem war es hart, in einer Uni-Stadt zu wohnen und selbst nicht zur Uni zu gehen. Die Studenten, die ich von meinem Fenster aus sah, waren eine ständige Mahnung, nicht einfach nur meine Zeit zu vertrödeln, und ich machte mir bereits Gedanken, wie es in zehn Jahren wäre, wenn sie mir wie Halbwüchsige vorkämen.

Einige Tage vor meinem Auszug saß ich mit Ava auf der Terrasse vor dem Haus. Es hatte gerade zu regnen begonnen, als sie sich an mich wandte und fragte: »Habe ich dir je von meinem Daddy erzählt?«

Es war der längste Satz, den ich bis dahin von ihr gehört hatte. Bevor sie weitermachte, zog sie Schuhe und Socken aus und stellte sie neben sich. Dann steckte sie sich eine Haarsträhne in den Mund und erzählte, ihr Vater sei an einem Herzinfarkt gestorben. »Er sagte nur, er fühle sich nicht gut, und eine Stunde später war er tot.«

Auf mein Nachfragen erfuhr ich, dass er am 19. November 1963 gestorben war. Drei Tage später war die Beerdigung. Auf der Fahrt von der Kirche zum Friedhof sah Ava aus dem Fenster und bemerkte, dass alle Leute, an denen sie vorbeikamen, weinten. »Alte Leute, Studenten, sogar die Schwarzen an der Tankstelle – unsere Brüder oder wie auch immer wir sie jetzt nennen sollen.«

Der Ausdruck war so altmodisch, dass ich ihn gleich benutzen musste. »Und

woher kannten die Brüder deinen Vater?«

»Das ist es ja«, sagte sie. »Bis nach der Beerdigung sagte uns keiner, dass Kennedy ermordet worden war. Es geschah, während wir in der Kirche waren, und deshalb waren die Leute auf der Straße so bestürzt. Wegen des Präsidenten, nicht wegen meines Vaters.«

Dann zog sie ihre Socken wieder an und verschwand im Salon, während ich und ihre Schuhe auf der Veranda zurückblieben.

Wenn ich Leuten später davon erzählte, sagten sie nur: »Ach, komm schon«, so unglaublich klang die Geschichte. Ein arthritisches Medium, ein abbruchreifes Haus und zwei bis vier Verrückte, je nachdem, wie offen man für Kopfbedeckungen war. Noch schwerer zu schlucken war die Tatsache, dass wir alle wie Klischees wirkten. Gerade so, als hätte man einen Roman von Carson McCullers und ein Stück von Tennessee Williams genommen und sämtliche Bühnenbilder und Personen in einen Topf gegeben. Ich erwähnte nicht einmal, dass Sister Sykes ein Totenkopffäffchen hatte, weil es dann ganz vorbei war. Schon die bloße Umgebung musste Vorbehalte wecken: die Studentenstadt im Grünen, das Restaurant mit der klassischen Musik.

Ich habe mir nie vorgestellt, Kennedys Ermordung könnte für Avas Zusammenbruch verantwortlich gewesen sein. Viele Leute erleben bestürzende Zufälle, ohne bleibende Schäden davonzutragen, und ich bin sicher, ihre Probleme hatten schon Jahre vorher begonnen. Was Chaz angeht, erfuhr ich später, dass Schizophrenie sehr häufig ihre Medikamente eigenmächtig absetzen. Seltsam kam es mir vor, dass sowohl er als auch ich in der gleichen Pension landeten, obwohl es ganz normal ist, dass billige Unterkünfte Leute ohne Geld anziehen. An ein eigenes Apartment war zu jener Zeit nicht zu denken, und selbst wenn ich ein erschwingliches aufgetan hätte, wäre dadurch mein größter Wunsch nicht erfüllt worden, nämlich mit Gleichgesinnten in der Vergangenheit zu leben beziehungsweise in dem, was ich für die Vergangenheit hielt – eine Welt voller antiker Gegenstände. Was ich damals nicht begreifen konnte und bis heute nicht recht verstehe, ist die Tatsache, dass alle diese Dinge irgendwann einmal neu waren. Das schnarrende Grammophon, der wuchtige Diwan, worin unterschieden sie sich von einem Acht-Spur-Tonbandgerät oder der skandinavischen Esszimmergarnitur meiner Eltern? Mit der Zeit, denke ich, kann jedes Ding etwas hermachen. Es muss nur lange genug durchhalten.

Kumpel, hast du eine Krawatte übrig?

Als meine ältere Schwester und ich jung waren, legte unsere Mutter immer die Kleidung für den nächsten Tag heraus und hängte sie vor dem Schlafengehen an die Türklinken. »Wie wär's damit?«, fragte sie, und wir staunten über unsere reinen, fleckenfreien Hüllen. Zweifellos waren Kinder damals besser gekleidet: keine abgeschnittenen Hosen, keine T-Shirts und Baumwollsaft für alle. Die Jungen sahen aus wie kleine Tunten und die Mädchen wie Bette Davis in *Was geschah wirklich mit Baby Jane?*. Nur an Halloween durften wir selbst entscheiden, was wir anziehen wollten. Einmal ging ich als Pirat, danach nur noch als Landstreicher. Man hört das Wort nur noch selten. Genau wie »Tramp« ist es durch »Obdachloser« ersetzt worden, obwohl es nicht das Gleiche bedeutet. Anders als jemand, der vor die Tür gesetzt wird oder seine Wohnung durch einen Brand verliert, entschied sich der Landstreicher aus freien Stücken für das raue Leben auf der Straße. Frei in den Tag hinein zu leben und sich nicht mit Rechnungen und Hypothekenzahlungen herumschlagen zu müssen, kam seinen Trinkgewohnheiten entgegen, und er war für jeden Unterschlupf dankbar. Im Gegensatz zum Penner wirkte er viel weniger bedrohlich und war fast schon eine erheiternde Gestalt.

Alles das hatte nichts mit der Wahl meines Halloween-Kostüms zu tun. Ich ging als Landstreicher, weil es kein großer Aufwand war: die Wangen mit Kohle geschwärzt, löchrige Schuhe, ein Hut, ein zu großes Hemd und ein mit Essensresten und Asche beschmiertes Sakko. Zieht man den Hut ab, entspricht das genau meinem Kleidungsstil seit 1978. In den Achtzigern hatte der Look ein gewisses Weltenbummler-Appeal, aber heute, ergänzt um ein bernsteinfarbenes Gebiss und nikotingelbe Finger, fällt am häufigsten das Wort »verhutzelt«. Wenn die Leute Hugh nach dem Weg zur nächsten Citibank fragen, wollen sie von mir wissen, wo es zur nächsten Blutbank geht.

Das soll nicht heißen, dass ich keine Standards hätte. In dem Jahr, als ich vierzig wurde, warf ich sämtliche billigen Jeans weg, seither laufe ich in billigen Stoffhosen durch die Gegend. Ich besitze keine Sonnenbrille, trage nichts mit Aufdruck und mit Shorts gehe ich nur in der Normandie vor die Tür, was im Grunde wie West Virginia ist, nur ohne die Beutelratten. Nicht, dass ich keine eleganten Sachen im Schrank hätte. Ich habe nur Angst, sie anzuziehen, weil sie im Handumdrehen voller Brandlöcher und Flecken wären.

Mein einziges teures Kleidungsstück ist ein marineblauer Kaschmirpullover. Er hat vierhundert Dollar gekostet und sieht aus, als hätte man ihn dem Maul eines Tigers entrissen. »Was für eine Schande«, sagte die Frau in der Reinigung, als ich ihn zum ersten Mal dorthin brachte. Sie hatte den Pullover zu einem kleinen Päckchen zusammengefasst und strich sanft mit der Hand darüber, als sei es ein frisch

verstorbenes Kaninchen. »Wie weich er sich anfühlt«, flüsterte sie.

Ich traute mich nicht zu sagen, dass der Pullover absichtlich so zugerichtet war. Der lange Riss quer über die linke Schulter und die Dutzende Löcher an Armen und Torso gehörten zum Design. Normalerweise mache ich um vorbehandelte Kleidung einen großen Bogen, aber bei diesem Pullover war man noch einen Tick weiter gegangen und hatte ihn ruiniert. So wie er aussieht, kann ihm nichts mehr passieren, und ich kann ihn unbesorgt tragen. Für die Hälfte des Geldes hätte ich einen makellosen Pullover bekommen, ihn einem Tiger vorwerfen und wieder entreißen können, aber wer hat – ab einem bestimmten Alter – für so etwas noch die Zeit?

Meine zweit teuerste Anschaffung war ein Paar Schuhe, die aussehen, als gehörten sie einem Clown. Meine Schwester Amy sagt, sie hätten einen »negativen Absatz«, womit sie offenbar meint, dass ich in Socken tatsächlich größer bin. Für jemanden meiner Größe ist das sicherlich keine ideale Wahl, aber es sind die einzigen Schuhe, in denen ich nicht humpeln muss. Ich habe schlimme Plattfüße, die die meiste Zeit meines Lebens zumindest wie Füße aussahen. Inzwischen sind sie rundum entzündet und haben die Form öder, platter Bundesstaaten, durch die niemand fahren will.

Ich bedauere nur, nicht mehr von den Clown-Schuhen gekauft zu haben, ein Dutzend oder zwei Dutzend Paare, die bis an mein Lebensende gereicht hätten. Andere Leute mögen es schrecklich finden, immer in den gleichen Schuhen zu gehen, aber für mich gibt es in Sachen Mode nur einen einzigen Grundsatz: Bloß keine Veränderungen. Leider kommt es immer wieder anders. Ich rede mir zwar ein, über allen Trends zu stehen, doch deutet die Tatsache, dass ich gegenwärtig ganz vernarrt in Herrenhandtaschen bin, eher in die andere Richtung. Offenbar bin ich immer noch anfällig für peinliche modische Verirrungen, und obwohl ich sie mit allen Mitteln abzuwehren versuche, gelingt es mir nicht immer. In der Hoffnung, mir zukünftige Demütigungen zu ersparen, habe ich einige meiner schlimmsten Ausrutscher zu kurzen Lektionen zusammengefasst, die ich mir vor jedem Einkauf nach Möglichkeit ansehe. Sie lauten im Einzelnen:

Nie wieder eine Brille im Euro-Look

In der Highschool lernte ich eine wichtige Sache über Brillen: Lass sie weg. Kontaktlinsen waren mir immer zu umständlich. Stattdessen lief ich schielend durch die Gegend und rechnete mir aus, mich um alles in mehr als sechs Fuß Entfernung kümmern zu können, wenn ich davorstand. Im achtzehnten Jahrhundert mag es anders gewesen sein, da die Leute damals alle die gleichen Drahtgestelle trugen, aber bei der riesigen Auswahl von heute ist man praktisch gezwungen, sich mit der Wahl seiner Brille zu einem bestimmten Typ Mensch zu bekennen oder, wie in meinem Fall, zu einem bestimmten Typ Insekt.

1976 hatte ich eine Brille mit so großen Gläsern, dass ich sie spielend mit einem Abzieher hätte reinigen können. Obendrein waren die Gläser grün, und auf den Bügeln waren Playboy-Häschen aufgeprägt. Heute mag man das belächeln, aber damals war die Brille der letzte Schrei. Die Zeit ist grausam gegenüber allem, aber gerade mit Brillen scheint sie besonders hart umzuspringen. Was jetzt schick ist, wird einem in zwanzig Jahren garantiert peinlich sein, was natürlich das Problem der Mode überhaupt ist. Es mag perfektes Design geben, doch werden die Designer sich niemals zurücklehnen und es gut sein lassen. Vielmehr werden sie sich unermüdlich ins Zeug legen, um unseren unstillbaren Hunger nach neuem Kram zu befriedigen. Schielen ist zeitlos, leider aber auch die rasenden Kopfschmerzen, die es hervorruft.

In den späten Neunzigern, als ich meine eigenen Füße nicht mehr sehen konnte, ging ich in Paris zu einem Augenarzt. Er machte ein paar Tests und schickte mich zu einem Optiker. Im Nachhinein würde ich die Wahl meiner Brille gerne auf den Umstand schieben, dass ich sie nicht richtig erkennen konnte. Oder dass sie mir aufgezwungen wurde, doch trifft auch das nicht zu. Tatsächlich entschied ich mich für diese Brille, weil ich glaubte, damit klug und weltmännisch auszusehen. Es war ein schwarzes Plastikgestell mit rechteckigen Gläsern, nicht viel größer als meine Augen. Die Form kam mir irgendwie bekannt vor, nur wusste ich nicht, woher. Nachdem ich die Brille aufgesetzt hatte, stand ich längere Zeit vor dem Spiegel und tat so, als würde ich intelligente Kommentare zur europäischen Lage abgeben, in der Art von: »Wenn wir jetzt unsere Nachbarn im Osten vernachlässigen, haben wir es, denke ich, demnächst mit einem schlafenden Riesen zu tun.«

Ich hatte die Brille knapp ein Jahr, als ich endlich dahinterkam, woher ich sie kannte. Sie gehörte keiner Person, die ich auf der Titelseite von *Le Point* oder *Foreign Affairs* gesehen hatte, sie gehörte nicht einmal einer richtigen Person. Ich war in New York und spazierte über den Flohmarkt in Chelsea, als ich plötzlich meine Brille auf dem grinsenden Gesicht von Mrs. Beasley entdeckte, Buffys Lieblingspuppe aus der Fernsehserie »Lieber Onkel Bill« aus den Sechzigern. Es war die Original-Sprechpuppe von damals, sogar noch im Karton. »Möchten Sie mal an der Schnur ziehen?«, fragte der Mann am Stand. Ich verneinte, und als ich davoneilte, hätte ich schwören können, eine dünne, quengelnde Stimme zu hören, die etwas von einem schlafenden Riesen erzählte.

Und erst recht keinen schwitzenden Schaumstoffhintern

Das Beste an mir sind zweifellos meine Waden. Ich weiß nicht, ob sie mein eigener Verdienst oder genetisch vererbt sind, jedenfalls sind sie beinahe karikaturhaft muskulös, wie Popeyes Unterarme. Über viele Jahre machten mir die Leute wegen meiner Waden Komplimente. Wildfremde Menschen sprachen mich auf der Straße an. Seit es für alles Implantate gibt, ist es damit vorbei. Wenn jetzt jemand meine

Beine betrachtet, spüre ich praktisch, wie er denkt, warum hat er sich nicht gleich auch noch den Arsch machen lassen. Frauen mit natürlich schönen Brüsten werden sich genauso fühlen – betrogen und mit Wut erfüllt.

In der Highschool kaufte ich mir ein Paar Plateauschuhe, zum einen, weil sie angesagt waren, zum anderen, weil ich größer sein wollte. Nicht, dass ich mir davon Wunder erhoffte. Mir wäre nicht im Traum eingefallen zu erwarten, siebeneinhalb Zentimeter mehr könnten irgendeines meiner Probleme lösen, aber ich war neugierig. So wie jemand, der im Parterre wohnt und sich fragt, wie wohl der Blick aus dem zweiten Stock aussieht. Die Schuhe waren aus rotem Wildleder und hatten eine dicke, klobige Sohle. Es hätte weniger lächerlich ausgesehen, wenn ich mir zwei Ziegelsteine unter die Füße geschnallt hätte, aber so weit war ich damals natürlich nicht. Andere Typen konnten Plateauschuhe tragen, bei mir sah es nach purer Verzweiflung aus. Ich trug sie zur Abschlussfeier der Highschool und traf mit mir selbst eine Abmachung: Wenn ich es schaffte, ohne Sturz aufs Podium zu gehen und heil nach Hause zu kommen, würde ich lernen, mich zu akzeptieren und mit dem zufriedenzugeben, was ich hatte. In Kindergeschichten sind das Lektionen fürs Leben, aber im wirklichen Leben müssen sie alle paar Jahre aufgefrischt werden.

Dies bringt uns in die Mitte der Neunzigerjahre. Mein größter körperlicher Makel ist nicht meine Größe oder mein Gesicht, sondern die Tatsache, dass ich keinen Hintern habe. Der Rest der Familie ist in dieser Hinsicht ziemlich gut ausgestattet, nur ich habe kaum mehr als einen verkümmerten Pfirsich abbekommen. Ich hatte mich schon mit langen Sportjacketts und über der Hose getragenen Hemden abgefunden, als ich auf eine Anzeige mit der fetten Überschrift stieß: »Keine Lust mehr auf schlecht sitzende Hosen?« Ich weiß nicht mehr, wie das Produkt hieß, aber es ging um einen makellosen ausgestopften Po, der in den Stoff eines großzügig bemessenen Slips eingenäht war. Ich setzte ihn auf meinen Wunschzettel, und meine Freundin Jodi schenkte ihn mir zu Weihnachten, wobei sie mir erst einige Wochen später gestand, dass sie einen Frauenpo für mich bestellt hatte. Das hinderte mich nicht daran, den Slip zu tragen. Trotz seiner Birnenform war mein künstlicher Hintern nicht ohne Charme. Er gab mir ein Selbstvertrauen, wie ich es seit Jahren nicht mehr gespürt hatte, und diente als Ausrede, mir eine Reihe enger Hosen und hüftlanger Jacken zuzulegen. Wenn ich zum Supermarkt oder zur Post ging, wurde ich oft von Männern überholt, die mich offensichtlich für jemand anderen gehalten hatten: das Playmate des Monats oder Pamela Andersons Stunt-Double.

Im Winter und in den ersten Frühlingswochen hielt mein Frauenpo mich warm, doch an heißen Tagen hatte ich ein ernstes Problem. Der Grund war das Nylonpolster, das sich bei hohen Temperaturen in ein Heizkissen verwandelte und ich mir das bisschen Hintern, das ich hatte, wegschwitzte. Anfang Juni war mein Arsch knochig und wund und ähnelte einem rostigen Münzeinwurf.

Schweren Herzens musste ich mich davon trennen, wenn ich nicht für den Rest meines Lebens auf Prothesen angewiesen sein wollte. Nach einem letzten Ausflug

um den Block stopfte ich meinen Kunststoffpo zurück in die Schachtel und ließ ihn im Flurschrank verschwinden. Dort rief er noch einige Zeit wie eine Sirene nach mir, bis wir einen Gast bei uns hatten, eine große, unglücklich wirkende Frau, die ihren Po wenig schmeichelhaft mit einer gusseisernen Pfanne verglich. »Ich habe da genau das Richtige für Sie«, sagte ich. Eigentlich wollte ich ihn nicht weggeben, aber nachdem die Frau den künstlichen Po anprobiert hatte und ich sah, wie glücklich sie damit war, konnte ich nicht anders. Als sie nach einer Woche abreiste, ließ ich sie nur ungern gehen, aber ich sah ihr gerne dabei zu.

Die feminine Falle

»Kauf's dir.« So lautet der Standardsatz meiner Schwester Amy, egal, ob es um ein ausgestopftes Pferd oder einen G-String in Tarnfarben geht. »Nun mach schon«, sagt sie. »Du wirst dich besser fühlen.«

Betrachtet man eine Sache etwas länger oder nimmt sie prüfend in die Hand, ist sie gleich zur Stelle und redet den Preis klein. »Das ist wirklich nicht teuer, und außerdem kannst du es doch von der Steuer absetzen, oder? Na los. Tu dir was Gutes.«

Der betreffende Gegenstand kann noch so ungeeignet für mich sein, meine Schwester lässt nicht locker, bis sie meine Instinkte, die es besser wissen, besiegt hat. Sie macht das nicht aus Heimtücke, sondern einfach weil sie diesen Moment liebt, den Bruchteil einer Sekunde, wenn mein Zweifel in unbedingte Zustimmung umschlägt. *Ja, denke ich. Ich habe wirklich hart gearbeitet, da habe ich eine Belohnung verdient.* Wenn ich an der Kasse bezahle, erscheint mir der Kauf nicht nur richtig, sondern mühsam erarbeitet und notwendig.

Im Jahr 2000 machte ich eine Diät und verlor etwas mehr Gewicht als beabsichtigt. Amy begleitete mich beim Kauf einer neuen Garderobe. Nachdem ich in der Herrenabteilung nichts Passendes fand, lotste sie mich langsam zu den Frauen. »Das hier ist hübsch«, sagte sie. »Willst du's nicht mal anprobieren?« Einmal war es ein Pullover mit Knöpfen auf der linken statt auf der rechten Seite. »Oh, nun stell dich nicht so an«, sagte sie. »Glaubst du, die Leute achten auf so was?« Der Sitz eines Knopfes würde wohl kaum jemandem auffallen, aber was war mit den Schulterpolstern?

»Die können wir rausnehmen«, sagte sie. »Also los. Nimm ihn. Der wird dir bestimmt gut stehen.«

Trotz aller Beteuerungen, niemand würde etwas bemerken, konnte man immer sehen, wann ich mit Amy einkaufen gewesen war. Im voll besetzten Steak House war ich derjenige, der eine Jacke von »Sassy Sport« hatte. Und nur ich trug ein Hemd mit Abnähern, das vorn, wo eine Brust hätte sein sollen, schlaff durchhing. Als ich auf der Toilette vor dem Pissbecken stand und mir einfiel, dass *meine* Hose den

Reißverschluss hinten hatte, bemerkten wohl auch die anderen etwas. Amy schlug vor, das Problem mit einer Weste bis zu den Waden zu lösen, aber ich hatte eine bessere Idee. Und zwar die Jungenabteilung.

Ein Freund, mit dem man keine Feinde mehr braucht

Ich bin immer ein Fan von Accessoires gewesen, kleinen Gelegenheitskäufen, die frischen Wind in das sattsam Bekannte bringen. Eine Frau kann ihr Outfit leicht mit einem edlen Hermes-Schal oder einem flotten Strickgürtel aufpeppen, aber für Männer ist das Angebot nicht halb so spannend. Ich trage keine Manschettenknöpfe oder Hosenträger, und wenn ich mir hin und wieder eine neue Krawatte zulege, fühle ich mich dabei nicht besonders verwegen. Versteckte Accessoires sind ausgesprochen reizvoll, aber auch hier sind Frauen eindeutig im Vorteil. Strumpfbänder und Spitzenwäsche – gut. Sockenhalter und Männerstring – weniger gut.

Bei meiner Suche nach einem Accessoire, das sowohl diskret als auch männlich und praktisch sein sollte, stieß ich auf den Stadion-Freund, ein externer Katheter, mit dem der Hersteller sich vor allem an Sportfans, Trucker und alle diejenigen richtete, die keine Lust haben, ständig nach einer Toilette zu suchen. Auf den ersten Blick schien das Angebot meinen sämtlichen Kriterien zu genügen:

- War es männlich? Ja, und wie. Da der Anbieter von vornherein wusste, dass keine vernünftige Frau sich je freiwillig in die Hose pinkeln würde, war das Produkt ausschließlich auf männliche Kunden zugeschnitten. Anders als ein gewöhnlicher Katheter, der direkt in die Harnröhre eingeführt wird, funktioniert der Stadion-Freund mithilfe eines selbst haftenden Kondoms, an das ein elastischer Gummischlauch angeschlossen wird. Der Urin fließt durch den Schlauch in einen Auffangbeutel, der praktischerweise an der Wade befestigt wird. Der Beutel kann bis zu zwölf Mal entleert und wiederverwendet werden, was gleichzeitig widerwärtig *und* kostengünstig ist. Und was könnte männlicher sein?

- War es diskret? Der Werbeprospekt versprach, solange man keine Shorts trug, würde niemandem etwas auffallen.

- War es praktisch? Zum damaligen Zeitpunkt schon. Ich fahre weder Auto noch besuche ich Footballspiele, aber mir stand eine Lesereise bevor, und da taten sich ungeahnte Möglichkeiten auf. Fünf Gläser Eistee vor einer längeren Lesung? *Danke, Stadion-Freund!*

Der Fensterplatz auf einem überbuchten Inlandsflug? *Ich bin so frei!*

Ich bestellte den Stadion-Freund und musste sehr bald feststellen, dass ein Katheter im Krankenhaus angebracht sein mag, im alltäglichen Gebrauch aber eher unpraktisch ist. In einem Freiluftstadion mag ein dampfend heißer Ein-Liter-Beutel Urin unbemerkt bleiben, nicht aber in einem engen Flugzeug oder einem voll

besetzten Buchladen. Eine Stunde, nachdem ich ihn eingeweiht hatte, roch ich wie ein Pflegeheim. Obendrein fand ich es schwierig, zu pinkeln und gleichzeitig andere Dinge zu tun. Vor Publikum vorzulesen, mit der Flugbegleiterin meine Wünsche für das Abendessen zu besprechen oder in einem Hotel einzuchecken: Alle diese Aktivitäten verlangten meine ungeteilte Aufmerksamkeit, und auch wenn niemand genau sagen konnte, was mit mir los war, war den Leuten klar, dass da irgendetwas lief. Ich denke, mein Gesichtsausdruck hat mich verraten. Der und meine seltsam geschwollene Wade.

Das selbst haftende Kondom gab mir dann den Rest. Es anzulegen, war kein Problem, aber das Abziehen ähnelte dem, was in gewissen Kulturen Beschneidung genannt wird. Nach jedem Einsatz dauerte es einen geschlagenen Monat, bis alles verheilt war. Ein Monat, in dem man die relative Freiheit, es einfach laufen zu lassen, gegen den unappetitlichen Anblick eines verschorften Penis abwog und zu dem Schluss gelangte, dass man in der Frage eines zweckmäßigen Accessoires mit einem neuen Uhrarmband weit besser bedient war.

Höre niemals auf deinen Vater

An dem Wochenende, an dem mein Bruder heiratete, versuchte mein Vater mir eine Fliege aufzuschwatzen. »Nun komm schon«, sagte er. »Versuch's mal mit etwas Abwechslung!« Draußen vor dem Fenster schlugen die Wellen gegen die Küste. Seevögel glitten durch die Luft, und ihre Schreie klangen wie »*Queer, queer, queer*«.

Zu einem Smoking hat die Fliege eine gewisse Berechtigung, aber bei einem Anzug hatte ich meine Bedenken. Das Exemplar, das mein Vater für mich ausgesucht hatte, war rot-weiß gestreift und so groß wie ein Mondspinner, und als er damit anrückte, wich ich zurück zur Tür.

»Das ist doch bloß ein Stück Stoff«, sagte er. »Nicht anders als eine normale Krawatte. Welchen Unterschied macht es, ob es nun herabhängt oder hin und her wackelt?«

Obwohl mein innerer Landstreicher mich bekniete, es nicht zu tun, ließ ich mich zuletzt doch breitschlagen und tröstete mich damit, es könne nicht schaden, einem alten Mann eine Freude zu machen. Vielleicht war ich auch einfach nur erschöpft und hoffte, den Abend ohne viel reden hinter mich bringen zu können. Das Besondere an einer Fliege ist, dass sie einem viel Reden abnimmt. »He!«, ruft sie. »Sieh her. Ich bin charmant, ich bin interessant!« Zumindest glaubte ich, sie würde das sagen. Der Abend verlief großartig, und am Ende bedankte ich mich bei meinem Vater für den guten Tipp. »Ich wusste, du würdest Gefallen daran finden«, sagte er. »Du bist genau der Typ für eine Fliege.«

Einen Monat nach der Hochzeit, als ich meinen Koffer für eine vierwöchige Lesereise quer durch das Land packte, kaufte ich mir eine eigene Fliege und stellte

fest, dass sie zu verschiedenen Leuten ganz verschiedene Dinge sagte. Es war eine Fliege mit Paisleymuster, der Grundton eine Art Mitternachtsblau, und während eine Frau in Columbus meinte, sie gäbe mir ein gelehrtes Aussehen, schlug ihre Nachbarin in Cleveland vor, ich würde mich gut als Popcornverkäufer machen.

»Genau wie, na wie heißt er doch gleich«, sagte sie. »Der schon tot ist.«

»Paul Newman ist tot?«

»Nein«, sagte sie. »Der andere. Orville Redenbacher.«

Mit Namen waren die Leute immer schnell bei der Hand, genau wie mit meinen vermeintlichen Vorbildern im Varietee und in der Politik. In St. Louis sagte jemand, die Fliege sei »ganz Charlie McCarthy«, wohingegen ein junger Mann in Chicago sie als »das Augenbrauenpiercing der Republikaner« bezeichnete. Daraufhin verschwand die Fliege in meinem Koffer, wo sie um Vergebung bat und auf Leute wie Daniel Patrick Moynihan und Senator Paul Simon hinwies. »Ach, komm schon«, sagte sie. »*Das* waren Demokraten. Bitte, lass mich raus.«

Einmal abgesehen von der politischen Einordnung, wusste ich, was der junge Mann in Chicago sagen wollte. Es ist zweifellos eine sehr traurige Welt, wenn man sich allein mit einer Fliege den Anstrich geben kann, ein bunter Vogel zu sein. Wobei ich nicht einmal weiß, wer schlimmer ist: diejenigen, die einen für einen bunten Vogel halten, bloß weil man eine Fliege trägt, oder der Träger selbst, der genau das von sich glaubt.

Ich trug meine Fliege in siebzehn Städten und hatte jedes Mal das Gefühl, als suchte ich nach Bestätigung. »Meinen Sie wirklich, sie steht mir? Ganz bestimmt?« Ich wusste einfach nicht, wie ich damit auf andere wirkte. Manchmal, alleine im Aufzug zum Beispiel, hatte ich klare Momente, aber immer, wenn ich mit der Hand nach dem Knoten fasste, fiel mir ein Kompliment ein, das ich irgendeiner Fremden abgenötigt hatte: »*Aber ja, sie sieht himmlisch aus, einfach süß! Ich könnte sie glatt mit nach Hause nehmen!*«

Von meinem Vater weiß ich über meine ersten Monate, dass die Leute in den Kinderwagen schauten und dann zu meiner Mutter sagten: »Mein Gott, was für ein ... Baby.« Kein Mensch hat mich je als süß bezeichnet, warum also ausgerechnet jetzt? Was redete die Fliege da hinter meinem Rücken? Und wie konnte ich sie statt mit sechzigjährigen Damen ins Gespräch mit zwanzigjährigen Marines bringen?

Mein Freund Frank, ein Schriftsteller aus San Francisco, öffnete mir schließlich die Augen. Als ich ihn nach meinem neuen Aussehen fragte, legte er die Gabel beiseite und sah mich eindringlich an. »Eine Fliege verkündet der Welt, dass du keinen mehr hochkriegst.«

Genau *das* war es, was eine Fliege sagte. Nicht, dass man harmlos, sondern dass man impotent ist. Wenn die Leute dich mit nach Hause nehmen wollen, dann nicht, weil du sexy, sondern weil du asexuell bist, ein kastrierter Kater, der mal so richtig geknuddelt werden muss. Das heißt nicht, dass eine Fliege grundsätzlich nichts für mich ist, nur ist es im Augenblick noch etwas zu früh dafür. Als ich das meinem Vater

erklärte, rollte er nur mit den Augen und sagte, ich hätte keine Persönlichkeit. »Du bist ein Trampel.«

Für ihn ist die Fliege, zumindest was mich angeht, wie ein leuchtendes Band um ein eher langweiliges Geschenk. Der Beschenkte wird hinterher ohnehin enttäuscht sein, warum soll man da großen Wert auf die Verpackung legen? Mein Vater gibt die Antwort darauf im gequälten, monotonen Tonfall eines Bewährungshelfers. Seiner Meinung nach putzt man sich heraus, um die dadurch geweckten Erwartungen noch zu übertreffen. »Du kleidest dich, als wolltest du einhundert Prozent geben, und dann gibst du einhundertundzwanzig«, sagt er. »Mein Gott, du bist ein erwachsener Mann, haben wir das nicht schon zigmal durchgekauft?«

Erwachsen oder nicht, ich fühle mich am wohlsten – und mir selbst am nächsten –, wenn ich meine Landstreicherkluft anhabe. Die Entscheidung fiel an meinem ersten Halloween, und auch wenn es nie bewiesen wurde, bin ich mir sicher, dass das allen so geht. Man betrachte nur meinen Bruder, der sich als Axtmörder verkleidete, oder meine Schwester Amy, die als überdrehte Nutte ging. Was die anderen Kinder in unserer Nachbarschaft angeht, die Hexen und Gespenster, die Vampire, Roboter und, oh Gott, die Mumien, so kann ich nur hoffen, dass sie wie ich zu Hause arbeiten.

Per Anhalter unterwegs

Die meisten Jahre meiner Kindheit verbrachte ich in einem Haus, das in einem Wohnviertel liegt. Als wir dorthin zogen, waren die Vorgärten zwar nicht vollkommen kahl, aber nicht weit davon entfernt. Mein Vater trommelte die Nachbarn zusammen und regte an, entlang der Straße Ahornbäume zu pflanzen. Nachdem die Löcher ausgehoben und die Setzlinge angeliefert worden waren, stellten meine Schwestern und ich fest, dass Bäume neben Vögeln die einzigen Lebewesen waren, deren Nachkommen man nicht als »süß« bezeichnen konnte. Sie sahen aus wie in die Erde gesteckte Zweige, und ich erinnere mich noch, dass ich dachte, bis die groß sind, bin ich ein alter Mann.

Und ziemlich genau so kam es dann auch.

Als Teenager und mit Anfang zwanzig fragte ich mich, ob mein Vater vielleicht versehentlich Pygmäen-Ahornbäume bestellt hatte, wenn es die denn gab. In meinen Dreißigern legten sie etwa einen knappen Meter zu, aber danach wuchsen sie wirklich erstaunlich. Als ich sie das letzte Mal sah, waren es richtige Bäume, so groß, dass die Kronen der Bäume auf der linken und die auf der rechten Seite ineinander ragten und über der Straße ein schattiges Blätterdach bildeten. Das war vor einigen Jahren. Ich blieb über Nacht in Raleigh, und mein Vater nahm mich mit zu einer Party in der Nachbarschaft. Früher kannte ich alle Leute in unserer Straße, aber seit ich fortgezogen bin, hat sich vieles verändert. Leute sterben oder ziehen in Eigentumswohnungen, und die Häuser werden an junge Ehepaare verkauft, die den erdfarbenen Teppichboden herausreißen und eine Kücheninsel einbauen. Früher einmal sahen die Häuser innen alle gleich aus, und wenn sie alle erst mal verkauft und umgebaut sind, wird es wieder so sein, nur auf eine andere Art.

Die Party fand, für meine Begriffe, bei »den Rosens« statt, allerdings hatte es mittlerweile zwei Besitzerwechsel gegeben. Die Gastgeberin wie auch ihre Gäste waren neu hinzugezogen, und ich wunderte mich, dass mein Vater sie alle mit Namen kannte. Da waren Phil und Becky, Ashley und Dave sowie ein leicht überdrehter Fünfzehnjähriger, der sich mit Schwung aufs Sofa warf und meinen Vater nur in der weiblichen Form anredete, also etwa sagte: »Lou Sedaris, wer hat *die* denn eingeladen?«

»Mein Sohn ist schwul!«, verkündete die Mutter des Jungen, als ob es noch niemandem aufgefallen wäre. Er mochte auf eine der angesagten Schulen mit künstlerischem Schwerpunkt gehen, aber ich war dennoch baff, dass ein Neuntklässler aus Raleigh, North Carolina – und dann in der Straße, in der ich aufgewachsen war –, sich so unumwunden zu seiner Homosexualität bekennen konnte. Ich kam mir vor wie jemand mit einer fünf Kilo schweren Beinschiene, der dem Nutznießer eines neuen Impfstoffs gegen Kinderlähmung gegenübersteht. »*Die*

ist ganz zufällig mein Vater, junger Mann, und ich möchte doch bitten, sie mit etwas mehr Respekt zu behandeln.«

»Jawohl, Ma'am.«

Als ich in seinem Alter war, wäre man für diese Ausdrucksweise bei lebendigem Leib verbrannt worden. Sich zu seiner Homosexualität zu bekennen, war schlichtweg undenkbar. Stattdessen verleugnete man es einfach und suchte sich eine Freundin, die sich mit einem sensiblen Charakter begnügte. Bei jedem Date erinnerte man sie daran, dass Sex vor der Ehe eben nur Sex war – nichts anderes, als was die Hunde im Vorgarten trieben. Das genaue Gegenteil der Vorstellung von Liebe machen, wie sie einem selbst vorschwebte. Die tiefe Vereinigung zweier Seelen könne spielend acht bis zehn Jahre dauern, aber man sei bereit zu warten, wofür die Mütter einen liebten. Man redete manchmal bei einem Glas Eistee mit ihnen darüber, vorzugsweise auf der Veranda hinterm Haus, während der Bruder der Freundin mit nacktem Oberkörper den Rasen mähte.

Ich hütete mein Geheimnis, bis ich zwanzig war, und hätte es vermutlich noch länger für mich behalten, wenn ich nicht eines Nachts beim Trampen an dieses Pärchen geraten wäre. Es war ein Uhr, und ich hätte am allerwenigsten erwartet, von einem Cadillac mitgenommen zu werden. Noch überraschter war ich, als ich die Hintertür öffnete und vorne zwei alte Leute entdeckte, mindestens so alt wie meine Eltern. Im Wagen roch es nach Haarwasser. Neben dem Lenkrad hing ein knisterndes Funkgerät, und ich fragte mich, mit wem die beiden sich mitten in der Nacht unterhalten wollten. Dann bemerkte ich, dass die Frau ein Negligee trug. Als sie sich vorbeugte, um den Zigarettenanzünder zu drücken, sah ich in ihrem Nacken ein karteikartengroßes Etikett unter dem hauchdünnen Stoff. Wir fuhren schweigend ein oder zwei Meilen, bis der Mann sich zu mir umdrehte und mich so beiläufig fragte, als würde er sich nach meinem Gesundheitszustand erkundigen: »Hättest du Lust, meiner Frau die Muschi zu lecken?«

Dann drehte auch die Frau sich um, und ich gestand ihr: »Ich bin homosexuell.« Seit Ewigkeiten hatte ich das loswerden wollen, und während der Wagen zur Seite ruckte und mit quietschenden Reifen am Straßenrand hielt, spürte ich eine unendliche Erleichterung.

Einige Monate später sagte ich den gleichen Satz zu meiner besten Freundin Ronnie, die zuerst überrascht tat, dann aber zugab, es schon die ganze Zeit gewusst zu haben. »Man sieht es daran, wie du rennst«, sagte sie. »Du lässt die Arme einfach herunterbaumeln, anstatt sie am Körper anzuwinkeln.«

»*Laufstil verbessern*«, schrieb ich am nächsten Morgen in mein Tagebuch.

In einem Alter, das viele als ihre Glanzzeit betrachten, hatte ich noch mit niemandem Sex gehabt. Meine Geständnisse änderten daran nicht das Geringste, aber zumindest hatte ich das Gefühl, dass die Leute über mich Bescheid wussten. Drei, um genau zu sein. Zwei davon kurvten in einem Cadillac durch die Gegend und machten Gott weiß was mit ihrem Funkgerät, aber die dritte war mir so nah wie die

eigene Haut, und ich konnte ihre Nähe endlich ganz unbefangen genießen.

Der Nächste auf der Liste war mein ehemaliger Zimmergenosse im College, Todd. Ich trampelte von Raleigh nach Kent, Ohio, aber als ich dort ankam, schien es irgendwie nicht der richtige Moment. Es einem Freund zu sagen, war ungleich schwerer als einer Freundin, erst recht, wenn man jede Menge Acid eingeworfen hatte und kleine Männchen abwehren musste, die einem Nadeln in die Augen stechen wollten.

Nach meinem Fehlschlag in Ohio machte ich mich zurück auf den Weg nach Süden. Es war Anfang Dezember, und ich hatte vergessen, wie kalt es im Mittleren Westen werden konnte.

Todd hatte mir seine Daunenjacke mitgeben wollen, aber ich hatte abgelehnt, weil ich sie unvorteilhaft fand. Stattdessen musste ich mit einem Mantel aus dem Secondhandladen vorliebnehmen, der sich nicht einmal bis oben hin zuknöpfen ließ. Todd hatte mir auch einen Pullover angeboten, der wie eine Wulst um die Hüfte lag. Es war einer dieser dicken, bunt gemusterten Pullover, wie Landarbeiter sie tragen, und ich hatte nur gesagt: »Nein, danke. Der ruiniert meine Figur.« Genau das waren meine Worte gewesen, und jetzt musste ich für meine Eitelkeit büßen. Welchen Unterschied hätte es schon gemacht? »Oh, mein Gott, *den* kann ich unmöglich mitnehmen, der sieht zu pummelig aus.«

Ich war um acht Uhr früh in Kent aufgebrochen und hatte in den nächsten fünf Stunden nicht einmal fünfzig Kilometer geschafft. Mittlerweile war es Mittagszeit – nicht, dass es irgendwo etwas zu kaufen gegeben oder ich das Geld dazu gehabt hätte. Dann begann es zu regnen. Ich wollte gerade wieder umkehren, als ein Sattelzug am Straßenrand hielt und der Fahrer mir winkte einzusteigen. Er erklärte, er hätte es nicht mehr weit, gerade einmal vierzig Kilometer die Straße runter, aber ich war dankbar, mich aufwärmen zu können, und stieg zu ihm in die Kabine.

»Nun denn«, sagte der Mann, nachdem ich auf dem Beifahrersitz saß, »woher kommst du?« Ich schätzte sein Alter irgendwo zwischen fortgeschritten und scheintot, vielleicht Mitte vierzig, mit grau getönten Koteletten, die aussahen wie Stiefel.

Ich sagte, ich käme aus North Carolina, woraufhin er mit der flachen Hand aufs Lenkrad schlug. »North Carolina. Also, das ist ein klasse Staat. Mein Bruder und ich haben da mal Ferien gemacht – Topsail Beach, glaube ich – und wir haben uns glänzend amüsiert.«

Als er zu mir herübersah, bemerkte ich, dass er Segelohren hatte, und über seine Stirn zog sich eine tiefe Furche, die von der Nasenwurzel fast bis zum Haaransatz reichte. Normalerweise verbindet man dies mit einer Denkerstirn, aber bei ihm sah die Kerbe so furchterregend aus, als würde sie von einem Beil stammen.

»Jawohl, mein Lieber, das gute alte North Carolina«, fuhr der Mann fort. »N.C. sagt man bei euch, oder?«

Wir redeten über das Wetter in North Carolina und über die Freundlichkeit seiner

Bewohner. Im Außenspiegel beobachtete er einen Neunachser, der sich von hinten näherte. »Also, wenn mir jetzt jemand einen blasen wollte oder mich darum bäte, würde ich nicht nein sagen.«

Der Satz kam völlig unvermittelt, aber noch mehr verwirrte mich die Art, wie er ihn an seine vorherigen Bemerkungen anknüpfte. North Carolina hat ein mildes Klima und freundliche Bewohner, da will ich mich gerne auf Oralsex mit einem fremden Mann einlassen.

»Na ja«, sagte ich, »sie sind nicht alle freundlich. Ich weiß noch, als ich einmal auf offener Straße von mehreren Männern festgehalten wurde und sie mir ins Gesicht spuckten.« Die Geschichte war wahr, und als ich jetzt davon redete, hatte ich wieder den säuerlichen Geruch ihrer klebrigen Rotze in der Nase. Ich ging davon aus, dass der Lastwagenfahrer nach weiteren Details fragen würde: »Wer waren die Männer? Warum haben sie dir ins Gesicht gespuckt?« Aber er machte einfach mit seinem alten Thema weiter.

»Ich will nur sagen, ich würde gleich hier im Wagen runtergehen und jemandem den Schwanz lutschen«, sagte er. »Oder den anderen bei mir ranlassen, wie auch immer.«

»Und dann war da mal so ein Typ, der wollte mir alle Zähne ausschlagen«, erzählte ich. »Dabei hatte ich überhaupt nichts gemacht, und auf einmal stand er vor mir.« Der Mann hatte tatsächlich gedroht, mir alle Zähne auszuschlagen, nur hatten mein Freund und ich ihm zuvor den Stinkefinger gezeigt und ihn einen versoffenen Hinterwäldler genannt. »Ich war damals zwölf«, sagte ich. »In Ohio würde niemand einem Kind derart drohen, aber unten in North Carolina gilt so was nicht einmal als Fauxpas.«

Fauxpas. Jetzt redete ich schon Französisch, nur änderte das ganz und gar nichts.

»Ich meine, was ist schon dabei, jemandem einen zu blasen?«, sagte der Fahrer. »Ist doch bloß ein Schwanz, oder? Vermutlich nicht schädlicher als rauchen.«

Draußen zogen flache, verödete Felder vorbei, gelegentlich unterbrochen von ein paar Bäumen oder aber in einer endlosen Fläche bis zum Horizont. Einen Moment lang erschien die Landschaft als verschwommener Fleck, bis die Wischblätter ruckend über die Scheibe fuhren und alles wieder scharfe Konturen annahm. Ich saß schweigend da und starrte aus dem Fenster.

Hätte ich mich getraut, dem Mann offen zu antworten, hätte ich ihm gesagt, dass ich mich für den Richtigen aufsparte. Ich wollte, dass das erste Mal etwas ganz Besonderes wäre und ich den Namen des anderen wüsste und außerdem, so hoffte ich, seine Telefonnummer. Nachher würden wir einander in den Armen liegen und den Weg rekapitulieren, der uns zueinander geführt hatte.

Ich hatte keine genaue Vorstellung davon, wie diese Unterhaltung aussehen würde, aber es kamen ganz bestimmt keine Sätze darin vor wie: »Ich habe schon vor fünf Minuten gewusst, dass es so kommen würde, als du zu mir in den Wagen gestiegen bist.« Es war nicht so, dass mich der Beruf des Mannes störte, sondern die

anderen Dinge: die Kerbe auf der Stirn, sein forsches Auftreten und die Hartnäckigkeit, mit der er an seinem verdamnten Thema festhielt. Er klang wie ich, wenn ich irgendwo Drogen witterte: »Also, wenn sich hier jemand zudröhnen oder zusehen will, wie ich seinen Dope rauche, bin ich sofort dabei. Ohne Scheiß.«

Mir schauderte bei dem Gedanken, wie ich meine Freunde um Pot angeschnorrt und mich dabei auch noch für cool gehalten hatte. Nachdem ich einfach so hereingeschneit war und den anderen praktisch dazu gezwungen hatte, seinen Stoff mit mir zu teilen, ließ ich die Tüte in meiner Tasche verschwinden und sagte nur: »Also, das ist das letzte Mal, dass du mich rumkriegst, nur damit du's weißt.«

»Herrje«, sagte der Fahrer, »ich könnte jetzt echt gut ein kleines Flötensolo gebrauchen.«

Ich hätte die Sache auf einen Schlag beenden können und einfach nur zu sagen brauchen: »Ich glaube nicht, dass meine Freundin besonders froh darüber wäre.« Nur wollte ich diese Lüge endlich hinter mich bringen. Es gab ein Leben, bevor ich der fremden Frau im Negligee meine Homosexualität gestanden hatte, und es gab ein Leben danach, zwei Kapitel, die in Form und Inhalt so unterschiedlich waren, dass sie von zwei unterschiedlichen Autoren stammen konnten. Zumindest hoffte ich das, auch wenn es natürlich ganz anders kommen sollte. Ich brauchte eine Geschichte, mit der ich halbwegs leben konnte, und zuletzt verfiel ich auf einen Kompromiss und erzählte dem Fahrer, ich hätte eine Exfreundin. »Wir haben uns erst letzte Woche getrennt, und jetzt will ich zu ihr und sie zurückgewinnen.«

»Na und?«, sagte er. »Ich habe eine Exfrau! Ich bin auch wieder verheiratet, aber das heißt nicht, dass ich nicht gerne jemandem einen blasen würde oder keinen Spaß daran hätte, selbst einen geblasen zu bekommen.«

Meine Lüge brachte mir überhaupt nichts, und noch während ich mich ärgerte, sie vergeudet zu haben, nahm der Fahrer seine Hand vom Lenkrad und legte sie auf die Sitzfläche zwischen uns. Dort blieb sie einen Moment liegen, bevor sie sich langsam in meine Richtung aufmachte, zögernd und staksig wie eine Schildkröte. »Jawohl, mein Lieber«, sagte ihr Besitzer.

Jahre später würde es Situationen geben, in denen ich gegen meinen Willen Sex hatte. Nicht, dass ich dazu gezwungen worden wäre. Nur wusste ich nicht genau, wie ich dem anderen mitteilen konnte: »Stopp! Aufhören! Ich will das nicht!« Oft hatte ich Mitleid mit dem Betroffenen: weil er ein körperliches Handicap hatte, für das er nichts konnte, weil seine komplette Garderobe aus dem Versandhauskatalog stammte oder weil er mir gleich am ersten Abend seine Liebe gestanden hatte. Ein- oder zweimal traute ich mich einfach nicht, nein zu sagen, aber vor dem Mann im Sattelschlepper hatte ich keine Angst. Ich betrachtete ihn ungefähr so, wie der fünfzehnjährige Nachbar meines Vaters mich betrachtet haben musste: als ein Relikt aus früheren Zeiten, als Bäume noch kleine Stummel waren, Frauen sich etwas vormachen ließen und die gesamte Wohnungseinrichtung rost- oder erdfarben war.

Als die tastende Hand meinen Mantel erreicht hatte, fand ich, es sei Zeit zu

handeln, und bat den Fahrer, mich aussteigen zu lassen.

»Was?«, sagte er. »Hier? Bist du dir sicher?«

Der Mann hielt an, und ich stand wieder auf der Straße, eine Jungfrau, die drei Dollar in der Tasche und ihr ganzes Leben noch vor sich hatte.

Was ich lernte

Es war interessant, heute Nachmittag über den Campus zu spazieren, denn zu meiner Zeit in Princeton sah es hier noch ganz anders aus. Zum Beispiel die Kapelle – ich weiß noch, dass an der Stelle eine Lichtung war, eingefriedet mit spitzen Pflöcken. Damals war Beten Pflicht, und man durfte nicht einfach bloß die Lippen bewegen; man musste die Worte kennen und sie mit Inbrunst sprechen.

Das alles liegt weit zurück, in einer Zeit noch vor Jesus Christus. Wir beteten zu einem Gott namens Sashatiba, der fünf Augen hatte, eins davon genau hier auf dem Adamsapfel. Kaum einer von uns hatte ihn je gesehen, doch wurde täglich mit seinem Erscheinen gerechnet, und wir hielten uns bereit. *Was auch immer passiert, du darfst auf keinen Fall auf seinen Hals sehen*, schärfte ich mir ein.

Heute mag das lustig klingen, aber damals dachte ich viel darüber nach. Manche Leute machten sich ein paar Gedanken zu viel und schadeten so ihrer akademischen Karriere. Man sieht auch hier, wie lange das her sein muss, denn damals konnte man nur bestehen oder durchfallen. Wer bestand, durfte leben, und wer durchfiel, wurde lebendig auf einem Scheiterhaufen verbrannt, der an der Stelle war, wo heute das Gebäude für Transgender Studies steht. Nach den ersten Prüfungen hing so dicker Rauch über dem Campus, dass man sich kaum noch zurecht fand. Einige behaupteten, es rieche nach Fleisch wie bei einer Grillparty, aber mir konnte man das nicht weismachen. Ich meine, seit wann kommen Haare auf den Grill? Oder Pullover? Oder diese idiotischen klotzigen Schuhe, mit denen wir damals alle herumliefen?

Es hielt einen allerdings auf Trab, so viel kann ich sagen. Wenn ich wegen schlechter Noten auf dem Scheiterhaufen gelandet wäre, hätten meine Eltern mich umgebracht, besonders mein Vater, der es gut meinte, es für meinen Geschmack aber ein wenig übertrieb. Er hatte das komplette Outfit: Princeton Brust-Harnisch, Princeton-Nachtmütze und sogar den Samtumhang mit dem Tigerkopf, der wie ein Rucksack zwischen den Schulterblättern hing. Damals war das Universitätsmaskottchen ein Säbelzähntiger. Man kann sich also vorstellen, wie dämlich das aussah und wie unbequem es war, sich damit auf einem Stuhl zurückzulehnen. Und dann war da noch sein Fuhrwerk, über und über mit Abziehbildern und Stickern übersät: »Ich zügle meine Pferde für Ivy League Schools«, »Mein Sohn wurde an der besten Universität der Vereinigten Staaten aufgenommen, und alles, was ich bekam, war eine Rechnung über einhundertachtundsechzigtausend Dollar« und so weiter. Und das alles war einfach nur ... *falsch*.

Damals fing man zum Beispiel mit einem Bescheidenheitsseminar an, eine achtstündige Veranstaltung, die für alle Erstsemester Pflicht war. Heute mag es

anders ablaufen, aber damals war es ein Rollenspiel, bei dem meine Kommilitonen und ich als Studienabsolventen auftraten und unser Dozent den Durchschnittsbürger gab: den Soldaten, den Aderlasser, die Hure mit dem goldenen Herzen.

»Sagen Sie, junger Mann, haben Sie eine höhere Lehranstalt besucht?«

Jedem, der ein Werkzeug oder eine Waffe in Händen hielt, waren wir angehalten zu antworten: »Wie? Ich soll auf der Uni gewesen sein? Wie kommen Sie darauf?«

War der Frager allerdings selbst Akademiker, durfte man zumindest sagen: »Es war so eine Art Uni« oder manchmal auch: »Ich denke schon.«

Die eigentliche Hürde aber war die nächste Frage, bei der es allein auf den richtigen Tonfall ankam. Die ausländischen Studenten brauchten eine Ewigkeit, bis sie ihn beherrschten.

»Und welche Art von Uni, glauben Sie, war das?«

Worauf man antworten musste: »Ähm, Princeton?«, als handle es sich um eine mündliche Prüfung und man wäre sich bei der Antwort nicht so ganz sicher.

»Princeton! Alle Wetter«, sagte der Dozent. »Na, das muss ja was gewesen sein!«

Man sagte dazu nichts, aber sobald er sich darüber ausließ, wie brilliant und fleißig man sein müsse, war es Zeit, abwehrend die Hände zu heben und zu sagen: »Ach, so schwer ist es gar nicht, dort einen Platz zu bekommen.«

Und er: »Tatsächlich! Aber man hat mir erzählt ...«

»Falsch«, unterbrach man ihn. »Da hat man Ihnen etwas Falsches erzählt. Es ist gar keine so tolle Universität.«

Genau so hatte es zu laufen. Man musste die Sache herunterspielen, was gar nicht so leicht war, wenn der Vater zu Hause das Zulassungsschreiben durch ein Megafon in die Gegend posaunte.

Um seine Begeisterung ein wenig zu dämpfen, verkündete ich, ich wolle meinen Abschluss in Vaternord machen. Das Lehrangebot in Princeton war damals sehr angesehen, das beste im ganzen Land, nur war es nicht unbedingt etwas, das Väter ins Schwärmen brachte. Zumindest die meisten Väter nicht. Meiner war beinahe selig. »Von einem Princeton-Abgänger getötet zu werden!«, sagte er. »Und dann auch noch der eigene Sohn.«

Meine Mutter war tatsächlich eifersüchtig. »Und warum nicht Muttermord?«, fragte sie. »Bin ich dir etwa nicht gut genug? Ist der Herr sich zu fein, seine einzige Mutter umzubringen?«

Sie fingen an sich zu zanken, und um sie zu beruhigen, versprach ich, vielleicht einen doppelten Abschluss zu machen.

»Wie viel uns *das* wohl erst kostet«, sagten sie.

Die letzten Monate zu Hause waren ziemlich angespannt, aber dann fing mein erstes Semester an, und ich vertiefte mich in die Welt des Geistes. Am besten gefiel mir der Kurs über Götzenverehrung, nur mein Vater verstand nichts davon. »Was zum Teufel soll das mit Vaternord zu tun haben?«, fragte er.

Und ich sagte: »Ähm. Eine ganze Menge.«

Er verstand nicht, dass alles miteinander verbunden ist, dass eins zum anderen führt und eine Art Kette bildet, die ihren Kopf erhebt und ihn wie eine Kobra hin und her schwenkt, wenn man nach drei Tagen ohne Schlaf an einer Bong zieht. Hat man Acid eingeworfen, ist sie noch wilder und scheint die Dinge zu verschlingen. Da er selbst nie ein College besucht hatte, hatte mein Vater keine Vorstellung von einer umfassenden Ausbildung in den freien Künsten. Er ging davon aus, dass ich ein Mord-Seminar nach dem anderen besuchte, ohne Mittagspause oder sonstige Ablenkungen. Zum Glück läuft es so nicht.

Ich erzählte meinen Eltern, ich würde meinen Abschluss in Elternmord machen, aber nur, damit sie mich in Ruhe ließen. Tatsächlich hatte ich nicht die leiseste Ahnung, was ich studieren wollte, und steckte meine Nase in den ersten Jahren in alles, was mir über den Weg lief. Geschichte war interessant, aber ich kann nicht so gut mit Zahlen und warf die Epochen ständig durcheinander. Plünderung und Astrologie waren auch nicht schlecht, doch zuletzt entschied ich mich für Vergleichende Literaturwissenschaft. Es gab damals zwar nicht viel zu vergleichen, gerade einmal eine Handvoll Versepen und einen Roman über eine Detektivin, aber gerade das gefiel mir daran. Das Fach war neu und voller Möglichkeiten. Wer hier einen guten Abschluss hatte, konnte *alles* machen, nur wie sollte ich das meinen Eltern beibringen?

»Du meinst, du wirst uns *nicht* töten?«, fragte meine Mutter. »Aber ich habe allen von deinem doppelten Abschluss erzählt.«

Dad schloss an seine »Ich-bin-ja-so-enttäuscht«-Ansprache einen Vortrag über Karrierechancen an. »Du willst also Literatur studieren und danach was machen?«, sagte er. »*Literaturisieren?*«

Wir stritten uns die ganzen Semesterferien über. Dann, kurz bevor ich zurück musste, kam mein Vater zu mir ins Zimmer. »Versprich mir, dir alle Optionen offen zu halten«, sagte er und ließ beim Hinausgehen einen gravierten Dolch in meiner Büchertasche verschwinden.

Ich hatte während meiner Jahre in Princeton viele gute Lehrer, aber am besten in Erinnerung ist mir meine Professorin im Wahrsagen-Seminar, eine echte Hexe mit wirren grauen Haaren und Warzen so groß wie Frühkartoffeln, das volle Programm. Wir lernten bei ihr, das Wetter bis zu zwei Wochen vorherzusagen, aber wenn man sie um gewichtigere Dinge bat, wurde man meistens enttäuscht.

Die Alchemie-Studenten wollten alle wissen, wie viel Geld sie später einmal verdienen würden. »Sagen Sie nur eine ungefähre Zahl«, baten sie, doch die Professorin schüttelte nur den Kopf und verbarg ihre Kristallkugel unter dem Teewärmer, den ein früherer Kurs ihr geschenkt hatte. Wenn es um unsere persönliche Zukunft ging, schwieg sie eisern, egal, wie stark wir sie bedrängten, und wir versuchten wirklich alles. Ich war genauso enttäuscht wie alle anderen, doch wird mir rückblickend klar, dass sie in unserem eigenen Interesse handelte. Man

vergleiche nur einmal, wer man am Tag seines Examens war und wer man heute ist. Ich habe es kürzlich gemacht und bei mir gedacht: »Ach du Schande! Was zum Teufel ist mir nur zugestoßen?«

Die Antwort ist natürlich das Leben. Was die Hexe verschwieg – und was wir in unserer Selbstgewissheit auch gar nicht verstanden hätten –, ist die Tatsache, dass sich die Dinge ganz unverhofft entwickeln. Seltsame Türen öffnen sich. Die Leute rutschen in etwas hinein. Vielleicht landet der große Technik-Freak zuletzt bei der Cidreherstellung, nicht weil er müsste, sondern weil es ihn irgendwie reizt. Wer weiß? Vielleicht wird die Sportskanone den Völkern den Frieden bringen oder der Klassenclown wird Präsident der Vereinigten Staaten – obwohl das eher von Harvard- oder Yale-Absolventen zu erwarten ist, die so ziemlich jeden aufnehmen.

Es gab Princeton-Abgänger, die wie Pfeile in die Ränge der Macht oder der Finanzwirtschaft emporschossen, nur gehörte ich nicht dazu. Mein Weg war verschlungen und voller Hindernisse. Nach meinem Examen kehrte ich nach Hause zurück, ein Ivy-League-Absolvent, der die dreckige Wäsche von vier Jahren im Gepäck und sein ganzes Leben noch vor sich hatte. »Und was hast du jetzt vor?«, fragten meine Eltern.

»Na ja, erst mal ein paar Unterhosen waschen«, antwortete ich.

Das dauerte sechs Monate. Dann kamen die Hemden an die Reihe.

»Und was jetzt?«, fragten meine Eltern.

Als ich ihnen sagte, ich wüsste es nicht, verloren sie das letzte bisschen Geduld. »Was soll denn diese Provinzuni-Antwort?«, sagte meine Mutter. »Du bist auf der besten Hochschule im ganzen Land gewesen – wie kannst du da sagen, du wüsstest nichts?«

Ich sagte: »Ich weiß nicht.«

Mit der Zeit hörte mein Vater auf, seine Princeton-Ausrüstung zu tragen. Meine Mutter redete nicht mehr von meinem »Potenzial«, und sie und Dad legten sich einen braunweiß gescheckten Hundewelpen zu. Intelligenzmäßig war das Tier bloßer Durchschnitt, nur bemerkten sie nichts davon. »Bist du nicht das klügste Hündchen der Welt?«, fragten sie, worauf der Welpen ihre Finger leckte, auf eine Art, die mir erschreckend bekannt vorkam.

Mein erstes Ehemaligentreffen heiterte mich etwas auf. Es tat gut zu wissen, dass man nicht der einzige arbeitslose Akademiker auf der Welt war. Das wohlige Gefühl verschwand allerdings, als ich nach Hause kam und feststellte, dass meine Eltern mein Zimmer an den Hund vergeben hatten. An der Wand über der Kommode hing statt des Princeton-Wimpels, den sie mir zu meinem ersten Geburtstag gekauft hatten, ein Spruchband mit der Aufschrift: »Westminster Hundeshow oder zieh Leine.«

Ich ahnte, woher der Wind wehte, und zog in die Stadt. Ein ehemaliger Klassenkamerad, der einen Abschluss in Philosophie hatte, verschaffte mir einen Job in der Altkleiderverwertung. Als das Gewerbe ins Ausland ging, diesmal auf

Betreiben eines *anderen* Klassenkameraden, biss ich die Zähne zusammen und fand schließlich Arbeit bei einem Rattenfänger, ein dürrer, ernsthafter Mann mit einem unglaublich langen Bart, der jemanden zum Häuten der Tiere suchte.

Abends las ich wieder und wieder die Handvoll Bücher, die ich von zu Hause mitgenommen hatte, und fing schließlich mehr oder weniger aus Langeweile selbst an zu schreiben. Zunächst kam nichts Besonderes dabei heraus, kleine Charakterskizzen, Beobachtungen vom Tage oder Parodien von Artikeln aus dem Rundbrief der Ehemaligen. Mit der Zeit wurde ich ehrgeiziger und versuchte mich an kleinen Geschichten über meine Familie. Eine las ich dem Rattenfänger vor, der sonst nie über irgendetwas lachte, aber bei der Beschreibung meiner Mutter und ihres Welpen laut losprustete. »Meine Mom war ganz genauso«, sagte er. »Ich hatte meinen Abschluss in Brown, und zwei Wochen später züchtete sie Falken auf der oberen Pritsche meines Etagenbetts!« Die Geschichte, wie mein Vater einmal in den Brunnen unseres Nachbarn geschissen hatte, gefiel meinem Boss so sehr, dass er mich um eine Kopie bat und sie seinem Vater schickte.

Das bestärkte mich weiterzumachen, bis ich schließlich ein ganzes Buch mit Geschichten zusammen hatte, das wenig später einen Verleger fand. Als ich meinen Eltern ein Exemplar überreichte, lasen sie zuerst die Geschichte mit dem Brunnen des Nachbarn. Anschließend standen sie auf und zogen die Vorhänge zu. Nach den nächsten fünfzig Seiten vernagelten sie die Haustür und überlegten, wie sie sich am besten verkleiden konnten. Anderen Leuten gefielen meine Geschichten, aber die beiden wussten partout nichts damit anzufangen. »Was ist los?«, fragte ich.

Mein Vater rückte seinen improvisierten Turban zurecht und malte meiner Mutter einen Schnurrbart auf die Oberlippe. »Was los ist?«, sagte er. »Ich will dir sagen, was los ist. Du bringst uns um.«

»Aber ich dachte, das wolltet ihr?«

»Das schon«, schluchzte meine Mutter, »aber nicht auf diese Weise.«

Bis dahin war es mir nicht aufgefallen, aber für mich schien sich ein Kreis zu schließen. Das, wovon ich mich anfangs gedrückt hatte, war unbeabsichtigt zu meiner Lebensaufgabe geworden, eine Ironie, die mir zweifellos verborgen geblieben wäre, hätten meine einzigartigen Eltern mich nicht nach Princeton geschickt.

That's Amore

Neben unserem Wohnblock in New York war ein schmaler Durchgang. Jeden Abend, kurz nach Anbruch der Dunkelheit, kamen Ratten daraus hervor und machten sich über die Mülltonnen entlang des Bürgersteigs her. Als ich sie das erste Mal sah, schrie ich vor Schreck auf, doch dann machte ich es mir zur Gewohnheit, einfach die Straße zu überqueren und sie aus der Entfernung eine Weile zu beobachten. Es war, als wäre man nach Alaska gezogen und würde auf ein Rudel Bären stoßen. Man war darauf gefasst und wollte doch jedes Mal seinen Augen nicht trauen.

Hin und wieder wurde eine Ratte von einem Taxi überfahren, und ich beugte mich von Ekel gebannt über den Kadaver. Nach zwanzig, vielleicht dreißig Sekunden leisen Schauderns wurde der Zauber gebrochen, entweder durch den Verkehr oder, was häufiger vorkam, durch meine Nachbarin Helen, die vom Fenster zu mir herunter rief.

Wie die Ratten aus dem Durchgang war sie genau die Sorte Lebewesen, die ich in New York erwartet hatte. Arrogant, aufdringlich, stolz und fast schon faschistoid selbstherrlich, wie dafür gemacht, sie in geselliger Runde zu zitieren, ganz besonders, wenn der Gastgeber eher zart besaitet war und man auf eine weitere Einladung keinen großen Wert legte. Ob über Politik, Sex oder die Beziehungen zwischen den Rassen: Helens Ansichten lösten bei Tisch immer die gleiche Reaktion aus: »Aber, das ist ja entsetzlich. Und *woher* kennst du diese Person?«

Hugh war derjenige, der ihr zuerst begegnete. Und zwar im Herbst 1991 in New York in der Thompson Street. Es gab dort einen Metzger mit angeschlossenem Café, und er erwähnte dem Besitzer gegenüber, dass er eine Wohnung suche. Während er sich unterhielt, bemerkte er neben der Tür eine Frau, die mindestens siebzig und nicht größer als eine Zehnjährige war. Sie trug einen Sweat-Suit, der am Bauch und an den Hüften spannte, und zwar nicht in einer der damenhaften Pastellfarben, sondern in schlichtem Grau, wie bei einem Boxer. Im Gesicht hatte sie eine Flügelbrille, die genau über der Nasenwurzel dick mit Klebeband umwickelt war. Sie sagte, sie heiße Helen. Hugh nickte ihr zu, und als er gehen wollte, zeigte sie auf ein paar Tüten, die vor ihr auf dem Boden lagen. »Bring meine Einkäufe nach oben.« Ihre Stimme klang wie die eines Mannes, besser gesagt wie die eines Killers, heiser und dunkel, wie schwere Schritte auf Kies.

»Jetzt sofort?«, fragte Hugh.

»Wie? Hast du was Besseres zu tun?«, sagte sie.

Sie gingen in das Haus nebenan, ein weiß getünchtes Mietshaus. Während sie sich langsam bis zur fünften Etage hocharbeiteten, erzählte sie ihm von einer freien Wohnung. Der Vermieter sei vor einem Monat gestorben, und die Wohnung werde in

der nächsten Woche frei. Helen war weder die Hausmeisterin noch die Vermieterin. Sie hatte keinerlei offizielles Amt, aber sie stand sich gut mit den Eigentümern und hatte deshalb einen Schlüssel. »Ich kann dir die Wohnung zeigen, aber das heißt nicht, dass du sie auch kriegst.«

Wie bei Apartments mit einem Schlafzimmer üblich, war die Wohnung klein, schmal und obendrein so niedrig wie ein Wohnwagen. Die Wände waren mit einem billigen, dunklen Holzimitat vertäfelt, aber das ließe sich leicht herausreißen. Was Hugh sofort für das Apartment einnahm, war das viele Licht und die Lage. Er ließ sich die Adresse des Eigentümers geben und steckte Helen fünfundsiebzig Dollar zu, bevor er mit einem Bewerbungsformular abzog. »Nur fürs Zeigen«, sagte er. Sie stopfte die Scheine vorne in ihr Sweat-Shirt und sorgte anschließend dafür, dass wir die Wohnung bekamen.

Ich sah sie erstmals ein paar Tage später. Hugh riss im Wohnzimmer die Vertäflung von den Wänden, während ich auf einem Farbeimer saß und mit meiner Enttäuschung fertig zu werden versuchte. Da war einmal der Küchenboden aus braunen, hellbraunen und ockerfarbenen Fliesen, der aussah wie ein gehäkelter Wollteppich. Und dann die Größe. Ich fragte mich, wie zwei Leute auf so engem Raum miteinander auskommen sollten, als es an der angelehnten Wohnungstür klopfte und im nächsten Moment die mir fremde Frau auf den fürchterlichen Küchenfliesen stand. Ihr Haar glänzte kupferfarben wie ein neuer Penny und war zu einem daumenlangen Pferdeschwänzchen zusammengebunden. Umso deutlicher stachen dadurch die geflickte Brille und der leicht vorstehende Unterkiefer hervor, der aussah wie eine nicht ganz geschlossene Schublade. »Kann ich Ihnen helfen?«, fragte ich. Ihre Hand griff nach einer Trillerpfeife, die an einer Kordel um ihren Hals hing.

»Komm mir komisch, und ich schieb dir meinen Fuß so tief in den Arsch, dass der Schuh drin stecken bleibt.«

Man schaut bei einem solchen Satz unweigerlich nach unten, jedenfalls geht das mir so. Die Frau hatte winzige Füße, kaum länger als ein Hot-Dog-Brötchen. Sie trug klobige Billigturnschuhe aus aufgeschäumtem Plastik, die ich ungläubig betrachtete. »Die sehen vielleicht klein aus, aber die tun ihren Dienst, verlass dich drauf«, sagte sie.

In dem Moment kam Hugh mit einem Stück Wandvertäflung in der Hand aus dem Wohnzimmer herüber. »Hast du dich mit Helen bekannt gemacht?«, fragte er.

Die Frau klappte nacheinander ein paar wurstige Finger auf, wie bei einer einfachen Rechnung: 2 junge Männer + 1 Schlafzimmer – hässliche Wandvertäflung = Schwuchteln. »Ja, das haben wir«, sagte sie mit tiefster Verachtung. »Und ob wir das haben.«

Während der ersten Wochen in unserer Wohnung zog Helen eindeutig Hugh vor. »Mein Jungchen«, nannte sie ihn. Dann unterhielten sie sich ein paar Mal, und sie wechselte die Fronten. Ich wusste, dass ich ihre Gunst errungen hatte, als sie mich in

ihre Küche bat. Dank ihres sizilianischen Blutes hatte Helen ein natürliches Talent zum Kochen. Jedenfalls prahlte sie damit, während sie Fleischklöße in einen gefrorenen Pizzateig aus dem Supermarkt quetschte. Anschließend tauchte sie das Ganze in eine Mischung aus geschlagenen Eiern und Magermilch. »Meine berühmte italienische Quiche«, sagte sie dazu. Zu ihren weiteren Rezepten gehörten »Meine berühmten Auberginen mit Kalbfleischfüllung und Parmesan«, »Meine berühmte Tomatensoße mit Reis und Dosenerbsen« und »Mein berühmter Spaghettiauflauf mit gebackenen Bohnen«. Wenn Helens Küche berühmt war, dann in dem Sinn von direkter Sonneneinstrahlung oder knurrenden Hunden mit Schaum vor dem Mund: Dinge, die man mied, wenn man wusste, was gut für einen war. Wenn ich total zgedröhnt war, konnte es passieren, dass ich einen Bissen Fleisch unter dem Wasserhahn abspülte und mit einem Cracker verspeiste, doch meistens wanderte alles gleich in den Abfall.

In den sieben Jahren, die Hugh und ich in der Thompson Street wohnten, folgte unser Alltag einem einfachen Rhythmus. Er stand morgens früh auf und war spätestens um acht aus dem Haus. Ich arbeitete für eine Gebäudereinigungsfirma, und obwohl mein Einsatzplan sich häufig änderte, fing ich selten vor zehn Uhr an. Meine einzige Konstante war Helen, die Hugh aus dem Haus gehen sah, über den Flur lief und mich mit einem Sturmklingeln aus dem Bett warf. Noch während ich meinen Bademantel zuband, brach das Klingeln ab und wurde durch ein wildes Hämmern an der Tür ersetzt, bei dem man an einen Menschen denken konnte, der bei lebendigem Leib begraben wurde und verzweifelt gegen den Sargdeckel schlägt.

»Schon gut, schon gut.«

»Hast du etwa noch geschlafen?«, sagte Helen, wenn ich die Tür öffnete. »Ich bin schon seit fünf Uhr auf.« In ihrer Hand hielt sie eine mit Alufolie bespannte Auflaufform oder eine Soßenpfanne mit Deckel.

»Na ja«, sagte ich. »Ich bin erst um drei ins Bett gekommen.«

»Ich war erst um halb vier im Bett.«

So war das immer: Hatte man selbst fünfzehn Minuten geschlafen, waren es bei ihr bloß zehn. Hatte man einen Schnupfen, hatte sie eine Grippe. War man einer Kugel ausgewichen, mussten es bei ihr gleich fünf sein. Mit verbundenen Augen. Nach der Beerdigung meiner Mutter sagte sie als Erstes: »Na und? Als meine Mutter starb, war ich halb so alt wie du.«

»Wie schade«, sagte ich. »Was sie da wohl alles verpasst hat.«

Für Helen war ein Geschenk nicht etwas, das man einer Person machte, sondern etwas, das man jemand anderem vorenthielt. Auf diese Weise gelangten wir in den Besitz einer Singer-Nähmaschine mit eigenem Tisch. Eine Frau in der dritten Etage nähte ihre Kleider selbst und hatte ganz behutsam danach gefragt.

»Du willst also meine Nähmaschine?«, hatte Helen gefragt. »Lass mich überlegen.« Dann ging sie ans Telefon und rief Hugh und mich an. »Ich hab was für euch«, sagte sie. »Die einzige Bedingung ist, dass ihr es nicht weitergeben dürft,

schon gar nicht an eine gewisse Person aus der dritten Etage.«

»Aber wir brauchen keine Nähmaschine«, sagte ich.

»Wie, willst du damit sagen, ihr habt schon eine?«

»Äh, nein ...«

»Gut. Dann halt den Mund. Jeder braucht eine Nähmaschine, erst recht ein solches Top-Modell. Ich kann dir gar nicht sagen, wie viele Kleider ich in all den Jahren darauf genäht habe.«

»Ja, aber ...«

»Nichts aber. Das ist mein Geschenk an euch.«

Als Hugh das Teil durch die Tür wuchtete, verspernte ich ihm den Weg. »Wir haben doch kaum genug Platz für uns«, sagte ich. »Wo sollen wir da noch mit diesem Monstrum von Nähmaschine hin? Warum lassen wir uns nicht gleich einen Schleppkahn schenken, der braucht auch nicht mehr Platz?«

Eins muss man Hugh immerhin lassen. Keine fünf Minuten später saß er auf der hässlichen Holzbank, die zu der Maschine gehörte, und brachte sich das Nähen bei. So einer ist Hugh – nichts, was er nicht kann.

»Kannst du einen Leichensack nähen?«, fragte ich.

Die nächsten sechs Monate verging kein Tag, an dem Helen nicht nach ihrem Geschenk fragte. »Was macht die Singer? Schon eine Hose genäht? Oder eine Jeans?«

Nicht anders war es, wenn sie uns Essen vorbeibrachte. »Hat euch der Truthahn-Hackbraten mit italienischen Kräutern geschmeckt?«

»Ausgezeichnet.«

»Den macht mir keiner nach, weißt du.«

»Davon bin ich überzeugt.«

Tatsächlich waren ihre Gerichte als Affront gegen das Paar nebenan gedacht. »Die Schmarotzer! Wenn die wüssten, dass ihr das bekommt, würden die vor Neid sterben.«

Das Treppenhaus war mit kleinen Mosaiksteinchen gefliest, sodass man den Eindruck gewinnen konnte, in einem leeren Pool zu stehen. Selbst das leiseste Geräusch wurde vielfach verstärkt, und ohne große Anstrengung konnte man einen Höllenlärm machen. Helen stand im Flur vor meiner Tür und brüllte so laut, dass die Deckenlichter flackerten. »Die ganze Woche schon versuchen die, Essen von mir zu schnorren. ›Was riecht denn da so gut?‹, wollen sie wissen. ›Haben Sie noch etwas übrig? Wir sterben beinahe vor Hunger.‹«

Tatsächlich war das Paar nebenan angenehm und zurückhaltend. Als wir einzogen, litt die Frau bereits unter Alzheimer, und ihr Ehemann, der fünfundachtzig war und Joe hieß, kümmerte sich rührend um sie. Niemals hatte ich ihn klagen oder um etwas bitten gehört, sodass ich Helen nur reines Wunschdenken unterstellen konnte. Wenn sie Leute nachmachte, war das nie wirklich überzeugend, auch wenn man ihr ein gewisses Showtalent nicht abstreiten konnte. Sie war eine dynamische

Person, und selbst Joe, zu dem sie so gemein war wie zu keinem anderen, war von ihrem schrägen Charme fasziniert. »Ein echter Feger«, sagte er. »Ein klasse Mädchen.«

»Mich anzuschmorren, wo er doch seine Eisenbahner-Pension hat und dann noch das Geld von der Sozialfürsorge. Die können mich mal kreuzweise«, brüllte sie.

Wenn Hugh solche Dinge zu Ohren kommen, sagt er: »Also, jetzt ist aber gut. So redet man nicht über seine Nachbarn.«

Eben deshalb wartete Helen, bis er morgens aus dem Haus war. Was für ein Spießier. »Ich würde verrückt, wenn ich mit so einem zusammenleben müsste«, sagte sie. »Herr im Himmel, ich weiß nicht, wie du das aushältst.«

Bevor ich nach New York zog, hatte ich sechs Jahre in Chicago gelebt. Die meiste Zeit wohnte ich mit meinem damaligen Freund, und untereinander hatten wir einen ziemlich großen Bekanntenkreis. Man traf sich, feierte wilde Partys und nahm jede Menge Drogen. Nie wieder hatte ich so viele gute Freunde, ohne dass ich sagen könnte, warum. Vielleicht bin ich mit den Jahren weniger umgänglich geworden oder vielleicht habe ich auch einfach verlernt, wie man neue Leute kennenlernt. Die gegenseitige Vorstellung, das Händeschütteln, bekomme ich noch hin, aber danach bin ich aufgeschmissen. Wer ruft wen an und wie oft? Was, wenn man nach dem zweiten oder dritten Treffen merkt, dass man mit dem anderen nicht wirklich etwas anfangen kann? Bis zu welchem Zeitpunkt kann man sich zurückziehen? Ich wusste alle diese Dinge einmal, aber jetzt sind sie mir ein einziges Rätsel.

Wäre ich Helen in meinen Zwanzigern begegnet, hätten wir nicht auch nur halb so viel Zeit miteinander verbracht. Ich wäre mit meinen Leuten zugehörnt durch die Gegend gezogen, anstatt Instantkaffee zu trinken und mir etwas über Dickdarmentzündungen anzuhören. »Ich musste heute Nacht sechsmal raus auf die Toilette«, sagte sie. »Ich glaube, ich hab mir vom vielen Scheißen das Arschloch gezerrt.«

Die Tatsache, dass wir das beide faszinierend fanden, war offenbar der Beweis dafür, dass wir zumindest eine Sache gemeinsam hatten. Einig waren wir uns auch in unserer Vorliebe für die Seifenoper *One Life to Live*. Sie lief am frühen Nachmittag, und wenn ich nicht arbeiten musste, ging ich oft zu ihr hinüber, und wir sahen sie uns gemeinsam an.

Helen lebte seit fast fünfzig Jahren in der gleichen Wohnung, auch wenn man ihr das nicht ansah. Bei mir stand und lag überall Zeug herum, die Nähmaschine zum Beispiel, ihr Wohnzimmer jedoch wirkte genau wie die Küche geradezu spartanisch. An einer Wand hing ein gerahmtes Foto von ihr, aber nirgends ein Bild von ihren Töchtern oder den sieben Enkelkindern. Es gab auch keine Stühle, nur ein Sofa und einen Beistelltisch. Gegenüber stand die einzige Extravaganz im Raum: ein Turm aus drei übereinander gestapelten Fernsehgeräten. Ich weiß nicht, warum sie sich von keinem der Apparate trennen wollte. Das Schwarzweißmodell zuunterst hatte

schon vor Jahren den Geist aufgegeben, und bei dem darüber war der Lautstärkenregler kaputt. Nur das oberste Gerät plärrte vor sich hin, während Helen am Fenster saß und hinausschaute. Es bot einen Blick über den ganzen Block und war ihre bevorzugte Unterhaltungsquelle. Gewöhnlich saß sie auf dem Heizkörper, die untere Körperhälfte im Zimmer, Kopf und Oberkörper so weit hinausgelehnt, wie es nur eben ging. Die Kellnerin aus der zweiten Etage, die um zwei Uhr früh nach Hause kam, der Ladeninhaber von gegenüber, der von einem UPS-Boten ein Päckchen entgegennahm, eine Frau im Cabrio, die ihre Lippen nachzog: Nichts entging ihrer Aufmerksamkeit.

In den Jahren, die wir unter einem Dach lebten, verbrachte Helen gute zehn Stunden täglich am Fenster. Am frühen Vormittag traf man sie in der Küche, aber Punkt elf, wenn die Seifenopern begannen, schaltete sie das Radio aus und kehrte an ihren Hochsitz zurück. Weil sie sich vom ständigen Hin- und Herdrehen zwischen Straße und Bildschirm den Hals verrenkt hätte, hörte sie die meisten Sendungen nur, statt sie zu sehen. Einzige Ausnahme waren die Folgen von *One Life to Live* am Freitag und hin und wieder auch die Sendungen mit Oprah, eine der wenigen Schwarzen, die Helen gelten ließ. Vielleicht war sie früher einmal toleranter gewesen, aber nachdem sie in der Eingangshalle unseres Hauses überfallen worden war, betrachtete sie alle Schwarzen als Verbrecher und Vergewaltiger. »Auch die mit heller Haut.«

Die Gastgeber von Talkshows waren ebenfalls Mistkerle, bis auf Oprah. Jeder konnte sehen, dass sie anders war. Während das ganze übrige Pack nur im Dreck herumstocherte, versuchte sie, den Leuten ein positives Gefühl zu vermitteln, ob es sich nun um allein erziehende Mütter, wozu sie auch einmal gehört hatte, oder um furchtbar entstellte Kinder handelte. »Wer hätt's gedacht, dieses Mädchen hat ein wirklich hübsches Auge«, sagte sie einmal, als eine Gruppe von Kindern mit nur einem Auge auftraten.

Eines Nachmittags hatte Oprah mehrere Frauen zu Gast, die scheinbar aussichtslose Situationen gemeistert hatten. Susan war beim Segeln über Bord gegangen und war sechs Tage lang an eine Kühlbox geklammert im Meer getrieben. Colleen hatte sich selbst das Lesen beigebracht und es bis zur Chefsekretärin gebracht. Der dritte Gast, eine Lyrikerin, hatte soeben ein Buch veröffentlicht, in dem sie von ihrer Krebserkrankung und den zahlreichen Operationen zur Nachbildung ihres Kiefers berichtete. Ich kannte die Frau und hatte schon mehrmals mit ihr gesprochen. Und jetzt war sie bei Oprah, was ich sofort Helen erzählen musste. Sie hatte die Sendung halb von ihrem Platz auf der Heizung verfolgt und schien von meiner Neuigkeit wenig beeindruckt.

»Du verstehst nicht«, sagte ich und zeigte auf den Bildschirm. »Ich *kenne* diese Person. Wir sind Freunde.« Das Wort war sicherlich etwas übertrieben für eine Zufallsbekanntschaft, aber das brauchte Helen nicht zu wissen.

»Und?«, fragte sie.

»Und? – Da ist eine Freundin von mir bei Oprah.«

»Na toll. Und jetzt hältst du dich für was Besonderes?«

Hätte Helen einen Gast bei Oprah gekannt, hätte sie T-Shirts drucken lassen, aber bei mir war das natürlich etwas anderes. Sie durfte sich in die Brust werfen und mit irgendwelchen Namen angeben, aber niemand sonst. Gab es einen Erfolg zu verkünden, den Vertrag für ein neues Buch etwa oder eine Theaterbesprechung in der *Times*, fing sie gleich an zu meckern. »Du glaubst also, deine Scheiße riecht besser als meine? Willst du das damit sagen?«

»Aber du bist *alt*«, sagte ich einmal. »Du solltest dich für mich freuen.«

»Steck's dir irgendwo hin«, sagte sie. »Ich bin nicht deine verdammte Großmutter.«

Mit Ausnahme meiner unmittelbaren Familienangehörigen konnte mich keiner so zur Weißglut bringen wie sie. Ein einziges gut überlegtes Wort genügte, um mich in einen tobenden Achtjährigen zu verwandeln. Oft stürmte ich aus ihrer Wohnung und schwor, nie wiederzukommen. Einmal schlug ich die Tür so fest zu, dass die Uhr von der Wand fiel, aber letztlich ging ich doch immer wieder zu ihr – »kam angekrochen«, wie sie sagte – und entschuldigte mich. Es gehörte sich nicht, eine Großmutter anzubrüllen, aber mehr noch vermisste ich sie oder zumindest jemanden, bei dem ich so einfach vorbeischaun konnte. Das Schöne an Helen war, dass sie immer zu Hause und praktisch froh war, gestört zu werden. Konnte man Freundin dazu sagen oder war das das falsche Wort? Wie sollte man unser Verhältnis dann nennen?

Als ich Hugh die Geschichte mit Oprah erzählte, sagte er: »Kein Wunder, dass sie dich hat abblitzen lassen. Wenn du so großkotzig tust.«

Das Wort ärgerte mich. »Großkotzig ist, jemanden zu kennen, der Pina Bausch begegnet ist, aber nicht Oprah.«

»Kommt darauf an, in welchen Kreisen man sich bewegt«, antwortete er, worin ich ihm recht geben musste, auch wenn Helen keinen Grund hatte, eingeschnappt zu sein. Ich zählte längst nicht mehr, wie oft sie von ihrer Freundschaft mit John Gotti schwärmte, dem Kopf des Gambino-Clans. »Er sieht umwerfend gut aus«, sagte sie. »Auf Fotos sieht man das nicht so.« Auf mein Nachfragen erfuhr ich: »Freund« hieß, dass sie vor dreißig Jahren auf einer Party einander vorgestellt worden und ganze zwei Minuten miteinander getanzt hatten, bevor ein anderer Tänzer dazwischen kam. »John bewegt sich sehr leichtfüßig«, erklärte sie. »Das wissen die meisten gar nicht.«

»Vielleicht kommt seine Verteidigung darauf zurück, wenn er wegen Mord vor Gericht steht«, sagte ich.

Helen stürzte in ihrer Wanne und verstauchte sich das Handgelenk. »Das war's dann mit dem Kochen«, sagte sie. »Von mir kriegt ihr keine kostenlosen Mahlzeiten mehr.«

Hugh und ich schlurften über den Flur zurück zu unserer Wohnung. Keine berühmten Kalbskoteletts mehr! Kein berühmter Würstchenauflauf! Kein berühmtes Hühnchen mit orientalischem Gemüse! Wir konnten unser Glück kaum fassen.

Solange Helen gehandikapt war, erledigte ich für sie das Einkaufen. Hugh brachte den Müll nach unten und holte die Post. Joe, mittlerweile Witwer, bot ebenfalls seine Hilfe an. »Wenn es irgendwas im Haus zu tun gibt, ich bin zur Stelle«, sagte er. Er meinte damit, eine defekte Glühbirne austauschen oder den Flur wischen, aber Helen bekam es in den falschen Hals und warf ihn aus der Wohnung. »Er will mich baden«, sagte sie mir. »Der will meine Möse sehen.«

Ich war nicht darauf gefasst, dieses Wort von einer Dreiundsiebzigjährigen zu hören, und zuckte zusammen.

»Wie?«, sagte sie. »Meinst du etwa, ich hätte keine?«

Drei Monate, nachdem Hugh der Bühnenbildnergewerkschaft beigetreten war, beschlossen die Mitglieder einen Streik. Ich wollte sie unterstützen und überlegte mir Slogans, die sie auf ihre Plakate schreiben konnten: »Broadway bürstet 829 Mitarbeiter weg« oder »Bühnenbildner drücken für neue Verträge auf die Tube«.

Am Morgen des ersten Streiktags ging Hugh um sieben aus dem Haus. Kurz darauf rief Helen mich an. Normalerweise ging ich so früh nicht dran, aber ihre Stimme auf dem Anrufbeantworter klang so undeutlich und aufgebracht, dass ich abnahm. Seit ich sie kannte, hatte Helen drei Schlaganfälle »weggesteckt«, wie sie es nannte. Es hatte sich um leichte Anfälle gehandelt, aber ich war dennoch besorgt, sie könnte einen weiteren erlitten haben, sodass ich mich eilig anzog und zu ihr hinüber lief. Noch ehe ich klopfen konnte, wurde die Tür aufgerissen, und sie stand im Türrahmen. Der Unterkiefer war eingefallen und die Unterlippe verschwunden. Offenbar hatte sie wie üblich am Fenster gesessen und beobachtet, wie der Hausmeister von gegenüber eine brennende Zigarette in unsere Mülltonne geworfen hatte. Daraufhin hatte sie ihn so laut angebrüllt, dass ihr die untere Gebisshälfte aus dem Mund geflogen war. »Eff iff im Gebüff«, nuschelte sie. »Geh fon.«

Eine Minute später war ich unten und durchwühlte den Pflanzenkübel vor unserem Haus. Ich stieß auf eine Bierflasche, ein Stück Pizza voller Ameisen und zuletzt auf das Gebiss, das den Sturz aus dem fünften Stock wundersamerweise heil überstanden hatte. Es ist nicht unangenehm, die warmen Zähne eines anderen in der Hand zu halten, und bevor ich wieder nach oben lief, blieb ich einen Moment stehen und betrachtete das feuchte Plastikhufeisen, das Helen als Gaumen diente. Alles war so perfekt, dass man ihm die Künstlichkeit ansah. Kein einziger Zahn stand vor oder schob sich über den Nachbarn. Selbst Form und Farbe erinnerten an eine Reihe Keramikfliesen.

Oben stand Helen schon am Treppenabsatz. Sie schob das Gebiss ungewaschen zurück in den Mund, und es war, als hätte man neue Batterien in ein besonders fieses Spielzeug eingelegt. »Dieser saublöde Mistkerl. Hätte uns die ganze Bude abfackeln können.«

Morgens hörte Helen Radio, einen Oldie-Sender, den ich »K-WOP« nannte. Er

schien ausschließlich italienische Schlager zu spielen, die alle mit schwülstigen Streichern unterlegt waren. Wenn eines ihrer Lieblingslieder lief, drehte sie die Lautstärke auf und nötigte uns zu endlosen Wiederholungen von »Volare« und »That's Amore«.

Radio bedeutete Helen viel, allerdings nur *ihr* Sender. Als ich einmal für National Public Radio eine Reihe von Kommentaren aufnahm, interessierte sie das nicht die Bohne. An dem Morgen, als mein erster Beitrag gesendet wurde, hämmerte sie an unsere Tür. Ich lag im Schlafzimmer mit einem Kissen auf dem Kopf, sodass Hugh öffnete und mit der Hand einen Bogen durch die Luft beschrieb. »Hör nur«, sagte er, »David ist im Radio!«

»Na und?«, sagte Helen. »Alle möglichen Leute sind im Radio.« Dann drückte sie ihm einen Umschlag in die Hand und fragte, ob er ihre Stuhlprobe in den Postkasten werfen könnte. »Das ist nicht das ganze Exemplar, nur ein kleiner Abstrich«, erklärte sie. Als die Sendung vorüber war und ich aus dem Bett konnte, bemerkte ich, dass sie ihre Stuhlprobe mit Weihnachtsmarken frankiert hatte. Darunter stand in zittriger Schrift: »Frohes Fest.«

In unserem Mietshaus gab es jede Menge Leute, die aus dem einen oder anderen Grund bei Helen verschissen hatten. Einige hatten von Anfang an keine Chance, weil sie ihr Aussehen oder ihre Stimme nicht leiden konnte. Oder sie waren hochnäsiger. Oder Ausländer. Unser Vermieter hatte ein kleines Büro in der Nähe der Bleecker Street, und Helen rief ihn mindestens dreimal täglich an. Sie war wie die Stasi, immer auf Wachtposten, immer irgendwelche Dinge notierend. Dann starb der Vermieter, und das Haus wurde an eine Immobiliengesellschaft irgendwo in New Jersey verkauft. Den neuen Eigentümern war es völlig egal, ob die Frau im zweiten Stock sich einen schwarzen Freund zugelegt hatte oder ob der Hausmeister elektronische Musik komponierte anstatt sein Englisch zu verbessern. Über Nacht hatte Helen ihre Macht verloren, und diejenigen, die sie bislang gefürchtet hatten, wurden zunehmend aufsässiger. Man hätte erwartet, dass sie sich ärgerte, wenn jemand »Lästermaul« oder schlimmer noch »neugierige alte Hexe« hinter ihr herrief, aber seltsamerweise schienen sie solche Namen zu beleben.

»Glaubt nur nicht, ich hätte hier nichts mehr zu sagen«, hörte ich sie brüllen. »Euch trete ich noch allen in den Arsch.«

Die ersten Male musste ich darüber noch schmunzeln. Dann drohte sie *mir* mit einem Tritt in den Arsch, und plötzlich war es nicht mehr so lustig. Wir hatten eine unserer Auseinandersetzungen, die aus heiterem Himmel entstanden. Ein Wort hier, ein Wort da, und ehe man sich versah, gingen wir aufeinander los. Ironischerweise war der Anlass des Streits eine durchgeknallte Sicherung. Ich musste an den Sicherungskasten im Keller und brauchte dazu den Schlüssel. Helen hatte einen, wollte ihn aber nicht rausrücken, worauf ich ihr sagte, sie sei ein Arschloch.

»Immer noch besser als ein Alki«, erwiderte sie und wartete einen Augenblick, bis

das Wort richtig gesackt war. »Du hast richtig gehört. Meinst du, ich bekomme nicht mit, wie du jeden Morgen die ganzen leeren Dosen und Flaschen wegbringst? Meinst du, ich sähe nicht dein aufgedunsenes Gesicht?«

Wäre ich nicht so voll gewesen, dass ich mich kaum auf den Beinen halten konnte, hätte ich ihren Vorwurf vielleicht mit mehr Nachdruck zurückweisen können. So klang ich einfach nur armselig. »Du weiss ja nich. Was mit ... mir. Los. Ist.«

Wir standen in ihrer Tür, als sie mir die Hände auf die Brust legte und mich zurückstieß. »Hältst dich wohl für stark? Wie wär's mit einem Tritt in den Arsch?«

In dem Moment kam Hugh mit einer Einkaufstüte in der Hand die Treppe hoch. »Ihr seid wie kleine Kinder, alle beide«, schimpfte er.

Nach diesem Streit redeten Helen und ich einen Monat lang nicht miteinander. Manchmal hörte ich sie auf dem Flur, meistens morgens, wenn sie Joe Essen brachte. »Das ist meine berühmte Pasta Fagiole, und der da nebenan, dieser griechische Scheißkerl, würde sterben, wenn er davon wüsste.«

Eine Fremde brachte uns wieder zusammen. Vor ihrer Pensionierung vor zehn Jahren hatte Helen bei einigen Priestern in Murray Hill den Haushalt gemacht. »Waren Jesuiten«, sagte sie. »Das heißt, sie glaubten an Gott, aber nicht an Toilettenpapier. Du hättest ihre Unterwäsche sehen müssen – widerlich.«

Ihrer Meinung nach hielt jemand, der eine Haushaltshilfe einstellte, sich für etwas Besseres. Sie liebte Geschichten, in denen Snobs zurechtgestoßen wurden, doch hatte ich bei meiner Arbeit nur gute Erfahrungen gemacht.

Ich kam mir wie ein Langeweiler vor, wenn ich erzählte, wie unaufdringlich und rücksichtsvoll sich die Leute mir gegenüber verhielten. Deshalb war es eine angenehme Überraschung, als ich einen Putzjob in einer Wohnung neben dem Museum of Modern Art bekam.

Die Bewohnerin war Ende sechzig, und ihre Haare hatten die Farbe eines frisch geschlüpften Kükens. Nennen wir sie Mrs. Oakley. Sie trug einen Jeansrock mit passender Bluse und hatte ein rotes Tuch um den Hals geknotet. Für manche Leute mag das ein ganz natürlicher Look sein, aber an ihr wirkte er wie eine Verkleidung, als müsste sie zu einer Kostümparty unter dem Motto »Viehdiebe«.

Die meisten Kunden nahmen mir die Jacke ab oder zeigten mir, wo die Gaderobe war. Mrs. Oakley machte nichts dergleichen, aber als ich auf den Messingständer zulief, an dem auch ihre Jacken hingen, sagte sie barsch: »Nicht da. Sie können Ihre Sachen im Gäste-W C ablegen. Nicht auf der Ablage, sondern auf der Toilette.« Sie zeigte auf eine Tür am Ende der Diele. »Klappen Sie den Deckel herunter«, erklärte sie, »und dann legen Sie ihre Jacke und ihren Schal darauf.«

Ich überlegte, wer so blöd sein konnte, dass man ihm das erst erklären musste, und stellte mir einen Einfaltspinsel mit großen Augen vor. »Hey«, würde er sagen, »wieso ist meine Jacke ganz nass? Und wo wir gerade dabei sind, wer hat mir den Haufen in die Tasche gesteckt?!«

»Amüsiert Sie etwas?«, fragte Mrs. Oakley.

»Nein, nein«, sagte ich. »Ganz und gar nicht.« Dann notierte ich die Zeit in meinen Taschenkalender.

Sie sah mich schreiben und legte ihre Hände auf die Hüften. »Ich bezahle sie nicht, damit Sie Englisch lernen«, sagte sie.

»Wie bitte?«

Sie zeigte auf mein Notizbuch. »Dies ist keine Sprachschule. Sie sollen hier sauber machen und nicht neue Wörter lernen.«

»Aber ich bin Amerikaner«, erklärte ich. »Ich konnte Englisch, bevor ich nach New York kam. Zu Hause, von klein auf und so weiter.«

Mrs. Oakley rümpfte die Nase, entschuldigte sich aber nicht. Ich glaube, sie hätte so gerne einen Ausländer gehabt, dass sie einen Akzent hörte, wo gar keiner war. Welche Erklärung konnte es sonst geben? Verzweifelter, abgerissener Einwanderer der ich war, galt es als ausgemacht, dass ich auf alles in der Wohnung scharf war: den weißen Teppich, die gerahmte Reproduktion von Renoirs »Balg mit Gießkanne«, den vergoldeten Handtuchhalter im marmorgefliesenen Bad.

»Ich habe viele hübsche Dinge«, verkündete sie. »Und ich will sie auch noch haben, wenn Sie wieder fort sind.«

»Oh, die hat praktisch drum gebettelt«, sagte Helen. »Und was hat sie gesagt, als du ihr eine gelangt hast?«

»Ich habe ihr keine gelangt.«

Sie machte ein enttäuschtes Gesicht. »Okay, also, was hast umgeworfen, als du aus der Wohnung gestürmt bist?«

»Nichts, ich meine, ich bin nicht aus der Wohnung gestürmt.«

»Willst du mir sagen, du bist geblieben und hast dir den ganzen Scheiß angehört?«

»Ähm ... ja, schon.«

»Das glaub ich nicht.« Sie zündete sich eine Zigarette an und schob das Einwegfeuerzeug zurück in die Packung. »Für was zum Teufel bist du eigentlich gut?«

Als ich das erste Mal in die Normandie reiste, blieb ich drei Wochen. Nach meiner Rückkehr ging ich gleich zu Helen, aber sie wollte nichts davon hören. »Die Franzen sind alle Schwuchteln«, sagte sie. Als Beispiel nannte sie Bernhard, der aus Nizza stammte und im vierten Stock wohnte.

»Bernhard ist nicht schwul«, sagte ich.

»Mag sein, aber er ist schmierig. Warst du schon mal in seiner Wohnung?«

»Nein.«

»Also gut, dann halt den Mund.« Das war ihre Art, einen Streit zu beenden und sich zur Siegerin zu erklären. »Ich wette, du bist froh, wieder hier zu sein. Für kein Geld in der Welt brächte man mich dahin. Ich bin lieber in einem zivilisierten Land,

wo man das Wasser aus dem Hahn trinken kann, ohne nachher alle fünf Minuten auf die Toilette zu müssen.«

Ich hatte Helen einige Geschenke aus Frankreich mitgebracht, nichts Besonderes oder Teueres, bloß ein paar kleine Dinge für den Hausgebrauch. Ich stellte die Tüte mit den Geschenken auf den Küchentisch, und sie durchwühlte sie halbherzig, hielt die Gegenstände – einem Affen nicht unähnlich – verkehrt herum oder seitlich. Es waren eine Minirolle Küchenpapier, Einwegservietten mit dem aufgedruckten Buchstaben H und Küchenschwämme, die man sich über die Hand ziehen konnte. »Ich brauch diesen Müll nicht«, sagte sie. »Nimm's wieder mit. Ich will's nicht haben.«

Ich packte alles zurück in die Tüte, selbst beschämt darüber, wie tief ich mich verletzt fühlte. »Die meisten Leute, die meisten Menschen, nehmen ein Geschenk an und sagen ›Danke‹«, bemerkte ich.

»Aber nicht, wenn sie solchen Dreck bekommen«, erwiderte sie.

Tatsächlich waren die Sachen genau richtig für sie, nur wollte Helen sie aus dem gleichen Grund nicht annehmen, aus dem sie auch alles andere ablehnte: Der andere musste in ihrer Schuld stehen und sich verpflichtet fühlen. Für alle Zeiten.

Ich warf die verschmähten Geschenke zurück in die Tüte und lief zur Tür. »Weißt du, was du hast?«, sagte ich. »Eine Geschenk-Störung.«

»Eine was?«

»Wie eine Ess-Störung, nur in Bezug auf Geschenke.«

»Nimm das zurück«, sagte sie.

»Genau das will ich damit sagen.« Dann ging ich und knallte die Tür hinter mir zu.

Am ersten Januar klopfte Helen an die Tür, als ich gerade zu einem Putzjob aufbrechen wollte. »Wer an Neujahr arbeitet, arbeitet das ganze Jahr«, sagte sie. »Das stimmt. Da kannst du jeden fragen.«

Ich überlegte einen Moment, ob sie recht haben konnte, aber dann fiel mir ihre letzte Binsenweisheit ein: Man bekommt keinen Kater, wenn man bei eingeschaltetem Fernseher schläft. Außerdem behauptete sie, man könne sich vor plötzlichem Kindstod schützen, indem man sich dreimal mit einem Steakmesser bekreuzigt.

»Kann man beim Campen auch ein Schweizer Taschenmesser nehmen?«, fragte ich.

Sie sah mich an und schüttelte den Kopf. »Wer ist so blöd und geht mit einem Säugling campen?«

Helen schüttete ihre diversen Pillen aus: die für ihr Herz und gegen hohen Blutdruck, gegen die Schmerzen in der Seite und neuerdings auch in ihrem rechten Bein. Die Besuche beim Arzt waren ihre einzigen Ausflüge vor die Tür, und danach hing sie stundenlang am Telefon und hielt den Leuten von der Krankenversicherung lange

Vorträge. Nachdem sich das abgenutzt hatte, rief sie bei McKay's Drugstore an und versuchte es mit dem Apotheker. »Dem würde ich am liebsten die Eier abschneiden und sie ihm in den Hals stecken«, sagte sie.

Nun hatte ihr der Arzt neue Pillen verschrieben. Als ich ihr anbot, sie zu holen, drückte sie mir zusammen mit dem Rezept eine Rechnung in die Hand. Offenbar hatte ihr Feind bei McKay's ihr beim letzten Mal falsch herausgegeben, und ich sollte dem hakennasigen jüdischen Drecksack beibiegen, dass er meiner Nachbarin noch vier Cent schuldete. Und dann sollte ich ihm sagen, dass er sich die Liefergebühr in seinen fetten Arsch schieben könne.

»Alles klar?«, fragte Helen.

Es machte mir nichts aus, das Rezept für sie einzulösen, aber als es um die strittige Rechnung ging – und in letzter Zeit hatte es immer irgendwelche Streitigkeiten gegeben –, legte ich das Geld aus eigener Tasche hinzu und log, als sie mich danach fragte. »Der Apotheker sagte, es täte ihm sehr leid und es werde nicht wieder vorkommen«, erzählte ich ihr.

»Hast du ihm gesagt, was er mit der Liefergebühr machen soll?«

»Aber sicher.«

»Und was hat er gesagt?«

»Wie bitte?«

»Als du ihm gesagt hast, er könne sie sich in den Arsch schieben.«

»Er sagte, äh: ›Das tut bestimmt weh.««

»Da kann er Gift drauf nehmen«, sagte sie.

Solange sie noch aufstehen und die Treppe hinunter konnte, ging Helen keiner Auseinandersetzung aus dem Weg. Im Bus, auf der Post, wo immer sie aufkreuzte, war es um den Frieden geschehen. Doch jetzt musste sie ihre Opfer ins Haus locken, und gewöhnlich traf es Boten. Die Angestellten vom Grand Union, unserem Lieblingssupermarkt, waren meist Schwarzafrikaner, Einwanderer aus dem Tschad oder Ghana, die noch nicht lange im Land waren. »Ihr schwarzen Mistkerle«, hörte ich Helen brüllen, »ihr meint wohl, ihr könnt mich verscheißen.«

Ihren traurigen Tiefpunkt erlebte sie, als sie einen Taubstummen attackierte, einen gerade einmal vierzehnjährigen Jungen. Er war der Sohn des Delikatessenhändlers um die Ecke und in der ganzen Nachbarschaft sehr beliebt. »Wie kannst du nur?«, schimpfte Hugh.

»Was soll ich denn bitteschön tun, wenn mich jemand bestiehlt?«, fragte sie zurück. »Daneben stehen und zuschauen?« Wie sich herausstellte, hatte der Junge – von einem Diebstahl weit entfernt – sie lediglich nach ihrem Stift gefragt, um die Waren zusammenzurechnen. Anschließend hatte er ihn, vermutlich aus Versehen, in seine Hemdtasche gesteckt. Helen hatte daraufhin seine Haare gepackt und ihm ihre Nägel in den Nacken gegraben. »Aber nicht feste«, erklärte sie. »Es hat nur ein bisschen geblutet.«

Auf die Frage, warum der Junge einen Stift für 30 Cent stehlen sollte, den er bei seinem Vater im Geschäft umsonst kriegen konnte, schnaubte Helen nur verächtlich, als gebe es da nicht viel zu erklären. »Er ist *Portugiese*«, sagte sie. »Ihr wisst doch, was das für Typen sind.« Dennoch lag in ihrer Stimme ein Unterton von Verzweiflung, die Befürchtung, diesmal etwas zu weit gegangen zu sein.

Am nächsten Morgen rief sie bei mir an und fragte, beinahe verlegen, ob ich sie mit Tigerbalsam einreiben könne. Ich lief zu ihr, und nachdem sie mich in die Wohnung gelassen hatte, setzte sie sich und zeigte auf ihre schmerzende Schulter. »Ich glaube, ich habe sie mir verrenkt, als ich mir den kleinen Scheißkerl vorgeknöpft habe«, sagte sie.

Es war der 14. Februar, Valentinstag, und nachdem sie sich noch kurz über den Jungen ausgelassen hatte, kam sie auf das Thema Liebe zu sprechen, genauer gesagt, auf meinen Vater. Seit er mich im Herbst zuvor besucht hatte, redete Helen ständig von ihm.

»Dieser Lou ist wirklich ein hübscher Kerl. Zu schade, dass du nichts von seinen Genen mitbekommen hast.«

»Also, ein paar werde ich schon mitbekommen haben«, sagte ich.

»Bestimmt nicht. Du kommst ganz nach deiner Mutter. Die ist tot, oder?«

»Ja, sie ist tot.«

»Weißt du, dass wir ungefähr im gleichen Alter sind, ich und Lou? Hat er eine Freundin?«

Schon beim bloßen Gedanken an meinen Vater und Helen bekam ich schweißnasse Füße. »Nein, er hat keine Freundin und er will auch keine.«

»Warum gleich so schnippisch?«, sagte sie. »Herrgott, ich habe doch bloß gefragt.« Dann zog sie ihr Kleid ein Stück herab, und ich rieb ihr den Rücken ein.

Als ich ein andermal von der Apotheke zurückkam, bat Helen mich, etwas weiße Schuhcreme an die Decke zu schmieren. Dort hatte sich ein kleiner Fleck gebildet, von dem Helen felsenfest behauptete, es sei Hundpisse aus der Wohnung darüber. »Die Dreckskerle glauben, wenn sie meine Decke ruinieren, kriegen sie mich ins Altenheim.«

Ich weiß nicht mehr, warum ich ihrer Bitte nicht gleich nachkam. Vielleicht war ich verabredet oder hatte einfach nur genug an diesem Tag. »Ich mach es morgen«, sagte ich. Als ich die Tür hinter mir zuzog, hörte ich sie sagen: »Ja, ja, du und dein ständiges ›morgen‹.«

Es war Joe, der sie fand. Helen hatte ein kurzes Stück Holz in der Küche, zur Verteidigung gegen mögliche Eindringlinge, und er war wach geworden, weil sie damit von innen gegen ihre Tür gehämmert hatte. Er besaß einen Schlüssel für Notfälle, und als er in die Wohnung kam, sah er sie auf dem Boden liegen. Neben ihr lag der umgekippte Trittstuhl und unter dem Tisch, etwas mehr als eine Armeslänge

entfernt lag die Flasche mit der weißen Schuhcreme.

In *One Life to Live*, wie überhaupt in allen Seifenoperen, machen sich die Mitspieler laufend Selbstvorwürfe. Der männliche Hauptdarsteller erleidet einen Autounfall, und während die Ärzte um sein Leben kämpfen, versammelt sich die Familie im Wartezimmer und betreibt Selbstanklage. »Es war mein Fehler«, sagt die Exfrau. »Ich hätte ihm schonender beibringen müssen, dass ich ein Kind erwarte.« Sie schlägt ihren Kopf gegen die Wand, bis der Vater des Verunglückten sie festhält. »Sei nicht dumm. Wenn sich jemand Vorwürfe machen muss, dann ich.« Als Nächstes meldet sich die Freundin zu Wort und erklärt, es sei allein *ihre* Schuld. Am Ende ist der Einzige, der sich nicht schuldig fühlt, der Fahrer des anderen Wagens.

»Warum zum Teufel steigt sie zum Schuhputzen auf einen Stuhl?«, fragte Joe, während Helen mit dem Krankenwagen ins St. Vincent's Hospital gebracht wurde. »Das begreife ich einfach nicht.«

»Ich auch nicht«, sagte ich.

In den nächsten Monaten besuchten Hugh und ich Helen im Krankenhaus. Das Problem war weniger die gebrochene Hüfte, sondern eine Reihe von Schlaganfällen im Anschluss an die Operation. Man hätte meinen können, ein Blitz habe sie getroffen und ihr komplett das Hirn verbrannt. Sie bekam keinen Satz mehr zusammen, und obendrein hatte man ihr auch das Gebiss und die Brille weggenommen. Nachdem der letzte Rest Henna verblasst war, sahen ihre Haare, genau wie ihr Gesicht, grau wie alter Zement aus.

Das Krankenzimmer war winzig und heiß. Neben der Tür stand ein zweites Bett, in dem eine Dominikanerin lag, die ein Bein verloren hatte. Bei jedem Besuch zeigte sie auf Helens Essenstablett und fragte bittend: »Isst sie ihr Apfelmus noch? Und die Cracker? Wenn sie die nicht möchte, nehme ich sie.«

Wäre Helen die alte gewesen, hätte der Frau bald mehr als nur ein Bein gefehlt. So aber nahm sie von ihrer Zimmergenossin genauso wenig wahr wie von dem an die Wand geschraubten Fernseher, der einen schrottigen Sender zeigte und ständig lief.

Zur Beerdigung erschienen Leute, von denen ich zwar gehört, die ich aber nie zuvor gesehen hatte. Helen hatte mir einmal erzählt, als Kind habe man sie Rocky genannt, nach dem Boxer Rocky Graziano, doch von ihrer Schwester erfuhr ich, dass sie alle möglichen Spitznamen hatte. »Ich habe sie immer ›Baby Hippo‹ gerufen, wegen ihres mächtigen Hinterns«, erzählte sie mir. »Oh, Mann, wurde die dann wütend.«

Fast alle, mit denen ich sprach, erzählten eine ähnliche Geschichte: wie Helen fluchte, wie sie sich prügelte oder wie sie den Telefonhörer auf die Gabel knallte. In den ersten Monaten nach ihrem Tod waren das auch meine Erinnerungen. Allmählich jedoch verschob sich die Perspektive, und statt der Prügel für den taubstummen Jungen hatte ich das Bild vor Augen, wie sie am Tag darauf in der

Küche gegessen und ich ihr den Rücken mit Tigerbalsam eingerieben hatte. Nicht nur die Tatsache, dass sie so etwas überhaupt im Haus hatte, war ungewöhnlich, sondern auch die Art, wie sie darüber redete. »Der kommt aus Fernost«, sagte sie. »Ich glaube, die Chinesen haben ihn erfunden.«

Ich bin kein besonders körperlicher Mensch. Helen war das auch nicht. Wir hatten uns nie in den Arm genommen oder auch nur die Hand gegeben, und deshalb war es ein komisches Gefühl, ihr erst die Schulter und dann den Rücken einzureiben. Es fühlte sich an, als würde ich einen Meeressäuger streicheln, das Fleisch glitschig und fett unter meinen Handflächen. In meiner Erinnerung köchelte irgendetwas auf dem Herd, ein großer Kessel Tomatensoße, und der Geruch vermischte sich mit dem Kampferduft des Tigerbalsams. Die Fensterscheiben waren beschlagen, im Radio sang Tony Bennett und Helen fragte, selbst überrascht von dem neuartigen Wort, ob ich etwas lauter stellen könne, bitte.

Totentanz

Das Besondere an Toten ist, dass sie so richtig tot aussehen, beinahe künstlich, wie Wachfiguren. Ich lernte das bei einem Aufenthalt in einem gerichtsmedizinischen Labor im Herbst 1997. Während die Leichname unecht wirkten, waren mir die Werkzeuge, mit denen sie zerlegt wurden, unangenehm vertraut. In Laboren mit einem höheren Etat mochte es anders aussehen, aber hier benutzten sie eine Heckenschere zum Durchtrennen des Brustkorbs. Die Brusthöhle wurde mit einer einfachen Suppenkelle entleert, wie sie in jeder Cafeteria zu finden ist, und der Autopsietisch wurde mit dem nächstbesten Spülmittel abgewischt, das gerade im Angebot war. Genauso vertraut war mir die Musik, zumeist Oldies, die aus einem blutbespritzten Radio kam und eine Art Soundtrack abgab. Als ich jung war, brachte ich Three Dog Night immer mit meinem Werkunterrichtlehrer in Verbindung, der sich stolz als ihr größter Fan bezeichnete. Höre ich heute »Joy to the World«, habe ich gleich einen fibrösen Tumor auf einem Styroporteller vor Augen. So können sich die Dinge ändern.

Im Labor trug ich einen Schutzanzug einschließlich Haube und Überstiefeln. Am laufenden Band wurden Menschen vor meinen Augen ausgenommen, und rein oberflächlich schien mir das nichts auszumachen. Abends fuhr ich ins Hotel, schloss die Zimmertür zweimal ab und stellte mich unter die Dusche, bis Seife und Shampoo komplett aufgebraucht waren. Die Leute im Nebenzimmer werden sich bestimmt gefragt haben, was da vor sich ging. Eine Stunde lang lief das Wasser, und dazu der blubbernde Gesang: »I do believe in spooks, I do believe in spooks, I do I do I do I do I do.«

Man kann nicht behaupten, dass ich völlig unbeleckt da hineingeraten wäre. Schon als Kind war ich vom Tod fasziniert, nicht im spirituellen, sondern im ästhetischen Sinn. Starb ein Hamster oder ein Meerschweinchen, vergrub ich den Leichnam und buddelte ihn anschließend wieder aus, und zwar immer wieder, bis zuletzt nur noch ein abgewetztes Stück Fell übrig war. Das brachte mir einen gewissen Ruf ein, besonders als ich mich auch für die toten Haustiere in der Nachbarschaft zu interessieren begann. Die Leute nannten mich »Igor«, »abartig« und »gruselig«, aber ich denke, mein Forscherddrang war ziemlich normal, zumindest für einen halbwüchsigen Jungen. In dem Alter ist der Tod etwas, das nur Tieren und Großeltern widerfährt, und die Beschäftigung damit ist wie ein Projekt im Naturkundeunterricht, aber eins von der besseren Sorte, ohne Hausaufgaben. Die meisten Jungen sind dem irgendwann entwachsen, nur bei mir wuchs die Neugierde mit der Zeit immer mehr.

Als Teenager sparte ich das Geld vom Babysitten und kaufte mir für fünfundsiebzig Dollar ein Exemplar von *Rechtsmedizinische Untersuchungen von Toten*, eine Art

Bibel für Gerichtspathologen. Darin wird gezeigt, wie man aussieht, wenn man in einer Pfütze steht und ein Verlängerungskabel durchbeißt, wenn man von einem Traktor überfahren wird, einen der Blitz trifft, man mit einer geringelten oder glatten Telefonschnur erdrosselt wird, einen Schlag mit dem Tischlerhammer abbekommt, verbrannt, erschossen, ertränkt, niedergestochen oder von Wild- oder Haustieren zerfleischt wird. Die Bildunterschriften lasen sich wie großartige Gedichttitel. Mein persönlicher Favorit lautete »Großflächiger Schimmel auf dem Gesicht eines Einsiedlers«. Ich konnte mir das Bild stundenlang ansehen und hoffte, es würde mich inspirieren, leider bin ich lyrisch völlig unbeschlagen und brachte bloß ein paar lahme Verse zuwege:

*Der Einsiedler schaut missvergnügt,
weil Schimmel seine Züge trübt.
Ein Flockenteppich bis zur Brust,
er hätt' halt öfter raus gemusst.*

Biologie ist ebenfalls nicht meine Stärke. Die Pathologen versuchten mir das eine oder andere beizubringen, aber ich ließ mich durch groteske Details immer wieder ablenken. Wie zum Beispiel die Entdeckung, dass wenn man sich aus großer Höhe von einem Gebäude stürzt und auf dem Rücken landet, die Augäpfel aus den Höhlen ploppen und an zwei Schnüren baumeln. »Wie bei der Scherzbrille mit den Spiralaugen!«, sagte ich zu dem Chef-Pathologen. Der Mann nahm seinen Job ausgesprochen ernst und reagierte immer gleich auf meine Feststellungen. »Na ja«, seufzte er, »nicht wirklich.«

Nach einer Woche in der Autopsie-Suite konnte ich immer noch keine Speisekarte bei Denny's aufschlagen, ohne das Gefühl zu haben, mich übergeben zu müssen. Wenn ich nachts die Augen schloss, sah ich Eimer voller verschrumpelter Hände, die im zweiten Kühlraum des Labors aufbewahrt wurden. Sie hatten dort auch eine ganze Wand mit Gehirnen, aufgereiht wie Konserven im Supermarkt. Und dann waren da noch diverse Einzelteile: ein übrig gebliebener Torso, ein hübscher blonder Skalp, zwei eingelegte Augen in einem Glas für Babynahrung. Alles zusammen hätte eine ungemein schlaue Sekretärin ergeben, die wie der Wind tippen konnte, aber nie ans Telefon ging. Ich lag schlaflos im Bett und dachte über solche Dinge nach, doch letztlich landete ich immer wieder bei den frisch angelieferten Toten, die meistens noch komplett oder zumindest annähernd komplett waren.

Die überwiegende Mehrzahl bekamen wir nackt in einem anonymen Leichensack mit Reißverschluss. Da Angehörige zum Labor keinen Zutritt hatten, blieben die Leichen ohne jeden Kontext. Getrennt von den Lebenden, erschienen sie wie Exemplare einer fremden Spezies. Dem Polizeibericht war zu entnehmen, dass Mrs.

Daniels von einem außer Kontrolle geratenen Truck überfahren worden war, der in einen Hamburger-Stand gerast war. Sie hatte mit anderen in der Schlange gewartet, aber das war auch schon die ganze Geschichte. Hatte das Opfer Kinder? Gab es einen Mr. Daniels? Wieso hatte sie ausgerechnet an diesem Hamburger-Stand und zu genau dieser Zeit angestanden? Bei Fällen wie ihrem brauchte ich mehr als die üblichen dürftigen Fakten. Es musste einen Grund geben, warum die Frau zu Tode gekommen war, denn anderenfalls konnte das Gleiche auch mir passieren. Drei Männer werden bei einer Tauffeier erschossen, und man sagt sich: *Okay. Die hatten den falschen Umgang.* Aber wenn man sich bloß einen Hamburger kauft? *Ich kaufe Hamburger.* Zumindest habe ich das früher einmal.

Das gerichtsmedizinische Labor war im Westen der Vereinigten Staaten, in einer Stadt, in der man leicht an Waffen kommt und Autofahrer dafür bekannt sind, sich wegen eines freien Parkplatzes niederzuschießen. Das Gebäude lag am äußeren Rand der Stadt, zwischen Bahngleisen und einer Stempelfabrik, ein hässlicher, finster wirkender Klotz. In der Lobby stand eine Topfpflanze, und die Frau am Empfang hatte immer eine Dose Frischluftspray in der Schublade. »Für Gammeler«, wie sie sagte, womit sie Leute meinte, die ganz allein gestorben waren und sich bereits im fortgeschrittenen Stadium der Verwesung befanden, als man sie entdeckte. An Halloween hatten wir einen solchen Fall, einen achtzigjährigen Mann, der beim Wechseln der Glühbirne von der Leiter gefallen war. Viereinhalb Tage hatte er in einer Wohnung ohne Klimaanlage auf dem Boden gelegen, und als wir den Reißverschluss des Leichensacks aufzogen, schlug uns ein Gestank entgegen, den der zuständige Pathologe »den Duft eines sicheren Arbeitsplatzes« nannte. Die Autopsie fand vormittags statt und war das beste Argument für eine gut funktionierende Nachbarschaftshilfe, das mir je untergekommen ist. *Wohne niemals allein*, sagte ich mir. *Wenn du eine Glühbirne wechselst, hole zuerst jemanden von nebenan und bitte ihn dazubleiben, bis du fertig bist.*

Zu diesem Zeitpunkt war meine Liste mit Dingen, die man auf keinen Fall tun durfte, bereits drei Seiten lang und enthielt Warnungen wie: Schlafe niemals in einem Müllcontainer, sei nie leichtfertig im Umgang mit Bienen, fahre nie in einem Cabrio hinter einem Tieflader her, werde nicht alt, betrinke dich nie in der Nähe von Zügen und schnüre dir niemals, unter gar keinen Umständen, beim Masturbieren die Luft ab. Der letzte Punkt ist geradezu eine landesweite Epidemie. Man glaubt gar nicht, wie viele Männer es machen und dabei die Sachen ihrer Frauen anziehen, meistens dann, wenn die gerade verreist sind. Allen, die ähnliche Neigungen haben, möchte ich eine kurze Warnung mit auf den Weg geben: Wird man tot aufgefunden, macht die Polizei ein paar hübsche Fotos von der Leiche in Frauenkleidern, die in ein Album kommen und großes Interesse bei Leuten wie mir finden, die sich damit ins Archiv zurückziehen, weil sie den Gestank frisch angelieferter Gammeler nicht ertragen können, und dann unentwegt »Oh, mein Gott, oh, mein Gott, oh, mein Gott« stöhnen, ohne genau sagen zu können, ob sich das auf das blau angelaufene

Gesicht bezieht oder auf diese Bluse in Kombination mit dem indianischen Silberhalsschmuck.

Ich hatte es nicht darauf angelegt, über Halloween dort zu sein, das hatte sich zufällig so ergeben. Man sollte an diesem Tag hauptsächlich Kinder erwarten, die beim Süßigkeitensammeln unters Auto geraten sind oder vergiftete Bonbons bekommen haben, aber tatsächlich ist es nicht anders als sonst. Vormittags hatten wir einen gut abgehangenen Rentner, und nachmittags begleitete ich eine Pathologin zu einem Termin bei Gericht. Sie hatte die Autopsie eines Mordopfers durchgeführt und trat als Zeugin der Anklage auf. Für mich gab es jede Menge interessanter Dinge zu lernen, über die forensische Auswertung von Blutspuren oder die Ballistik von Geschossen, doch wurde meine ganze Aufmerksamkeit von der Mutter des Angeklagten gefangen genommen, die mit einer abgeschnittenen Jeans und einem Ghost-Busters-T-Shirt zur Verhandlung erschienen war. Sie hatte es gewiss nicht leicht, aber man fragte sich doch, was genau sie für einen Anlass hielt, sich schick zu machen.

Nach dem Gerichtstermin sah ich einer anderen Pathologin dabei zu, wie sie Maden aus einer Wirbelsäule zupfte, die man in der Wüste gefunden hatte. Es gab auch einen Kopf im fortgeschrittenen Verwesungszustand, den sie vor Dienstschluss noch zum Auskochen geben wollte, um den Schädelknochen auf Kontusionen zu untersuchen. Sie bat mich, es ihrem Chef zu sagen, und wenn ich heute daran denke, wäre es vielleicht besser, etwas mehr auf meine Ausdrucksweise zu achten. »Wirf den Kessel an«, sagte ich zu ihm. »Um fünf kommt der Kopf in die Suppe.«

Natürlich sprach aus diesen Sätzen vor allem meine Angst und das peinliche Bestreben, wie ein alter Hase zu klingen. An dem Abend ging ich nicht zurück ins Hotel, sondern setzte mich zu den Fahrern, von denen einer kürzlich einen Strafzettel bekommen hatte, weil er die Mitfahrerspur benutzt hatte. Vergeblich hatte er zu argumentieren versucht, dass der Leichnam im Laderaum als Mitfahrer zu gelten habe. Ich hatte mir irgendwelche mürrischen und finsternen Typen vorgestellt, die in Kellern hausten und keine Umgangsformen hatten, aber tatsächlich waren sie das genaue Gegenteil. Zwei von ihnen hatten früher bei Beerdigungsunternehmen gearbeitet und erzählten, Zigeunerbegräbnisse seien die schlimmsten. »Die treffen sich alle auf einem Parkplatz, zapfen die Stromleitung an und grillen dann Hühnchen ohne Ende.« Einer erzählte, wie er einmal das Auge eines Selbstmörders entdeckt hatte, das unter der Schlafzimmertür klebte. Dann schalteten sie den Fernseher ein und schauten sich einen Horrorfilm an, der nicht den geringsten Eindruck auf sie zu machen schien.

Zu viert hockten wir bis gegen Mitternacht zusammen, als ein angetrunkener Mann mit einem Daytona-Beach-Sweatshirt vor dem Tor auftauchte und nach einer Besichtigungstour fragte. Als wir ablehnten, zeigte er auf seinen laufenden Wagen und rief seine Freundin hinzu. Die junge Frau war hübsch und flirtete gerne, und während sie sich gegendass Türgitter drückte, stellte ich sie mir auf dem Autopsietisch vor, die

inneren Organe in einem glänzenden Haufen neben sich. Das ging mir inzwischen bei allen Leuten so, und ich befürchtete schon, es nicht mehr abstellen zu können. Die Ursache war, dass ich zu viel gesehen und die eine schreckliche Wahrheit verstanden hatte: Niemand ist sicher. Unsere Umwelt lässt sich nicht kontrollieren. Das Kind muss es nicht unbedingt an Halloween erwischen, aber früher oder später ist es dran, genau wie ich und alle anderen, die mir je etwas bedeutet haben.

Es versteht sich von selbst, dass ich in den darauf folgenden Wochen kein besonders angenehmer Umgang war. Anfang November war ich wieder zu Hause und vertrieb jeden Einzelnen, der mir über den Weg lief. Allmählich jedoch hellte sich meine düstere Stimmung wieder auf. An Thanksgiving stellte ich mir Leute eher nackt als tot und nackt vor, was eine deutliche Verbesserung war. Eine Woche später rauchte ich wieder im Bett. Gerade als ich glaubte, es hinter mir zu haben, sah ich im Supermarkt eine ältere Frau auf einer Traube ausrutschen. Sie schlug hart auf den Boden, und ich lief zu ihr und nahm ihren Arm. »Sie müssen hier in der Obst- und Gemüseabteilung besonders vorsichtig sein.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Ich hätte mir das Bein brechen können.«

»Sie hätten auch tot sein können«, sagte ich.

Die Frau versuchte aufzustehen, aber ich hielt sie fest. »Ich meine das ernst. Leute gehen dabei drauf. Ich habe es selbst erlebt.«

In dem Moment schlug ihre schmerzvolle Miene in Erschrecken um. Es war der Ausdruck eines Menschen, der einer plötzlichen und unausweichlichen Gefahr gewahr wird: dem heranschließenden Truck, der wackeligen Leiter, dem Verrückten, der dich zu Boden drückt und dir mit wachsender Dringlichkeit erklärt, dass alles, was dir lieb und teuer ist, durch eine einzige Traube ausgelöscht werden kann.

Im Wartezimmer

Sechs Monate, nachdem ich nach Paris gezogen war, gab ich den Sprachunterricht auf und beschloss, den leichteren Weg zu gehen. Ich sagte ständig nur einen Satz: »Können Sie das bitte noch einmal wiederholen?« Aber wozu? Auch beim zweiten Mal verstand ich meist nicht mehr, und wenn, ging es um ganz banale Dinge. Jemand wollte wissen, ob ich Toast mochte, oder wollte mir sagen, dass das Geschäft in zwanzig Minuten geschlossen wurde. Der ganze Aufwand lohnte sich nicht, sodass ich dazu überging, einfach nur noch »*D'accord*« zu sagen, was so viel wie »Einverstanden« heißt. Das Wort war der Schlüssel zu einer magischen Tür, und wenn ich es sagte, spürte ich den Kitzel ungeahnter Möglichkeiten.

»*D'accord*«, sagte ich zu unserer Concierge, und ehe ich mich versah, hatte ich das Stofftier ihrer Enkelin in der Hand und durfte ihm ein Auge annähen. »*D'accord*«, sagte ich zu meiner Zahnärztin, worauf sie mich zu einem Facharzt für Wurzelbehandlungen schickte, der ein paar Röntgenaufnahmen machte und mich kurz in sein Sprechzimmer bat. »*D'accord*«, sagte ich und bekam einen Termin in der nächsten Woche, bei dem er mir das Zahnfleisch von oben bis unten aufschlitzte und mir jede Menge Plaque von den Zahnhälsen schabte. Hätte ich das vorher gewusst, hätte ich niemals *d'accord* zu meinem französischen Verleger gesagt, der für den kommenden Abend einen Fernsehauftritt für mich vereinbart hatte. Es war eine wöchentliche, sehr populäre Kultursendung.

Ich kam gleich nach Robbie Williams, und als der Produzent mich bat, Platz zu nehmen, fuhr ich mit der Zunge über die Nähte. Es fühlte sich gespenstisch an, als hätte ich den Mund voller Spinnen, aber zumindest hatte ich etwas, worüber ich reden konnte, und dafür war ich dankbar.

Ich sagte *d'accord* zu einem Kellner und bekam einen Schweinerüssel, der aufrecht in einem zarten Gemüsebett stand. Ich sagte es zu einer Verkäuferin im Kaufhaus und wurde von oben bis unten mit Parfüm eingenebelt. Jeder Tag war ein Abenteuer.

Als ein Nierenstein bei mir festgestellt wurde, fuhr ich mit der Metro zum Krankenhaus und sagte »*D'accord*« zu einer gut gelaunten, rothaarigen Schwester, die mit mir in einem Einzelzimmer verschwand und mich an einen Demerol-Tropf hängte. Dies war unbestritten der beste Moment, den mir mein *d'accord* einbrachte, doch darauf folgte der schlimmste. Nachdem der Stein herausgespült war, sprach ich mit einem Arzt, der eine Anmeldekarte ausfüllte und mich erneut für den kommenden Montag bestellte, um das mit mir anzustellen, worauf auch immer ich mich soeben eingelassen hatte.

»*D'accord*«, sagte ich und hängte noch ein »*génial*« an, was »großartig« bedeutet. Am vereinbarten Tag fuhr ich wieder zum Krankenhaus, trug mich ins

Patientenverzeichnis ein und wurde von einer nicht ganz so gut gelaunten Schwester in einen großen Umkleideraum geführt. »Entkleiden Sie sich bitte bis auf die Unterwäsche«, sagte sie, und ich antwortete: »*D'accord*.« Beim Hinausgehen sagte sie noch etwas, das ich sie lieber noch einmal hätte wiederholen lassen, um zumindest eine leise Ahnung zu bekommen, denn wenn man erst einmal ohne Hose dasteht, ist *d'accord* nicht mehr einfach nur »einverstanden«.

Vom Umkleideraum gingen drei Türen ab. Nachdem ich mich ausgezogen hatte, horchte ich an jeder, um herauszufinden, welche für jemanden in meiner Lage die sicherste wäre. Hinter der ersten hörte ich Gerede und ständiges Telefongeklingel, die schied schon mal aus. Bei der zweiten war es genauso, also nahm ich die dritte und gelangte in ein hell gestrichenes Wartezimmer mit lauter Plastikstühlen an der Wand und einem Glastisch, auf dem ein Stapel Zeitschriften lag. In der Ecke stand eine Topfpflanze, und daneben war eine zweite Tür, die offen stand und auf einen Gang führte.

Ich setzte mich und wartete. Keine zwei Minuten später kam ein Paar herein und nahm ebenfalls Platz.

Als Erstes fiel mir auf, dass beide vollständig und sehr elegant gekleidet waren, also nicht etwa Turnschuhe und Freizeitanzug. Die Frau trug einen knielangen, grauen Rock aus grobem Stoff, der zum Sakko ihres Mannes passte. Beide hatten schwarze, offenbar gefärbte Haare, was bei ihr aber besser aussah, weil es nicht ganz so eitel wirkte.

»*Bonjour*«, sagte ich und überlegte, dass die Schwester etwas von einem Bademantel gesagt haben konnte, vielleicht sogar von dem, der im Umkleideraum hing. Ich hätte nichts lieber getan als aufzustehen und ihn zu holen, aber dann hätte das Paar meinen Fehler bemerkt und mich für dumm gehalten. Also beschloss ich, sitzen zu bleiben und so zu tun, als sei nichts. *La la la*.

Wenn man nur mit einer Unterhose bekleidet vor einem wildfremden Paar sitzt, gehen einem lustige Dinge durch den Kopf. Der Gedanke an Selbstmord zum Beispiel, doch kaum hat man sich damit angefreundet, geht einem auf, dass man nicht das nötige Werkzeug dabei hat: keinen Gürtel, an dem man sich aufknüpfen könnte, und auch keinen Stift, den man sich durch die Nase oder das Ohr ins Hirn stoßen könnte. Ich überlegte kurz, meine Uhr hinunterzuschlucken, aber es gab keine Garantie, daran zu ersticken. So peinlich es ist, aber in Anbetracht meiner üblichen Essgewohnheiten würde sie vermutlich glatt runtergehen, einschließlich Armband. Eine Wanduhr wäre vielleicht eine Herausforderung, aber eine Timex in der Größe einer Fünfzig-Cent-Münze, kein Problem.

Der Mann mit den gefärbten Haaren zog eine Brille aus seiner Sakkotasche. Als er die Bügel aufklappte, musste ich an einen Sommerabend im Garten meiner Eltern denken. Es war eine Ewigkeit her, der zehnte Geburtstag meiner Schwester Gretchen. Mein Vater grillte Steaks. Meine Mutter stellte Duftkerzen gegen die

Mücken auf den Gartentisch. Wir hatten gerade mit dem Essen begonnen, als meine Mutter mich mit einem Stück Fleisch so groß wie eine Geldbörse im Mund erwischte. Schlingen war immer ein rotes Tuch für sie, aber an diesem Tag ärgerte es sie ganz besonders.

»Ich hoffe, es bleibt dir im Hals stecken«, sagte sie.

Ich war zwölf Jahre alt, hörte auf zu kauen und dachte: *Habe ich richtig gehört?*

»Ganz recht, Schweinchen, erstick dran.«

In dem Augenblick wünschte ich mir, *tatsächlich* zu ersticken. Der Fleischklumpen würde sich in meinem Rachen verkeilen, und meine Mutter würde für den Rest ihres Lebens von Schuldgefühlen geplagt. Jedes Mal, wenn sie an einem Steak House vorbeikam oder im Supermarkt in der Fleischtheke herumstöberte, würde sie an mich denken und dass sie mir den Tod gewünscht hatte. Aber natürlich war ich nicht erstickt, sondern zu einem erwachsenen Mann herangereift, auf dass ich nur mit einer Unterhose bekleidet in diesem Wartezimmer sitzen konnte. *La la la*.

In dem Augenblick kamen zwei weitere Personen herein. Die Frau war etwa Mitte fünfzig und begleitete einen älteren Herrn, der eindeutig zu dick angezogen war. Er trug einen Anzug, Pullover, Schal und Mantel, den er nur mit viel Mühe aufbekam. *Gib ihn mir*, dachte ich. *Hierher*. Aber er schien meine telepathische Botschaft nicht hören zu können und reichte den Mantel an die Frau weiter, die ihn über die Lehne ihres Stuhls legte. Unsere Blicke trafen sich kurz – ihre Augen weiteten sich, während sie von meinem Gesicht zu meiner Brust wanderten –, dann nahm sie eine Zeitschrift vom Tisch und gab sie dem älteren Mann, der vermutlich ihr Vater war. Anschließend nahm auch sie eine Zeitschrift und fing an zu blättern, woraufhin ich mich etwas beruhigte. Sie war bloß eine Frau, die *Paris Match* las, und ich die Person, die ihr zufällig gegenüber saß. Zugegeben, ich war unbekleidet, aber vielleicht nahm sie davon gar keine Notiz, genau wie die anderen, der alte Mann und das Paar mit den gefärbten Haaren. »Wie war's im Krankenhaus?«, würden ihre Freunde fragen, und sie würden antworten: »Prima«, oder »Ach, so wie immer«.

»Keine absonderlichen Vorfälle?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

Manchmal hilft es sich daran zu erinnern, dass nicht alle so sind wie ich. Nicht jeder schreibt Dinge in einen Notizblock und überträgt sie anschließend in ein Tagebuch. Noch weniger Leute nehmen ihr Tagebuch, polieren ein wenig daran herum und tragen es einem Publikum vor: »14. März. Paris. War mit Dad im Krankenhaus. Mir gegenüber saß ein Mann in Unterhose. Keine Boxershorts, sondern ein Slip, schon ziemlich grau und mit ausgeleiertem Gummiband vom vielen Waschen. Nachher sagte ich zu Vater: ›Auf den Stühlen müssen auch noch andere Leute sitzen‹, und er fand auch, dass es unhygienisch sei.

Komischer kleiner Kerl, irgendwie unheimlich. Haare auf den Schultern. Sitzt da grinsend wie ein Idiot und brabbelt vor sich hin.«

Wie anmaßend von mir zu glauben, andere könnten sich an mich erinnern, erst

recht in einem gut besuchten Krankenhaus, wo einem menschliches Elend auf Schritt und Tritt begegnet. Falls irgendeiner dieser Leute ein Tagebuch schrieb, stände unter dem betreffenden Datum vermutlich etwas über ihre Diagnose, irgendeine unliebsame, vielleicht sogar das ganze Leben umkrempelende Neuigkeit: die Leber macht's nicht mehr, der Krebs hat jetzt auch die Wirbelsäule befallen. Verglichen damit, ist ein Mann in Unterhose nicht aufregender als eine staubige Zimmerpflanze oder die Bestellkarte für ein Zeitschriftenabo auf dem Boden neben dem Tisch. Und schließlich, ob gute oder schlechte Nachrichten, sobald diese Menschen das Krankenhaus verlassen hätten, gäbe es auf der Straße genügend andere Dinge zu sehen, um mich ganz schnell zu vergessen.

Vielleicht begegnete ihnen auf dem Heimweg ein Hund mit Holzbein, so wie mir einmal. Es war ein deutscher Schäferhund, und die Prothese sah aus, als wäre sie aus einem Polizeischlagstock gemacht. Das Gurtgeflecht, mit dem das Bein an seinem Platz gehalten wurde, war ein Anblick für sich, aber noch seltsamer war das Geräusch, das der Hund in der U-Bahn verursachte, ein dumpfes Klopfen, das gleichzeitig herzerweichend und herrisch klang. Und dann war da noch der Hundebesitzer, der zuerst die selbstgebastelte Prothese und dann mich mit einem Ausdruck angesehen hatte, der bedeuten sollte: »Nicht schlecht, oder?«

Oder sie sehen etwas vergleichsweise Unscheinbares, aber nicht weniger Überraschendes. Auf dem Weg zur Bushaltestelle lief ich eines Morgens an einer elegant gekleideten Frau vorbei, die vor einem Schreibwarengeschäft auf dem Bürgersteig lag. Eine Gruppe Schaulustiger hatte sich eingefunden, und ich stellte mich dazu. In dem Moment kam ein Feuerwehrwagen angefahren. Bricht in Amerika jemand auf der Straße zusammen, ruft man den Krankenwagen, aber in Frankreich kommt in solchen Fällen meist die Feuerwehr.

Vier Männer stiegen aus und kümmerten sich um die Frau. Nachdem sie sich vergewissert hatten, dass sie nicht weiter verletzt war, ging einer zum Wagen zurück und öffnete die Tür. Ich dachte, er würde eine dieser Aluminiumdecken holen, die sie Leuten nach einem Schock umlegen, doch er kam mit einem Kelchglas zurück. Anderswo wäre es ein einfacher Becher aus Pappe oder Plastik gewesen, aber dies war ein Pokal aus Glas und mit einem Stiel. Ich vermute, sie haben ihn irgendwo unter dem Vordersitz, gleich neben den Äxten.

Der Feuerwehrmann füllte Mineralwasser in das Glas und reichte es der Frau, die sich mittlerweile aufgerichtet hatte und sich mit der Hand durchs Haar fuhr, wie jemand, der gerade seinen Mittagsschlaf beendet hat.

Es war an diesem Abend der Aufmacher in meinem Tagebuch, aber wie lange ich auch an der Geschichte herumfeilte, irgendetwas schien zu fehlen. Hatte ich erwähnt, dass es im Herbst geschah? Hatten die Blätter auf dem Bürgersteig das Bild so eindringlich gemacht, oder war es allein der Pokal und die Würde, die er der Situation verlieh: »Okay, Sie liegen hier auf dem Boden und dieser Drink ist vielleicht

ihr letzter – aber wir wollen es trotzdem stilvoll halten, nicht wahr?«

Jeder hat seine eigenen Maßstäbe, aber in meinen Augen ist ein solcher Anblick mindestens fünfzigmal erhebender als das, was ich zu bieten hatte. Ein Kelchglas geht einem auch nach Jahren nicht aus dem Kopf, wohingegen ein Mann in Unterhose vielleicht gut für zwei Tage ist, allerhöchstens für eine Woche. Es sei denn, man selbst ist dieser Mann. In dem Fall begleitet einen die Erinnerung vermutlich für den Rest seines Lebens – nicht an vorderster Stelle im Gedächtnis und so schnell zur Hand wie eine Telefonnummer, aber dennoch leicht abrufbar, wie ein Stück Steak oder ein Hund mit Holzbein. Wie oft wird man an den kalten Plastikstuhl denken, an das Gesicht der Schwester, die über den Flur läuft und einen zufällig entdeckt, die Hände zwischen den Knien vergraben. Und an das unvergleichliche Vergnügen, als sie ein neues Abenteuer vorschlägt und darauf wartet, dass man »*d'accord*« sagt.

Wie man das Samstagsrätsel löst

Auf dem Flug nach Raleigh musste ich niesen, und der Hustendrops, den ich gerade lutschte, schoss aus meinem Mund, prallte gegen das hochgeklappte Tablett und landete, wie ich mich erinnere, genau im Schoß meiner Nachbarin, die mit vor der Brust verschränkten Armen auf ihrem Sitz schlief. Es wundert mich, dass sie von dem Aufprall nicht geweckt wurde – das Ding hatte eine Mordswucht –, doch sie zuckte nur kurz mit den Lidern und seufzte leise wie ein Säugling.

Unter normalen Umständen hätte ich drei Möglichkeiten gehabt, und zwar erstens, gar nichts zu tun. Die Frau würde irgendwann wach werden und im Schritt ihrer Jeans etwas entdecken, das aussah wie ein frisch angenähter glänzender Knopf. Wir flogen mit einer kleinen Maschine, die nur einen Sitz in Reihe A und zwei Sitze in Reihe B hatte. Wir saßen in Reihe B. Sollte sie nach Erklärungen suchen, wäre ich zweifellos ganz oben auf ihrer Liste.

»Ist das Ihrer?«, würde sie fragen, und ich würde stumpf auf ihren Schoß starren.

»Ist was meiner?«

Möglichkeit Nummer zwei war, die Hand auszustrecken und ihr das Ding von der Hose zu klauben, und Nummer drei, sie wach zu machen und dreist zu sagen: »Entschuldigung, Sie haben da etwas, das mir gehört.« Sie würde mir den Drops zurückgeben und sich womöglich noch entschuldigen, weil sie im ersten Moment glaubte, ihn irgendwie gestohlen zu haben.

Die Umstände waren aber nicht normal, weil die Frau sich vor dem Einnicken mit mir gestritten hatte. Obwohl ich sie erst seit einer Stunde kannte, spürte ich ihren Hass so stark wie den kalten Luftstrom in meinem Gesicht, nachdem sie die Düse über ihrem Kopf in meine Richtung gelenkt hatte, ein letztes *Leck mich!*, bevor sie sich zum Schlafen zurückgelehnt hatte.

Dabei hatte sie ganz und gar nicht nach Ärger ausgesehen. Ich hatte beim Einchecken hinter ihr gestanden, eine nicht weiter auffällige Frau irgendwo unter vierzig in T-Shirt und abgeschnittener Jeans. Ihr braunes, schulterlanges Haar hatte sie zwischendurch mit einem Haargummi zu einem Pferdeschwanz gebunden. Neben ihr stand ein etwa gleich alter Mann, ebenfalls in Shorts, allerdings waren seine umgenäht. Er blätterte in einem Golfmagazin, und ich vermutete richtig, dass die beiden in die Ferien flogen. Auf der Gangway bekam ich mit, dass die Frau etwas von einem Mietwagen sagte und überlegte, ob sie es von ihrem Ferienhaus am Strand weit bis zum nächsten Lebensmittelgeschäft hätten. Sie freute sich sichtlich auf die Reise, und ich hoffte für sie, dass, wo auch immer sie hinfuhren, wirklich ein Lebensmittelgeschäft in der Nähe war. Was einem in solchen Momenten so durch den Kopf geht. *Glückliche Reise*, dachte ich noch.

An Bord stellte ich fest, dass die Frau meine Sitznachbarin war, was mich nicht

weiter störte. Ich setzte mich auf den Platz zum Gang, und es dauerte keine Minute, bis die Frau sich entschuldigte und einige Reihen nach vorn zu dem Mann mit dem Golfmagazin lief. Er saß ganz vorne in der Kabine auf einem Einzelsitz vor der Trennwand, dem sogenannten Bulkhead-Sitz. Ich weiß noch, dass er mir leid tat, weil ich die Bulkhead-Sitze nicht mag. Große Menschen sind ganz wild darauf, wohingegen ich gerade wenig Beinfreiheit schätze. Im Flugzeug oder im Kino rutsche ich immer ganz tief in den Sitz und drücke meine Knie gegen die Lehne des Vordermanns. Beim Bulkhead beträgt der Abstand zwischen Sitz und Trennwand aber einen knappen Meter, und ich weiß nie, wohin mit meinen Beinen. Hinzu kommt, dass man sein sämtliches Handgepäck im Gepäckfach verstauen muss, und die sind meistens voll, bis ich es in die Maschine geschafft habe. Alles in allem würde ich mich noch lieber ans Fahrwerk binden lassen als ganz vorne zu sitzen.

Als der Start angekündigt wurde, kehrte die Frau an ihren Platz zurück, blieb aber halb gebückt stehen und setzte ihre Unterhaltung mit dem Mann fort. Ich interessierte mich nicht für das, was sie sagten, aber ich glaube, dass er sie Becky nannte, ein unkomplizierter Name, der gut zu ihrer ansteckenden, beinahe kindlichen Begeisterung passte.

Das Flugzeug hob ab und alles verlief ganz normal, bis die Frau mich am Arm stupste und auf den Mann zeigte, mit dem sie zuvor geredet hatte. »He«, sagte sie, »sehen Sie den Typen da vorn?« Dann rief sie ihn laut beim Namen – ich glaube, er hieß Eric –, und der Mann drehte sich um. »Das ist mein Mann, und ich wollte fragen, ob Sie nicht mit ihm die Plätze tauschen können, damit wir zusammen sitzen können?«

»Also, eigentlich ...«, sagte ich, doch noch ehe ich ausreden konnte, verhärtete sich ihre Miene und sie fuhr dazwischen: »Wie? Haben Sie ein *Problem* damit?«

»Na ja«, sagte ich, »normalerweise würde ich liebend gern tauschen, aber es ist ein Bulkhead-Sitz, die mag ich überhaupt nicht.«

»Ein *was*?«

»Ein Bulkhead-Sitz«, erklärte ich. »So nennt man die Plätze in der ersten Reihe.«

»Hören Sie«, sagte sie, »ich bitte Sie nicht zu tauschen, weil es ein schlechter Platz ist, sondern weil wir verheiratet sind.« Sie deutete auf ihren Trauring, doch als ich mich vorbeugte, um ihn genauer zu betrachten, zog sie ihre Hand weg und sagte: »Ach was. Vergessen Sie es.«

Es war, als hätte sie mir die Tür vor der Nase zugeschlagen, noch dazu ziemlich unfair, wie ich fand. Aber anstatt es dabei bewenden zu lassen, versuchte ich, mich vor ihr zu rechtfertigen. »Der Flug dauert gerade mal neunzig Minuten«, sagte ich, als sei eine so kurze Trennung für zwei Ehepartner leicht zu verschmerzen. »Oder muss er nach der Landung in Raleigh gleich ins Gefängnis?«

»Nein, er muss nicht ins *Gefängnis*«, erwiderte sie und hob beim letzten Wort spöttisch die Stimme.

»Hören Sie«, sagte ich, »bei einem Kind wäre ich sofort einverstanden.« Sie

schnitt mir das Wort ab und sagte: »Ja ja.« Dann rollte sie die Augen und sah aus dem Fenster.

In den Augen der Frau war ich ein sturer Bock, einer von den Typen, die anderen niemals einen Gefallen tun. Aber das stimmt nicht. Mir ist bloß lieber, wenn der Gefallen von mir kommt und ich mich gut dabei fühlen kann, als von anderen dazu gedrängt zu werden. *Also gut, soll sie doch schmollen*, beschloss ich.

Eric hatte aufgehört zu winken und machte Zeichen, seine Frau für ihn anzustoßen. »Meine Frau«, formte er mit stummen Lippen, »ich will sie sprechen.«

Mir blieb nichts anderes übrig, als ihr auf die Schulter zu tippen.

»Fassen Sie mich nicht an«, fauchte sie, als hätte ich ihr auf den Arm geboxt.

»Ihr Mann will Sie sprechen.«

»Deswegen brauchen Sie mich noch lange nicht zu *schlagen*.« Becky löste ihren Gurt, richtete sich in ihrem Sitz auf und sagte mit lautem Theaterflüstern: »Ich hab ihn gebeten, die Plätze zu tauschen, aber er will nicht.«

Er reckte den Kopf, als wolle er fragen, »Wieso das?«, und sie antwortete viel lauter als nötig: »Weil er ein *Arschloch* ist, deshalb.«

Eine ältere Frau in der Reihe gegenüber drehte sich nach mir um, und ich zog das Kreuzworträtsel der *Times* aus der Tasche unter meinem Sitz. Es lässt einen immer klug aussehen, besonders an Samstagen, wenn die Wörter lang und die Hinweise sehr knifflig sind. Das einzige Problem ist, dass man sich konzentrieren muss, dabei konnte ich nur an diese Frau denken.

Siebzehn waagerecht. Ein Wort für Erleuchtung mit neunzehn Buchstaben. »Ich bin kein Arschloch«, schrieb ich hin, und es passte.

Fünf senkrecht. Indianerstamm mit sechs Buchstaben. »Du aber.«

Ich stellte mir vor, wie alle dachten, Donnerwetter, wie fix der das Rätsel löst. Das muss ein Genie sein. Wahrscheinlich wollte er deshalb nicht seinen Platz tauschen. Er weiß mehr als wir.

Schon lächerlich, was ich mir auf das Kreuzworträtsel der *Times* einbilde. Montags ist es einfach und wird dann mit jedem Wochentag schwerer. Freitags sitze ich vierzehn Stunden daran, bis ich es endlich anderen Leuten unter die Nase halten kann, damit sie meine überlegene Intelligenz anerkennen.

Ich schließe daraus, dass ich klüger bin als andere, dabei zeigt es in Wirklichkeit nur, dass ich ein ziemlich armseliges Leben führe.

Als ich mich meinem Rätsel zuwandte, zog Becky ein Taschenbuch hervor, so eins mit eingestanzter Schrift auf dem Umschlag. Ich versuchte, den Titel zu erkennen, aber sie drehte das Buch gleich näher zum Fenster. Wie seltsam, dass man den Blick eines anderen auf sein Buch oder seine Zeitschrift so deutlich spürt wie eine Berührung. Und es funktioniert auch nur beim geschriebenen Wort. Geschlagene fünf Minuten lang starrte ich auf ihre Füße, ohne dass sie irgendeine Reaktion zeigte. Nach unserem Streit hatte sie ihre Leinenschuhe ausgezogen, und

ich sah, dass ihre Fußnägel weiß lackiert und sehr gepflegt waren.

Achtzehn waagerecht: »Soll sie doch.«

Elf senkrecht: »Nutte.«

Ich las nicht einmal mehr die Hinweise.

Als der Getränkewagen kam, setzte sie unseren Streit über die Flugbegleiterin fort.

»Was möchten Sie beide trinken?«, fragte sie. Becky schlug das Buch nieder und sagte: »Wir gehören nicht zusammen.« Es machte sie rasend, dass man uns für ein Paar oder auch nur für Freunde halten konnte. »Ich reise mit meinem Mann«, fuhr sie fort. »Er sitzt da vorne. Im *Bulkhead*.«

Das Wort hast du von mir, dachte ich.

»Nun, was darf ich Ihnen ...«

»Ich nehme eine Cola«, sagte Becky. »Wenig Eis.«

Ich hätte ebenfalls gerne etwas getrunken, aber mehr noch als an einem Getränk lag mir daran, die Flugbegleiterin für mich zu gewinnen. Und wer war einem wohl sympathischer, das verzogene Mäuschen, das einem ins Wort fiel und Sonderwünsche beim Eis anmeldete, oder der gesetzte, unaufdringliche Gentleman, der von seinem anspruchsvollen Samstagsrätsel hochsah und sagte: »Für mich nichts bitte, vielen Dank.«?

Sollten wir an Höhe verlieren und jemand müsste über den Notausgang die Maschine verlassen, durfte ich sicher sein, die Flugbegleiterin würde eher Becky als mich nehmen. Ich stellte mir vor, wie sie sich am Türrahmen festklammerte und der Wind ihr die Haare vom Kopf riss. »Aber mein Mann ...«, schrie sie. Und dann träte ich hinzu und sagte: »Halt, ich war schon mal in Raleigh. Nehmen Sie mich.« Becky sähe, dass ich nicht das Arschloch war, für das sie mich gehalten hatte, und in dem Augenblick würde sie den Halt verlieren und aus der Maschine gerissen werden.

Zwei senkrecht: »Recht so!«

Wie beglückend es doch ist, den Hass anderer in Schuldgefühle zu verwandeln, indem man sie zwingt einzusehen, dass sie vorschnell geurteilt und dabei nicht über ihre eigene beschränkte Wahrnehmung hinausgesehen haben. Das Problem ist, dass es andersherum natürlich genauso zutrifft. Ich hatte meine Nachbarin gleich als die Sorte Frau identifiziert, die im Kino zu spät kommt und einen dann auch noch bittet, hinter die größte Person im Publikum aufzurücken, damit sie neben ihrem Mann sitzen kann. Alle müssen leiden, nur weil sie mit jemandem das Bett teilt. Was aber, wenn ich falsch lag? Ich stellte sie mir in einem halb verdunkelten Raum vor, zitternd vor einer Leuchtwand mit einer Reihe von Röntgenaufnahmen. »Ich gebe Ihnen höchstens noch zwei Wochen«, sagt der Arzt. »Lassen Sie sich die Fußnägel machen, kaufen Sie sich eine hübsche abgeschnittene Jeans und verbringen Sie ein paar schöne Tage mit Ihrem Mann. Ich habe gehört, am Strand von North Carolina soll es um diese Jahreszeit recht angenehm sein.«

Ich sah sie von der Seite an und dachte, *Nein*. Nicht mal eine kleine Magenverstimmung hätte die verschwiegen. Oder doch? Ich redete mir ein, dass ich

mir nichts vorzuwerfen brauchte, aber ich wusste, es würde nichts helfen, als ich mich wieder meinem Kreuzworträtsel zuwandte und die Gründe dafür aufzählte, warum ich kein Arschloch war.

Vierzig waagerecht: »Ich spende Geld fürs ö ...«

Sechsvierzig senkrecht: » ... ffentliche Radio.«

Während ich noch nach Grund zwei suchte, fiel mir auf, dass Becky sich nicht mit einer Liste herumplagte. Sie war diejenige, die mich beschimpft und den Streit vom Zaun gebrochen hatte, und das schien sie nicht im Geringsten zu bekümmern. Nachdem sie ihre Cola ausgetrunken hatte, klappte sie das Tablett hoch, drückte der Flugbegleiterin die leere Dose in die Hand und lehnte sich zum Schlafen zurück. Kurz darauf hatte ich mir den Hustendrops in den Mund gesteckt, dann hatte ich niesen müssen und er war wie ein Geschoss in den Schritt ihrer Jeans geflogen.

Neun waagerecht: »Scheiße!«

Dreizehn senkrecht: »Was jetzt?«

In dem Augenblick fiel mir noch eine weitere Möglichkeit ein. *Na, ja*, dachte ich, *vielleicht tausche ich doch noch mit ihrem Mann*. Aber ich hatte zu lange gewartet, denn inzwischen war auch er eingeschlafen. Ich konnte jetzt nur die Frau wachknuffen und ihr etwas vorschlagen, wie ich es manchmal mit Hugh mache. Wenn wir uns streiten, halte ich mitten im Satz inne und frage, ob wir noch einmal von vorne anfangen können. »Ich gehe vor die Tür, und wenn ich wieder reinkomme, tun wir so, als wäre nichts passiert, okay?«

Haben wir uns böse verkracht, wartet er, bis ich im Flur bin und schließt die Tür hinter mir ab. Ist es nur ein kleinerer Streit, spielt er mit und ich komme ins Zimmer und sage: »Was machst du denn schon zu Hause?« Oder: »He, das riecht aber gut hier. Kochst du was?« – eine ganz unverfängliche Frage, weil bei ihm immer irgendwas auf dem Herd köchelt.

Im ersten Moment kommt man sich bescheuert vor, aber nach einiger Zeit verschwindet die Verlegenheit, und wir spielen tapfer unsere Rollen, wie zwei Schauspieler, die in einem ziemlich stumpfsinnigen Stück auftreten. »Kann ich dir irgendwie helfen?«

»Du kannst den Tisch decken, wenn du möchtest.«

»Aber gern.«

Ich weiß nicht, wie oft ich schon früh am Nachmittag den Tisch gedeckt habe, Stunden vor dem Abendessen. Aber das Spiel wäre noch viel blöder, wenn es nichts zu tun gäbe, und eine wirklich anstrengende Arbeit wie etwa Wände weißeln möchte ich mir nicht aufhalsen. Ich bin nur unendlich dankbar, dass Hugh mitmacht. Mögen andere Leute sich anschreien und mit Tellern werfen, mir liegt sehr viel daran, dass es in meinem Privatleben möglichst zivil zugeht, selbst wenn es bedeutet, gelegentlich zu schauspielern.

Ich hätte gerne mit Becky noch einmal von vorne angefangen, aber irgendetwas sagte mir, dass sie nicht mitspielen würde. Selbst im Schlaf signalisierte sie ihre

Feindseligkeit, und jedes leise Schnauben klang wie eine Anklage. *Arsch-loch*. *Arsch-loch*. Die Ankündigung der Landung überhörte sie, und als die Flugbegleiterin kam und sie bat, ihren Gurt anzulegen, tat sie dies halb schlafend und ohne hinzusehen. Der Hustendrops verschwand unter der Schnalle, was mir zehn zusätzliche Minuten einbrachte, in denen ich mein Gepäck sortierte, um zum Ausgang zu stürmen, sobald wir unsere Parkposition erreicht hatten. Nur war mein Vordermann noch schneller aufgestanden als ich und versperrte mir den Weg, während er seine Tasche aus dem Gepäckfach über seinem Kopf zerrte. Ohne ihn wäre ich vielleicht schon weg gewesen, als Becky ihren Gurt löste. Stattdessen war ich gerade vier Reihen weitergekommen und stand, wie es der Zufall wollte, genau auf Höhe des Bulkhead.

Das Wort, das sie mir hinterherrief, hörte ich nicht zum ersten Mal, und werde es auch nicht zum letzten Mal gehört haben. Es hat neun Buchstaben, und der Hinweis könnte lauten: »Verschmutzter Stoffbeutel.« Natürlich findet man solche Wörter nicht im Kreuzworträtsel der *Times*. Sonst könnte es ja jeder lösen.

Sechs Erwachsene, auf einen Betonfliegenpilz zustürzend

Bevor es in die Nähe des Messegeländes verlegt wurde, befand sich das Kunstmuseum von North Carolina mitten in Raleigh. Als Kinder schwänzten meine Schwester Gretchen und ich oft die Sonntagsmesse und sahen uns in der Zeit die Bilder an. Die Sammlung war nicht berauschend, aber sie verschaffte einem zumindest einen generellen Überblick und erinnerte einen daran, wie schlecht man selber war.

Gretchen und ich hielten uns beide für Künstler, wobei sie diejenige war, die malen und zeichnen konnte, während ich so tat, als ob ich malen und zeichnen könnte. Wenn meine Schwester ein Bild betrachtete, stellte sie sich zunächst in einiger Entfernung davor auf und ging dann langsam, beinahe unmerklich immer näher, bis sie zuletzt mit der Nase gegen die Leinwand stieß. Sie untersuchte das ganze Bild und anschließend einzelne Teile, indem sie mit ihren Fingern einfühlsam die Pinselstriche nachfuhr.

»Woran denkst du?«, fragte ich einmal.

»Ach«, sagte sie, »an die Komposition, die Oberflächen, an die Art, wie realistisch die Dinge aus der Entfernung aussehen und wie seltsam, wenn man sie aus der Nähe betrachtet.«

»Genau daran habe ich auch gerade gedacht«, sagte ich, aber tatsächlich stellte ich mir vor, wie großartig es wäre, ein echtes Kunstwerk zu besitzen und in meinem Zimmer auszustellen. Selbst mit dem, was durchs Babysitten reinkam, war an ein Bild nicht zu denken, sodass ich mich auf Postkarten verlegte, die man für fünfundzwanzig Cent im Museumsshop erwerben und mit Stoffkarton rahmen konnte, wodurch sie gleich mehr hermachten.

Eines Nachmittags gelangte ich auf der Suche nach neuen Motiven in eine kleine Kunstgalerie, die sich Die kleine Kunstgalerie nannte. Sie hatte erst kurz zuvor im Einkaufszentrum von North Hills aufgemacht und gehörte einer Frau namens Ruth, die etwa so alt war wie meine Mutter und mir das Wort »sagenhaft« nahebrachte, in Sätzen wie: »Wenn es dich interessiert, ich habe erst gestern einen sagenhaften Matisse hereinbekommen.«

Natürlich war es ein Druck und kein echtes Bild, aber ich betrachtete es dennoch so, wie ich es mir bei einem Kunstkenner vorstellte, indem ich die Brille abnahm, mir einen Bügel in den Mund steckte und den Kopf leicht schräg hielt. »Ich bin mir nicht sicher, ob es zu meiner Sammlung passt«, sagte ich, womit ich meinen Gustav-Klimt-Kalender und das Cover der King-Crimson-LP meinte, die ich über meiner Kommode an die Wand geheftet hatte.

Ruth behandelte mich wie einen Erwachsenen, was bei meiner Art zu reden

gewiss nicht einfach war. »Ich weiß nicht, ob es Ihnen schon aufgefallen ist«, erzählte ich ihr einmal, »aber Picasso scheint tatsächlich Spanier zu sein.«

»Ach wirklich?«, sagte sie.

»Ich hatte einige Postkarten von ihm an meiner französischen Wand, da wo mein Schreibtisch steht, aber jetzt habe ich sie neben mein Bett zu dem Miró gehängt.«

Sie schloss die Augen und tat so, als würde sie sich das neue Arrangement vorstellen. »Eine gute Entscheidung«, sagte sie.

Die Kunstgalerie war nicht weit von meiner Junior Highschool entfernt, und ich trieb mich jeden Tag nach dem Unterricht dort herum. Wenn ich Stunden später nach Hause kam und meine Mutter mich fragte, wo ich gewesen war, sagte ich: »Ach, nur bei meiner Kunsthändlerin.«

1970 waren die einzigen Kunstwerke im Haus meiner Eltern ein Familienstammbaum und ein ungerahmtes Kohleporträt von mir und meinen vier Schwestern, das ein Maler auf einer Straßenkirmes angefertigt hatte. Beide hingen im Esszimmer, und ich hielt sie für ziemlich gut, bis ich mich mit Ruth anfreundete und entschied, sie seien zu wenig anspruchsvoll.

»Was willst du von einem Gruppenbild mit fünf verzogenen Bälgern schon erwarten?«, fragte meine Mutter, aber anstatt es ihr zu erklären, nahm ich sie mit zu Ruth. Ich wusste, die beiden passten gut zueinander, nur hätte ich nicht gedacht, dass sie so gut miteinander auskommen würden. Zuerst redeten sie über mich. Ruth gab den Ton an, und meine Mutter beschränkte sich mehr oder weniger auf zustimmende Kommentare. »Oh, ja«, sagte sie. »Sein Zimmer ist hübsch. Alles an seinem Platz.«

Kurz darauf wurde auch meine Mutter zu einer regelmäßigen Besucherin und fing an, Kunstgegenstände zu erwerben. Ihr erster Kauf war eine in die Länge gezogene Statue eines Mannes, die aus verdrehtem Papier gemacht zu sein schien, tatsächlich aber aus dünnen Metallstreifen bestand. Der Mann war etwa sechzig Zentimeter hoch und hielt drei verrostete Drähte in der Hand, an deren Enden kleine Glasballons befestigt waren, die über seinem Kopf schwebten. »Mr. Ballon Man« nannte sie ihn.

»Ich bin mir nicht sicher, ob der Zylinder wirklich sein muss«, wandte ich ein.

»Ach ja«, sagte meine Mutter auf eine Art, die bedeuten sollte: »Wenn mir an deiner Meinung was liegt, werde ich dich schon fragen.«

Es ärgerte mich, dass sie etwas ohne meinen Ratschlag gekauft hatte, und sparte deshalb nicht mit kritischen Kommentaren, in der Hoffnung, es würde ihr eine Lehre sein.

Ihr nächstes Stück war eine Standuhr aus Walnussholz. Das Ziffernblatt zeigte ein Gesicht, das aus einem chinesischen Gong gehämmert zu sein schien. Die Darstellung war nicht realistisch und wurde von ihr als »semiabstrakt« bezeichnet, ein Wort, das sie von Ruth aufgeschnappt hatte und das eigentlich mir gehörte. Ich wusste nicht genau, was die Uhr gekostet hatte, aber sie war bestimmt teuer

gewesen. Sie nannte sie »Mr. Creech«, zu Ehren des Künstlers. Als ich ihr zu erklären versuchte, dass man Kunstwerken nicht wie Haustieren einen Namen gab, sagte sie nur, sie könne die Uhr verdammt noch mal nennen, wie es ihr gerade passe.

»Soll ich Mr. Creech neben Mr. Ballon Man stellen oder wirkt das Esszimmer dann zu überladen?«

»Was fragst du mich?«, sagte ich. »Du bist die Expertin.«

Als Nächstes wurde mein Vater Ruth vorgestellt und entwickelte sich ebenfalls zum Experten. Die Kunst brachte meine Eltern näher zusammen als jede andere Sache zuvor, und weil beide Neulinge auf dem Gebiet waren, konnten sie ihrer Leidenschaft ohne Konkurrenzdenken frönen. Plötzlich waren sie ein Team, die Walter und Louise Arensbergs aus Raleigh, North Carolina.

»Deine Mutter hat einen unbestechlichen Blick«, sagte mein Vater stolz, womit er sich auf »Cracked Man« bezog, ein semiabstraktes getöpferes Gesicht, das von der gleichen Künstlerin stammte, die auch unseren neuen Couchtisch gemacht hatte. Dad schmiss normalerweise nicht mit Geld um sich, aber dies, so erklärte er, sei eine echte Investition, die wie Aktien und Pfandbriefe an Wert zulegen und irgendwann »explodieren« würde.

»In der Zwischenzeit können wir uns alle daran erfreuen«, sagte meine Mutter. »Bis auf Mr. Sauertopf«, womit sie mich meinte.

Der Reiz der Kunst hatte für uns immer darin gelegen, dass unsere Eltern nichts davon verstanden. Es war eine ganz private Angelegenheit zwischen mir und Gretchen gewesen. Jetzt aber mischten alle mit. Selbst meine griechische Großmutter hatte etwas dazu zu sagen, nämlich dass ein Bild nur dann etwas tauge, wenn Jesus darauf zu sehen war. Ansonsten war *Yiayia* nicht weiter wählerisch – ob Giotto oder Rouault spielte keine Rolle, Hauptsache die dargestellte Person war an ein Kreuz genagelt oder stand mit erhobenen Armen vor einer Menschenmenge. Sie mochte Kunstwerke, die eine Geschichte erzählten, und auch wenn mir gerade dieses Thema nicht besonders lag, erging es mir genauso. Deshalb war mir im Museum das Bild »Marktszene am Kai« auch viel lieber als ihr Kenneth Noland. Nur wenn es um das »Machen« von Kunst ging, tendierte ich zu Noland, da Dreiecke mit dem Lineal zeichnen einfacher war als einen naturgetreuen Schellfisch malen.

Bevor meine Eltern die Galerie für sich entdeckten, hatten sie mich für einen Pionier gehalten. Jetzt sahen sie, was ich wirklich war: nicht bloß ein Nachahmer, sondern obendrein ein Faulpelz. Als mein Vater mein grünes Quadrat auf kürbisfarbenem Hintergrund betrachtete, trat er einen Schritt zurück und sagte: »Das sieht aus wie, na wie heißt noch gleich der Typ von den Outer Banks?«

»Eigentlich ist es mehr im Stil von Ellsworth Kelly«, sagte ich.

»Auch egal, dann hat der eben von dem Typen von den Outer Banks abgekupfert.«

Mit fünfzehn war ich vielleicht nicht der Experte, als der ich mich ausgab, aber ich

besaß ein Exemplar von *Die Geschichte der Kunst* und wusste, dass das östliche North Carolina kein fruchtbarer Nährboden für künstlerische Genies war. Ebenso war ich mir ziemlich sicher, dass kein ernsthafter Maler die Hälfte der Leinwand für seinen Namenszug reservieren oder dahinter ein dickes Ausrufezeichen setzen würde.

»Da sieht man, wie wenig *du* weißt«, sagte meine Mutter. »In der Kunst geht es nicht darum, Regeln zu befolgen, sondern sie zu brechen. Hab ich recht, Lou?«

»Absolut«, sagte mein Vater.

Als Nächstes kauften sie ein Porträt von einem Maler namens Bradlington.

»Er ist Alkoholiker«, verkündete meine Mutter, als würde seine Kunst dadurch authentischer.

Mit Ausnahme meiner Großmutter mochten alle den Bradlington, ich ganz besonders. Er erinnerte mich an einige späte Gemälde Goyas aus meinem Kunstgeschichtsbuch, bei denen der Maler die Gesichter mehr oder weniger auf die Leinwand geklatscht hat. »Sehr ausdrucksstark«, erklärte ich. »Sehr ... beschwörend.«

Einige Monate später kauften sie einen zweiten Bradlington, das Porträt eines Jungen, der auf dem Rücken in einem Graben liegt. »Er betrachtet die Sterne«, sagte meine Mutter, aber für mich schien sein Blick leer wie der eines Toten. Ich dachte, meine Eltern hätten ihren Maler gefunden, und war deshalb enttäuscht, als sie statt eines dritten Bradlingtons mit einem Bild von Edna Hibel nach Hause kamen. Zudem handelte es sich nicht um ein Gemälde, sondern um eine Lithografie, die eine junge Frau mit Korb beim Blumenpflücken zeigte. Das Gelb der Blüten harmonierte mit der Farbe der neuen Tapete in der Frühstücksecke, sodass das Bild einen Platz an der Wand über dem Tisch bekam. Der Gedanke, Kunst nach Dekorationszwecken auszusuchen, war mir zutiefst zuwider, aber meine Mutter begrüßte alles Neue, das sich irgendwie ausbauen ließ. Als Nächstes kaufte sie ein Sofa, das der Verkäufer nur »Das Navajo« nannte, und anschließend ein zum Muster des Bezugs passendes Tongefäß. Es war eine vier Fuß hohe Vase, in die sie den getrockneten Strandhafer stellte, der wiederum zum Rahmen eines daneben hängenden Landschaftsgemäldes passte.

Als meine Tante Joyce ein Foto unseres neu eingerichteten Wohnzimmers sah, erklärte sie, bei den amerikanischen Indianern ginge es um weit mehr als bloß um Sofakissen. »Habt ihr eine Vorstellung, wie diese Menschen leben?«, fragte sie. Joyce arbeitete an Sozialprojekten für Stämme in New Mexico mit, und durch sie erfuhr meine Mutter von bitterer Armut und Kachina-Puppen.

Mein Vater konnte sich mehr für die Stämme des pazifischen Nordwestens erwärmen und begann Masken zu sammeln, die einen finster grinsend von der Wand über dem Treppenaufgang anstarrten. Ich hatte gehofft, das indianische Zeug würde sie dazu bringen, einige ihrer früheren Anschaffungen rauszuschmeißen, aber dem war nicht so. »Ich kann Mr. Creech unmöglich abgeben«, sagte meine Mutter. »Der

hat noch nicht an Wert zugelegt. «

Ich ging mittlerweile im zweiten Jahr aufs College und erkannte langsam, dass die Namen, die meine Eltern sich so beiläufig zuwarfen, im Rest des Landes völlig unbekannt waren und auch in Zukunft bleiben würden. Als ich den Namen Bradlington gegenüber meiner Lehrerin für Kunstgeschichte erwähnte, nahm sie das Bleistiftende aus dem Mund und fragte: »Wer?«

»Der Alkoholiker? Aus North Carolina?«

»Tut mir leid, den Namen habe ich noch nie gehört.«

Was die anderen anging, die Edna Hibels und Stephen Whites, so gehörten deren Arbeiten zu der Art von Kunst, die zusammen mit Windspielen in Galerien ausgestellt wurden, die Namen wie »Kunst und Meer« oder »Sonnentanz« hatten und fast immer in Ferienorten lagen. Ich versuchte meine Eltern darauf hinzuweisen, aber sie wollten nichts davon wissen. Vielleicht wusste meine Kunstgeschichtslehrerin *heute* nichts mit dem Namen anzufangen, aber wenn erst seine Leber nicht mehr mitmachte, würde sie schon von ihm erfahren. »So läuft das manchmal«, sagte mein Vater. »Der Künstler wird erst nach seinem Tod entdeckt. Denk nur an van Gogh!«

»Gilt das für jeden Künstler?«, fragte ich. »Wenn ich morgen Nachmittag von einem Lastwagen überfahren werde, ist das Bild, das ich letzte Woche gemalt habe, dann ein Vermögen wert?«

»Ganz bestimmt nicht«, sagte mein Vater. »Ich meine, es reicht nicht, einfach nur tot zu sein – du musst auch Talent haben. Bradlington hat jede Menge, genau wie Hibel. Die Frau, die den Couchtisch gemacht hat, ist auch in tausend Jahren nicht vergessen, aber was dich angeht, würde ich mir keine großen Hoffnungen machen.«

»Was soll das denn heißen?«, fragte ich.

Mein Vater setzte sich auf das Navajo. »Das soll heißen, dass deine Kunst nicht wie Kunst aussieht.«

»Und du kannst das beurteilen?«

»Ich würde sagen, ja.«

»Ach, scher dich zum Teufel«, sagte ich.

Ich hätte es niemals zugegeben, aber ich wusste genau, wovon er redete. Im besten Fall sahen meine Kunstwerke aus wie Hausaufgaben. Was malen und zeichnen anging, war das zu erwarten, schließlich brauchte man dafür handwerkliches Geschick, aber selbst meine späteren konzeptuellen Arbeiten waren wenig überzeugend. Der Luftpostumschlag voller abgeschnittener Zehennägel, das Modell des Lincoln Memorial aus Karamell: bei einem anderen hätten sie vielleicht provozierend gewirkt, aber meine Schöpfungen sahen einfach nur armselig und anmaßend aus. Nicht bloß nach Hausaufgaben, sondern nach schlecht gemachten Hausaufgaben.

Mit dreißig gab ich das Hausaufgabenmachen auf, zehn Jahre später fing ich an, Bilder zu sammeln, kurz nachdem ich nach Europa übergesiedelt war. Ich besitze

einige Olbilder aus Frankreich und England, vorwiegend Porträts aus dem achtzehnten Jahrhundert, aber meine liebsten Bilder wurden im siebzehnten Jahrhundert in Holland gemalt. *Affe, der Pfirsiche isst, Aus einem brennenden Dorf flüchtender Mann, Von Höllenteufeln gequälte Gestalten* – wie soll man bei so eindeutigen Titeln etwas falsch machen? Die Künstler sind nicht weiter bedeutend, in den meisten Fällen die Söhne unendlich talentierterer Väter, aber wenn ich ihre Namen mit einiger Autorität vorbringe, kann ich Gästen fast immer eine bestätigende Antwort entlocken. (»Haben Sie Van der Pol gesagt? Ach ja, ich glaube, ich habe etwas von ihm im Louvre gesehen.«)

Die Leute verstummen, wenn sie vor meinen Bildern stehen. Sie verschränken die Arme hinter dem Rücken, beugen sich vor und überlegen vermutlich, wie viel ich dafür bezahlt habe.

Am liebsten würde ich ihnen sagen, dass sie nicht mehr gekostet haben, als andere jedes Jahr für ihre Autoversicherung und die üblichen Wartungskosten wie Ölwechsel und neue Bremsklötze zahlen. Ich selbst habe kein Auto, warum soll ich mir da von dem eingesparten Geld nicht etwas kaufen, das mir gefällt? Außerdem werden die Gemälde im Wert steigen, vielleicht nicht viel, aber zumindest dürfte ich den Kaufpreis wieder rauskriegen, sodass ich sie in gewisser Weise nur verwahre.

Allerdings würde meine Erklärung die Illusion zerstören, ich sei reich und besäße Geschmack. Ein Connaisseur. Ein Sammler.

Der Schwindel fliegt bloß auf, wenn ein echter Sammler zu Besuch kommt, oder schlimmer noch, mein Vater, der uns im Winter 2006 besuchte und eine Woche lang meinen Kunstverstand infrage stellte. Auf einem meiner Gemälde sind Katzen zu sehen, die verschiedene Instrumente spielen. Auf dem Papier klingt das kitschig, beinahe süß, aber tatsächlich ist das Bild angenehm abstoßend, und die Musiker sehen eher aus wie Monster als wie Tiere, die man sich freiwillig ins Haus holen würde. Das Bild hängt bei uns im Wohnzimmer. Nachdem er den Preis erfragt hatte, schüttelte mein Vater den Kopf wie jemand, der Zeuge eines Unfalls wird. »Oh Mann«, sagte er. »Auf einen wie dich haben die nur gewartet.«

Egal, ob ich mir ein Bild für die Wand oder eine Überdecke fürs Bett kaufe, für ihn steht von vornherein fest, dass ich von nichts eine Ahnung habe und die Leute mich übers Ohr hauen.

»Warum sollte etwas, das dreihundert Jahre alt ist, nicht so viel kosten?«, fragte ich, aber er war bereits zum nächsten Schandfleck gegangen, einem meiner holländischen Bilder, das einen Mann zeigt, der eine schmerzhaft und primitive Fußoperation erdulden muss. »Das könnte ich mir keine zwei Minuten lang ansehen«, sagte er.

»Ist schon gut«, erwiderte ich.

»Selbst wenn ich im Gefängnis säße und es wäre das einzige Bild in der Zelle, würde ich nicht meine Zeit damit vergeuden. Lieber würde ich meine Füße, die Matratze oder sonst was anstarren, ganz ehrlich.«

Ich versuchte, nicht zu hoffnungsvoll zu klingen. »Du musst ins Gefängnis?«

»Nein«, sagte er. »Aber wer auch immer dir dieses Bild angedreht hat, gehört dorthin. Ich weiß nicht, was du dafür bezahlt hast, aber wenn es mehr als zehn Dollar waren, kannst du den Typen vermutlich wegen Betrug drankriegen.« Er sah noch einmal kurz hin und rieb sich die Augen, als hätte er eine Ladung Tränengas abbekommen. »Mein Gott. Was hast du dir dabei gedacht?«

»Wenn Kunst eine Sache des persönlichen Geschmacks ist, warum bist du dann so aggressiv?«, fragte ich.

»Weil dein Geschmack das Allerletzte ist«, sagte er. Und dann hielt er mir zur Belehrung den »Cracked Man« vor, der immer noch im Flur neben dem Wohnzimmer hängt. »Es sind bloß drei Tonplatten, die auf einem Holzbrett befestigt sind, aber es vergeht kein Tag, an dem ich nicht im Wohnzimmer sitze und es betrachte«, sagte er. »Und ich meine nicht einmal kurz hinschauen, sondern richtiges Betrachten. Sich damit auseinandersetzen, wenn du verstehst.«

»Ich verstehe.«

Dann beschrieb er das Kunstwerk Hugh, der gerade vom Einkaufen zurückkam. »Der Name der Künstlerin ist Proctor. Bestimmt hast du schon von ihr gehört.«

»Leider nein«, sagte Hugh.

Mein Vater wiederholte den Namen noch einmal in normalem Tonfall. Dann begann er ihn laut zu schreien, bis Hugh unterbrach und sagte: »Ach richtig. Ich glaube, ich habe etwas über sie gelesen.«

»Das will ich aber auch meinen«, sagte mein Vater.

Bevor sie anfangen Kunst zu sammeln, hatten meine Eltern einige wirklich hübsche Dinge gekauft. Das Glanzstück ist eine Rasenskulptur aus Beton, die sie Anfang der Sechzigerjahre erstanden. Ein ungefähr ein Meter hoher Fliegenpilz mit einer rot-weiß gesprenkelten Kappe, an dessen Fuß sich ein lächelnder kleiner Troll ausruht. Mein Vater stellte ihn gleich hinter unserer Terrasse in den Garten. Schon damals waren meine Schwestern und ich fasziniert von dem völlig gleichmütigen Ausdruck des Trolls und sind es auch heute noch. Andere fangen vielleicht an zu weinen oder gehen aus der Form, wenn ihnen Arges widerfährt, aber nicht er. Egal, ob Eiszapfen in seinem Bart hängen oder Nacktschnecken an seinen Schuhspitzen kleben, stets scheint er zu sagen: »Ach nun. So was kommt vor.«

Selbst als wir Teenager wurden und ein Gespür für Ironie entwickelten, kam uns der Troll nie geschmacklos vor. Nie steckte ihm jemand eine Zigarette in den Mund oder malte ihm Geschlechtsteile auf, so wie wir es mit Mr. Balloon Man oder der Küchenhexe meiner Mutter machten. Nacheinander zogen meine Schwestern und ich von zu Hause aus, und der Garten hinterm Haus verkam zum Schrottplatz. Schlangen bauten unter kaputten Fahrrädern und abgelagertem Baumaterial ihre Nester, doch wenn wir nach Hause kamen, nahmen wir alle unseren Mut zusammen und gingen hinaus auf die Terrasse, um Mr. Fliegenpilz zu begrüßen. »Was ihr an

diesem Ding findet«, sagte meine Mutter. »Man könnte meinen, ihr wärt in einem Wohnwagen groß geworden.«

Im Wohnzimmer inmitten ihrer Kunstsammlung stehend, warnte unsere Mutter uns oft davor, dass der Tod die schlechtesten Eigenschaften in den Menschen wecke. »Ihr glaubt vielleicht, ihr haltet als Geschwister alle fest zusammen, aber wartet nur, bis euer Vater und ich einmal nicht mehr sind und es ans Verteilen des Erbes geht. Dann werdet ihr sehen, wie barbarisch ihr seid.«

Meine Schwestern und ich hatten uns immer vorgestellt, wenn es einmal so weit sei, würden wir still durchs Haus gehen und kleine Namensschildchen auf dieses oder jenes kleben. Lisa würde die Dessertteller bekommen, Amy den Mixer und so weiter, ohne jeden Streit. Umso erschreckender war die Feststellung, dass die eine Sache, die alle haben wollen, der Fliegenpilz sein wird. Er ist geradezu ein Symbol für das, was unsere Eltern einmal waren, und erscheint uns mehr als alles andere im Haus als echte Kunst.

Wenn mein Vater einmal stirbt, sehe ich eine wilde Jagd durch die Haustür vor mir, vorbei am Hibel und den Bradlingtons, vorbei am »Cracked Man« und am »Balloon Man« und weiter ins Indianergebiet, wo wir uns gegenseitig die Treppenstufen hinunterstoßen, sechs Kunstkenner mit grauen Haaren, die alle auf einen Betonfliegenpilz zustürzen.

Memento Mori

Seit etwa zehn Jahren trage ich immer ein kleines Notizbuch in meiner Jackentasche. Mein Lieblingsmodell heißt Europa, und ich ziehe es ungefähr zehnmal am Tag hervor, um Einkaufslisten, Beobachtungen und plötzliche Ideen, wie ich zu Geld kommen oder andere Leute quälen könnte, aufzuschreiben. Die letzte Seite ist für Telefonnummern reserviert und die vorletzte für Geschenkideen. Allerdings nicht für Geschenke, die ich anderen machen könnte, sondern für Dinge, die sie mir schenken können: einen Schuhanzieher zum Beispiel – den wünsche ich mir schon lange. Genau wie ein Federmäppchen, ein Geschenk am unteren Ende der Preisskala, das vermutlich nicht mehr kostet als ein Donut.

Ich habe natürlich auch Geschenkideen im Bereich zwischen fünfhundert und zweitausend Dollar, die aber schon etwas spezieller sind. Zum Beispiel dieses Hundeporträt aus dem neunzehnten Jahrhundert. Dabei bin ich kein eigentlicher Hundeliebhaber, weiß Gott nicht. Aber die auf dem Bild zu sehende Hündin – ich glaube, die Rasse heißt Whippet – hatte erschreckend große Zitzen, die wie halb eingedrehte Schrauben aus ihrem Bauch hervorragten. Noch interessanter war, dass sie sich dessen bewusst schien. Man sah es ihrem Blick an, mit dem sie den Maler fixierte. »Oh, bitte nicht jetzt«, schien er zu sagen. »Besitzen Sie keinen Anstand?«

Ich sah das Bild auf dem Portobello Road Market in London, und obwohl ich über Monate immer wieder Hinweise ausstreute, wollte niemand es mir schenken. Ich versuchte sogar, ein Sammelgeschenk draus zu machen und selbst ein paar hundert Dollar beizusteuern, aber niemand biss an. Zuletzt gab ich Hugh die entsprechende Summe und ließ ihn es kaufen. Dann musste er das Bild einpacken und mir überreichen.

»Wofür ist das?«, fragte ich.

Dem Skript folgend antwortete er: »Muss es einen besonderen Grund geben, dir ein Geschenk zu machen?«

Worauf ich tief seufzte.

Andersherum funktioniert das allerdings nicht. Fragt man Hugh, was er sich zu Weihnachten oder zum Geburtstag wünscht, sagt er nur: »Lass dir was einfallen.«

»Gibt es nichts, was du dir besonders wünschst?«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht.«

Hugh glaubt, Wunschlisten machten es dem anderen zu leicht, und würde ich ihn wirklich kennen, müsste ich nicht fragen, was er sich wünscht. Es reicht nicht, dass ich für ihn Geschäfte durchwühle; ich muss auch seine Seele durchwühlen. Er macht aus Geschenken eine Art Test, was ich nicht fair finde. Wäre ich der Typ, der alles auf die letzte Minute besorgt, könnte er sich zu recht beklagen, aber ich fange schon Monate vorher mit meinen Einkäufen an. Außerdem achte ich auf Hinweise. Wenn

Hugh etwa mitten im Sommer andeutet, er hätte gerne einen Ventilator, kaufe ich ihn noch am gleichen Tag und verstecke ihn im Geschenkeschrank. An Weihnachten packt er sein Geschenk aus und betrachtet es eine Weile irritiert, bis ich ihm auf die Sprünge helfe: »Erinnerst du dich? Du sagtest, du kämst um vor Hitze und würdest alles für eine frische Brise geben.«

Dabei ist das nur ein praktisches Geschenk, eine kleine Beigabe, für den Stiefel. Das eigentliche Geschenk bereitet mir viel mehr Kopfschmerzen, und eben weil er das weiß, kommt er mir keinen Schritt entgegen. Genauer gesagt, lange Zeit tat er das nicht. Letztes Jahr aber gab er mir zum ersten Mal einen Hinweis, wenn auch reichlich verschlüsselt. »Geh aus der Haustür und wende dich nach rechts«, sagte er. »Dann nach links und immer geradeaus.«

Er sagte nicht: »Es ist kurz vor der Hauptstraße« oder »Wenn du an der tschechischen Grenze stehst, bist du zu weit gegangen«, aber das war auch nicht nötig. Ich brauchte es nur zu sehen, und ich wusste, was er meinte. Es handelte sich um ein menschliches Skelett, ein echtes, das im Fenster einer medizinischen Fachbuchhandlung hing. Hughs frühere Zeichenlehrerin hatte eines besessen, und obwohl der Kurs zehn Jahre zurücklag, fiel mir plötzlich wieder ein, dass er davon geredet hatte. »Wenn ich nur so ein Skelett wie Minerva hätte ...«, wiederholte er damals ständig. Ich weiß nicht mehr, wie der Satz weiterging, weil ich immer beim Namen der Zeichenlehrerin hängenblieb: Minerva. Klingt wie eine Hexe.

Es gibt Dinge, die man gerne kauft, und andere, bei denen das nicht so ist. Ich zum Beispiel hasse es, Elektrogeräte zu kaufen, ganz egal, wie glücklich der Empfänger darüber ist. Das Gleiche gilt für Geschenkgutscheine sowie für Bücher über Golf, Investment-Strategien oder wie man zwölf Pfund abnimmt, indem man einfach man selber ist. Ich dachte, ein Skelett gehöre zu den angenehmen Geschenken, aber als ich durch das Schaufenster spähte, spürte ich ein vertrautes Gefühl der Enttäuschung. Was nichts mit moralischen Skrupeln zu tun hatte. Ich hatte kein Problem damit, jemanden käuflich zu erwerben, der seit geraumer Zeit tot war; nur einpacken wollte ich ihn nicht. Allein den passenden Karton zu finden, wäre einiger Aufwand, und beim Einpacken müsste man mehrere Bahnen Geschenkpapier aneinanderlegen, weil es so breite Rollen nicht gab. Hin und her gerissen, war ich beinahe froh, als ich erfuhr, dass das Skelett unverkäuflich war. »Das ist unser Maskottchen«, sagte die Verkäuferin, »das können wir unmöglich verkaufen.«

In Amerika bedeutet dieser Satz: »Machen Sie mir ein Angebot«, aber in Frankreich meinen es die Leute wirklich so. In Paris gibt es Geschäfte, in denen nichts käuflich ist, und wenn man noch so lange bettelt. Ich denke, die Leute fühlen sich einsam. Ihre Wohnungen werden immer voller, aber anstatt einen Lagerraum anzumieten, übernehmen sie eine Boutique. Und da sitzen sie dann inmitten ihrer vielen Sachen und weiden sich an ihrem exquisiten Geschmack.

Die Mitteilung, das Skelett sei unverkäuflich, war genau das, was ich brauchte, um

erst recht eins zu wollen. Vielleicht war dies das eigentliche Problem – es war zu einfach: »Einmal rechts, einmal links und immer geradeaus.« Wo blieb da das Jagdfieber?

»Können Sie mir sagen, wo ich ein Skelett bekommen kann?«, fragte ich. Die Verkäuferin überlegte eine Weile. »Nun, Sie könnten die Kleinanzeigen am Schwarzen Brett durchsehen«, schlug sie vor.

Ich weiß nicht, in welchen Kreisen sich die Frau bewegte, aber ich habe noch nie gesehen, dass jemand auf einem Schwarzen Brett ein Skelett anbietet. Gebrauchte Fahrräder, ja, aber keine menschlichen Knochen, noch nicht mal Knorpel.

»Vielen Dank für Ihre Hilfe«, sagte ich.

Weil ich meine Zeit nicht besser herumzukriegen weiß als mit Einkäufen, werde ich immer ganz aufgeregt, wenn jemand ausgefallene Wünsche hat, einen vergriffenen Roman, beispielsweise, oder Ersatz für eine zerbrochene Teetasse. Ich dachte, ein Skelett aufzutreiben würde sich als schwierig erweisen, doch wurde ich noch am gleichen Nachmittag gleich zweimal fündig. Das eine stammte von einem erwachsenen Mann, das andere von einem Säugling. Beide wurden auf einem Flohmarkt von einem Mann angeboten, der sich, wie er selbst sagte, »auf die Sorte Dinge spezialisiert hatte, die nicht für jeden sind«.

Der Säugling war reizvoll wegen seiner Größe – er hätte in jeden Schuhkarton gepasst –, doch zuletzt entschied ich mich für das Erwachsenenskelett, das dreihundert Jahre alt ist und von zahllosen dünnen Drähten zusammengehalten wird. Mitten auf der Stirn befindet sich ein Verschluss, und wenn man den Haken löst, kann man die Schädeldecke abnehmen und darin herumstochern oder etwas darin verstecken – Drogen, beispielsweise, oder kleinere Schmuckstücke. Das ist sicher nicht das, was jemand sich für sein Nachleben wünscht (»Ich finde es toll, wenn aus meinem Schädel einmal ein Haschkästchen wird«), aber das störte mich in dem Augenblick nicht. Ich kaufte das Skelett wie die meisten anderen Gegenstände. Für mich war es ein aus Einzelteilen zusammengesetztes Objekt, nicht anders als eine Lampe oder eine Kommode.

Ich verlor keinen Gedanken daran, dass es vorher einmal ein Mensch gewesen war, bis zum Weihnachtstag, als Hugh den Karton-Sarg aufmachte. »Wenn dir die Farbe nicht gefällt, können wir es bleichen«, sagte ich. »Wir können es auch gegen den Säugling eintauschen.«

Ich biete gerne ein paar Alternativen an, aber in dem Fall war das völlig überflüssig. Hugh war überglücklich. Ich hatte gedacht, er würde das Skelett als Modell benutzen, und war deshalb leicht irritiert, als er damit nicht in sein Studio, sondern ins Schlafzimmer ging und es an der Decke aufhängte.

»Bist du sicher, dass dies der richtige Platz ist?«, fragte ich.

Am nächsten Morgen fischte ich unter dem Bett nach einer Socke und erwischte etwas, das ich für einen dreigliedrigen Ohrring hielt. Er sah aus wie Schmuck vom

Kunsthandwerkermarkt, nicht besonders hübsch, aber eindeutig handgearbeitet, wie aus versteinertem Holz gemacht. Ich hielt ihn mir probeweise ans Ohr und dachte: *Moment mal, das ist ein Zeigefinger*. Er musste beim Aufhängen des Skeletts abgefallen sein, und dann hatten Hugh oder ich oder vielleicht auch seine Mutter, die über die Feiertage zu Besuch war, ihn aus Versehen unters Bett gekickt.

Ich halte mich für nicht übertrieben zimperlich, aber ein Finger auf dem Schlafzimmerboden störte mich schon. »Wenn das Ding in seine Einzelteile zerfällt, solltest du es vielleicht doch besser in dein Studio schaffen«, sagte ich zu Hugh, doch er erwiderte nur, es sei sein Geschenk und er lasse es da, wo er wolle. Dann holte er ein Stück Draht und befestigte den abgefallenen Finger.

Am längsten bleiben einem die Dinge in Erinnerung, die man *nicht* kauft. So wie bei mir das Porträt einer unbekannten Frau. Ich entdeckte es vor einigen Jahren in Rotterdam, und anstatt meinem Instinkt zu folgen, sagte ich zu dem Händler, ich müsse noch eine Nacht drüber schlafen. Als ich am nächsten Tag wiederkam, war das Bild verkauft, und vielleicht war es sogar besser so. Hätte ich es gekauft, hätte ich es in mein Arbeitszimmer gehängt. Ein oder zwei Wochen lang hätte ich es bewundert, und dann wäre es nach und nach in meiner Wahrnehmung verblasst, genau wie das Porträt der Hündin. Ich wollte es um alles in der Welt haben, aber in dem Moment, da es mir gehörte, verlor ich das Interesse daran. Ich habe keinen Blick mehr für ihre schamerfüllten Augen oder die riesigen Zitzen, aber ich sehe immer noch diese unbekannte Frau, ihr rosiges, frommes Gesicht und den Rüschenkragen um den Hals, der aussieht wie ein Luftfilter.

Ich habe die Hoffnung, auch das Skelett wird eines Tages aus meiner Wahrnehmung verschwinden, nur ist bislang nichts davon zu bemerken. Es baumelt zwischen der Kommode und der Schlafzimmertür und ist das Letzte, was ich vor dem Einschlafen sehe, und das Erste, wenn ich morgens die Augen aufmache.

Schon seltsam, wie bestimmte Objekte Botschaften aussenden – meine Waschmaschine und mein Trockner zum Beispiel. Sie können natürlich nicht sprechen, aber jedes Mal, wenn ich an ihnen vorbeikomme, erinnern sie mich daran, wie gut ich es habe. »Nie mehr in den Waschsalon«, summen sie. Mein Herd, die Spaßbremse, sagt mir jeden Tag, dass ich nicht kochen kann, und bevor ich mich rechtfertigen kann, kommt meine Waage mir zu Hilfe und ruft aus dem Badezimmer: »Also irgendwas muss er schon hinbekommen – sein Gewicht sprengt fast die Anzeige.« Das Skelett hat einen deutlich eingeschränkten Wortschatz und sagt immer nur einen einzigen Satz: »Du wirst sterben.«

Ich hatte immer geglaubt, dies verstanden zu haben, aber jetzt dämmert mir, dass ich dieses Verständnis mit Fantasievorstellungen verwechselt habe. Ich denke ständig an den Tod, allerdings auf eine romantische, eitle Art, die meistens mit einer schweren Krankheit beginnt und mit meiner Beerdigung endet. Ich sehe meinen Bruder neben meinem Grab hocken, so gebeugt von Schuld, dass er nicht mehr

stehen kann. »Hätte ich ihm doch nur die fünfundzwanzigtausend Dollar zurückgezahlt, die er mir geliehen hat«, sagt er. Ich sehe Hugh, der sich mit dem Jackenärmel die Tränen aus den Augen wischt und anschließend nur noch mehr heult, als ihm klar wird, dass die Jacke ein Geschenk von mir war. Nur von den Leuten, die sich über meinen Tod freuen könnten, hatte ich nie die geringste Vorstellung, aber das hat sich mit dem Skelett geändert, das sich nach Belieben in bestimmte Personen verwandeln kann.

Mal ist es die ältere französische Dame, für die ich im Bus nicht aufgestanden bin. Meine Faustregel lautet, wer wie eine alte Dame behandelt werden will, muss auch so aussehen. Also kein geliftetes Gesicht, keine blond gefärbten Haare und erst recht keine Netzstrümpfe. Ich halte diese Regel für durchaus vernünftig, nur hätte ich mir keinen Zacken aus der Krone gebrochen, wegen ihrer Krücken eine Ausnahme zu machen.

»Tut mir leid«, sage ich, aber noch ehe die Worte heraus sind, hat sich das Skelett in einen Typen verwandelt, der Stew hieß und den ich bei einem Drogendeal über den Tisch gezogen habe.

Stew und die französische Dame werden sich über mein Ableben freuen, und hinter ihnen stehen hunderte anderer Leute, die ich zum Teil mit Namen kenne, zum Teil aber auch verletzt oder beleidigt habe, ohne ihnen vorgestellt worden zu sein. Seit Jahren hatte ich nicht mehr an diese Leute gedacht, aber genau das ist die besondere Perfidie des Skeletts. Es dringt in meinen Kopf ein, während ich schlafe, und stöbert in der tiefsten Schicht meiner Erinnerungen. »Warum ich?«, frage ich. »Hugh schläft im gleichen Bett – warum hältst du dich nicht an den?«

Und das Skelett antwortet: »Du wirst sterben.«

»Aber ich habe deinen Finger wiedergefunden.«

»Du wirst sterben.«

»Bist du sicher«, sagte ich zu Hugh, »dass du nicht doch lieber den Säugling willst?«

In den ersten Wochen hörte ich die Stimme nur im Schlafzimmer. Doch dann breitete sie sich in der ganzen Wohnung aus. Ich sitze in meinem Arbeitszimmer, plaudere mit jemandem am Telefon und plötzlich mischt sich das Skelett ein, wie die Stimme von der internationalen Telefonvermittlung: »Du wirst sterben.«

Oder ich liege in der Badewanne und gönne mir ein Entspannungsbad, während sich draußen vor dem Fenster die Penner über den Luftschächten zusammenkauern wie junge Katzen.

»Du wirst sterben.«

In der Küche werfe ich ein noch brauchbares Ei in den Müll. Im Ankleidezimmer ziehe ich einen Sweater über, den ein halbblasses Kind für einen Lohn von zehn Sesamkörnern hergestellt hat. Im Wohnzimmer ziehe ich mein Notizbuch hervor und setze eine Büste des Teufels auf meine Geschenkliste.

»Du wirst sterben. Du wirst sterben. Du wirst sterben.«

»Kannst du dir nicht mal was anderes einfallen lassen?«, frage ich.

Keine Antwort.

Da es bereits seit dreihundert Jahren tot ist, versteht das Skelett viele Dinge nicht. Fernsehen, zum Beispiel. »Also«, erkläre ich ihm, »man drückt hier auf den Knopf, und schon kommen einem die bunten Bilder ins Haus.« Und weil es durchaus beeindruckt schien, setzte ich noch eins drauf: »Das habe ich erfunden, um den Alten und Kranken eine Freude zu machen.«

»Du wirst sterben.«

Mit dem Staubsauger das Gleiche, obwohl ich extra die spitze Düse aufsteckte und damit den Staub aus seinem Schädel entfernte. »Du wirst sterben.«

In dem Moment konnte ich nicht mehr. »Ich mache alles, was du willst«, sagte ich. »Ich werde alles, was ich anderen angetan habe, wiedergutmachen, ich werde nur noch in Regenwasser baden, was immer du willst, nur sag etwas, irgendetwas anderes.«

Das Skelett zögerte einen Augenblick. »Du wirst eines Tages ... tot sein«, sagte es.

Ich stellt den Staubsauger weg und dachte: *Immerhin ein Anfang.*

Schöner wird's nicht

In Paris benachrichtigen sie einen vorher, wenn das Wasser abgedreht wird, aber in der Normandie wird erwartet, dass man es einfach weiß. Ebenso wird erwartet, dass man sich darauf einstellt, und genau da erwischt es mich jedes Mal kalt. Trotzdem versuche ich, mich irgendwie zu arrangieren. Fürs Rasieren reicht mir ein Topf Hühnerbrühe, und zur Not finde ich immer irgendeine Flüssigkeit, die ich in den Spülkasten der Toilette kippen kann: Orangensaft, Milch, billigen Champagner. Wenn alle Stricke reißen, könnte ich mich immer noch durch den Wald schlagen und mich im Fluss waschen, doch so weit ist es noch nie gekommen.

Meistens wird das Wasser wegen irgendwelcher Ausbesserungsarbeiten in unserem oder im Nachbardorf abgedreht. Sie buddeln ein Loch, tauschen ein Stück Rohr aus, und binnen weniger Stunden ist alles erledigt. Das Seltsame daran ist, dass diese Arbeiten genau auf meinen Tagesrhythmus abgestimmt sind. Der Wasserhahn versiegt, wenn ich mich aus dem Bett wälze, also morgens zwischen zehn und halb elf. Für mich ist das früh, für Hugh und die meisten unserer Nachbarn ist es kurz vor Mittag. Was sie um sechs Uhr früh treiben, ist mir ein Rätsel. Ich weiß nur, dass sie in diesem Punkt ungemein selbstgerecht sind und über die Morgendämmerung reden, als sei sie ein persönlicher Verdienst, der ihnen für ihre große Tugendhaftigkeit zuteil wird.

Das letzte Mal wurde unser Wasser im Frühsommer abgestellt. Ich stand zu meiner üblichen Zeit auf und stellte fest, dass Hugh unterwegs war, um etwas zu erledigen, was auch immer das sein mochte. Also musste ich das Kaffee-Problem ganz allein lösen, eine Art Trick-17-Situation, denn um klar denken zu können, brauchte ich Koffein, und um das zu bewerkstelligen, musste ich bei klarem Verstand sein. Einmal hatte ich es im Halbschlaf mit Perrier versucht, was sich piffig anhört, es aber nicht ist. Ein andermal hatte ich eine Kanne Tee vom Vortag aufgeköcht und über das Kaffeepulver gekippt. Wäre es schwarzer statt grüner Tee gewesen, hätte die Sache vielleicht funktioniert, doch in dem Fall war das Ergebnis ungenießbar. Weitere Versuche in diese Richtung konnte man sich schenken, sodass ich gleich an der Teekanne vorbei auf eine Vase mit Waldblumen zusteuerte, die neben dem Telefon auf einem Tisch im Wohnzimmer stand.

Hugh hatte die Blumen am Vortag gepflückt, und die Vorstellung, wie er mit dem Strauß in der Hand durch ein matschiges Feld stapft, brach mir fast das Herz. Er macht solche Sachen, die irgendwie *jenseits* von tünftig sind und eher zu einer hart arbeitenden Frau aus der Zeit der Pioniere passen: Marmelade kochen, zum Beispiel, oder Vorhänge aus Sackleinen nähen. Einmal traf ich ihn unten am Fluss, wo er gerade unsere Wäsche an einem Felsen ausschlug. Wir hatten damals zwar noch keine Waschmaschine, aber er hätte die Wäsche auch in der Badewanne

waschen können. »Wer *bist* du?«, hatte ich gefragt, und als er sich umdrehte, war ich halb darauf gefasst, einen Säugling an seiner Brust zu sehen, und zwar nicht in einem dieser bequemen Tragetücher, sondern sich mit hochrotem Kopf mit dem bloßen Zahnfleisch festklammernd.

Wenn Hugh Unterhosen gegen Uferfelsen schlägt oder aus Spaß an der Sache beschließt, sein Mehl selbst zu mahlen, muss ich immer an ein Paar denken, dem ich vor vielen Jahren begegnet bin. Das war Anfang der Neunziger. Ich lebte damals in New York und war über die Weihnachtstage zu Besuch in North Carolina. Mein erklärtes Ziel war, mich zuzudröhnen und es möglichst lange zu bleiben. Mein Bruder Paul kannte jemanden, bei dem vermutlich Shit zu bekommen war. Er rief ihn an, und wie die Dinge so laufen, fanden wir uns bald darauf in einem Wohnwagen gut zwanzig Meilen außerhalb von Raleigh wieder.

Der Typ hieß Little Mike und er redete sowohl Paul als auch mich mit »Bromine« an. Er sah aus wie ein Schüler von der Highschool, oder, besser noch, wie einer, der die Highschool geschmissen hat und sich den ganzen Tag auf dem Supermarkt-Parkplatz rumtreibt: Trainingsanzug, Pferdeschwänzchen und eine Plastikschnalle im frisch gepiercten Ohr. Nachdem er sich kurz über den Wagen meines Bruders ausgelassen hatte, schob Little Mike uns durch die Tür und stellte uns seine Frau vor, die auf dem Sofa hockte und das Weihnachtsprogramm sah. Sie hatte Socken an und ihre Füße auf dem Couchtisch ausgestreckt, und zwischen ihren Beinen, direkt vor ihrem Schoß, saß eine plattgesichtige Perserkatze. Beide hatten weit auseinanderstehende Augen und kupferrotes Haar, wobei ihres zum Teil unter einer Wollmütze versteckt war. Die Frau blieb sitzen, als mein Bruder und ich hereinkamen. Was man ihr schlecht als mangelnde Gastfreundschaft ankreiden konnte. Da freut man sich auf einen Nachmittag mit der Katze vor dem Fernseher, und dann schneien zwei wildfremde Typen ins Haus.

»Kümmert euch nicht um Beth«, sagte Little Mike und gab ihr einen Klaps auf die Fußsohle.

»Aua, Arschloch.«

Mike holte zum Schlag auf den anderen Fuß aus, und ich tat so, als bestaunte ich ihren Christbaum, ein mickriges Ding aus Plastik, das auf einem Barhocker neben der Eingangstür stand. »Sieht hübsch aus«, sagte ich, worauf Beth mir einen vernichtenden Blick zuwarf, der heißen sollte: *Lügner. Das sagst du doch nur, weil mein blöder Mann dir Shit verkauft.*

Sie wollte uns möglichst schnell loswerden, aber Little Mike schien sich über unsere Gesellschaft zu freuen. »Setz dich«, sagte er zu mir. »Erst mal was trinken.« Er und Paul holten ein paar Bier aus dem Kühlschrank, und die Frau rief ihnen hinterher, ihr ein Glas Cola-Rum mitzubringen. Dann drehte sie sich wieder zur Mattscheibe und sagte: »Öde Sendung. Gib mir mal den Nigger.«

Ich grinste die Katze an, als könnte ich mich damit aus der Affäre ziehen, doch Beth zeigte mit der Hand zum anderen Ende des Couchtischs, und ich begriff, dass

sie die Fernbedienung meinte. Unter anderen Umständen hätte ich ihr vielleicht die diversen Unterschiede zwischen Menschen mit schwarzer Hautfarbe, die zu unbezahlter Arbeit gezwungen wurden, und schwarzen, batteriebetriebenen Geräten, die weder Gedanken noch Gefühle kennen und nichts dagegen haben, unbezahlte Dienste zu verrichten, auseinandergesetzt. Doch hatte unser Geschäft noch nicht einmal begonnen, und mein einziger Gedanke war, an meinen Stoff zu kommen. Also reichte ich ihr die Fernbedienung und sah zu, wie die Frau des Dealers sich durch die Programme schaltete.

Sie war gerade bei einer Comedy-Sendung hängengeblieben, als Paul und Little Mike mit den Getränken zurückkamen. Beth beschwerte sich über zu wenig Eis im Glas, aber unser Gastgeber unterbreitete ihr den Vorschlag, ihn am Arsch zu lecken, und zog einen Beutel Marihuana unter dem Bund seiner Trainingshose hervor. Er war so groß wie ein kleines Kissen und enthielt mindestens ein halbes Pfund. Während ich wie gebannt darauf starrte, schob Little Mike die Füße seiner Frau vom Tisch und sagte: »Beweg dich, Schlampe, und hol mir die Waage.«

»Ich seh fern. Hol sie dir gefälligst selbst.«

»Nutte«, sagte er.

»Arschloch.«

»Da seht ihr, was ich mir hier gefallen lassen muss«, sagte Little Mike, verzog sich in den hinteren Teil des Wohnwagens – ich vermute, das Schlafzimmer – und kam eine Minute später mit einer Waage und Zigarettenblättchen wieder. Das Gras war klebrig und hatte jede Menge Knospen. Es roch nach Weihnachtsbaum, allerdings nicht nach dem Ding auf dem Barhocker. Nachdem er eine Unze für mich ausgewogen und das Geld gezählt hatte, drehte Little Mike einen Joint, zündete ihn an, nahm einen Zug und reichte ihn an meinen Bruder weiter. Dann kam ich an die Reihe, und als ich ihn wieder unserem Gastgeber hinhielt, meldete sich seine Frau und sagte: »He, was ist mit mir?«

»Ach, nee?«, sagte ihr Mann. »Typisch Frau. Ganz wild drauf, am Joint zu ziehen, aber wenn sie mal bei Papa Bär ein bisschen saugen soll, hat sie gleich 'nen trockenen Hals.«

Beth versuchte gleichzeitig zu sprechen und zu inhalieren: »*Halts Haul, Haschloch.*«

»Einer von euch verheiratet?«, fragte Little Mike, und Paul schüttelte den Kopf. »Ich war fast mal verlobt, aber David ist ein Homo, der hat damit nichts am Hut.«

Little Mike lachte und sah mich an. »Echt? Verarscht Bromine mich auch nicht?«

»Aber nein, der steckt voll drin«, sagte Paul. »Hat 'nen kleinen Schwanzlutscher – ich meine Freund – und alles.«

Ich hätte auch selber antworten können, aber es war irgendwie hübsch, meinem Bruder zuzuhören, der beinahe stolz klang, als wäre ich ein Haustier, dem man das Rechnen beigebracht hatte.

»Was sagt man dazu«, sagte Little Mike.

Nun regte sich auch seine Frau und wurde beinahe freundlich. »Du hast also einen Boyfriend?«, sagte sie. »Darf ich fragen, wer von euch die Frau ist?«

»Na, keiner«, erklärte ich. »Deswegen sind wir ja ein homosexuelles Paar. Zwei Typen eben.«

»Schon klar«, sagte sie. »Ich meine, es ist wie im Gefängnis oder so. Der eine sitzt wegen Mord und der andere wegen Kindesmissbrauch oder so was, verstehst du? Also, wer ist mehr wie ein normaler Mann?«

Zuerst wollte ich fragen, ob das dann der Mörder oder der Kinderschänder wäre, aber dann nahm ich von ihr den Joint und sagte: »Oh, wir leben in New York«, als ob das die Frage beantwortete.

Wir blieben noch etwa eine halbe Stunde. Auf der Rückfahrt nach Raleigh dachte ich darüber nach, was die Frau des Dealers gesagt hatte. Ihr Beispiel war etwas schräg, aber ich wusste, worauf sie hinauswollte. Ich habe Bekannte, die in Häusern wohnen und ihre Fernbedienung nicht »Nigger« nennen und die mich schon oft dasselbe gefragt haben, allerdings meist bezogen auf lesbische Paare, wenn diese nicht anwesend oder sicher außer Hörweite waren. »Wer ist bei denen denn der Mann?«

Es ist erstaunlich, wie ausdauernd gewisse heterosexuelle Menschen sich mit schwulem Sex beschäftigen, bloß um herauszukriegen, was wo reinkommt und wie oft. Sie können sich einfach kein System außerhalb ihres eigenen vorstellen und scheinen völlig auf bestimmte Rollen fixiert, im Bett wie anderswo. Wer sagt zu wem Schlampe? Wer vergießt mehr Tränen, wenn die Katze stirbt? Wer verbringt mehr Zeit im Bad? Ich glaube, in ihrer Vorstellung müssen diese Dinge alle klar geregelt sein, dabei ist das ganz und gar nicht so. Hugh mag zwar für das Kochen zuständig sein und hin und wieder eine Schürze tragen, aber er hackt genauso gut das Feuerholz, repariert den Heißwasserboiler und könnte mir so spielend leicht einen Arm ausreißen, wie er einen Löwenzahn pflückt. Ist er deshalb der Mörder oder wegen der selbst genähten Vorhänge doch eher der Kinderschänder?

Ich musste an diese Fragen denken, als ich ohne Wasser dastand und die Vase mit den Wildblumen sah, die er tags zuvor gepflückt hatte. Einige hatten eine Farbe, die ich mit Vorfahrtsschildern assoziiere, andere waren blass lavendelfarben, die Stiele dünn wie Drähte. Ich stellte mir vor, wie Hugh sich herabgebeugt, vielleicht sogar auf den Boden gekniet hatte, um sie zu pflücken, dann nahm ich den ganzen Strauß und warf ihn aus dem Fenster. Danach ging ich mit der Vase in die Küche, kippte das gelbliche Wasser in einen Topf und kochte es für meinen Kaffee. Es würde ein Mordstheater geben, wenn mein Mann nach Hause kam, aber bis dahin wäre ich zumindest richtig wach und könnte ihm – vielleicht sogar überzeugend – darlegen, dass er an mir alle Schönheit hat, die er je im Leben braucht.

Stadt und Land

Sie sahen aus wie Leute, die gerade von einem Reitturnier kamen: ein stattliches Paar Ende sechzig, er im Kaschmirblazer, sie in einer grauen Tweedjacke, ein funkelndes, mit Juwelen besetztes Kleeblatt auf dem satten Filz ihres Revers. Sie hatten auf dem Flug von Denver nach New York den Fenster- und Mittelplatz, und als ich aufstand, um sie vorbeizulassen, spürte ich die bittere Schmach des Deklassierten. Das Sportsakko, auf das ich so stolz war, wirkte auf einmal albern, genau wie meine Schuhe und das Bündel Stroh, das ich als meine Haare ausgabe. »Entschuldigen Sie«, sagte ich, als gelte dies für meine gesamte Existenz.

Das Paar nahm seine Plätze ein. Als auch ich mich wieder hinsetzte, wandte sich der Mann an die Frau und sagte: »Ich will diesen Scheiß nicht mehr hören.«

Ich dachte, die beiden hätten sich zuvor gestritten, aber wie sich herausstellte, meinte er den Ira-Gershwin-Song, den die Fluggesellschaft zu ihrer Erkennungsmelodie erkoren hatte. »Unglaublich, welchen Mist man sich heutzutage im Flugzeug anhören muss.«

Die Frau rückte ihr silbernes Haar zurecht und sagte zustimmend, wer auch immer diese Musik verbrochen habe, sei ein arschloch.

»Ein Schwanzlutscher«, korrigierte der Mann sie. »Ein gottverdammtes, schwanzlutschendes arschloch.« Die beiden waren weder übertrieben laut noch schienen sie ernstlich verärgert zu sein. Es war offenbar ihre ganz normale Art zu reden, wenn sie unter sich waren. In Gesellschaft würde die Frau vielleicht sagen, ihr sei ein wenig kühl, aber jetzt hieß das: »Ich friere mir hier drinnen den Arsch ab. Und du?«

»Ich auch«, sagte der Mann. »Scheiße kalt hier.« *Scheiße* ist das Tofu des Fluchens und kann vom Sprecher in jeder beliebigen Kombination gebraucht werden. Scheiße heiß. Scheiße zugig. Ich für meinen Teil war scheiße irritiert, weil ich mich in den Leuten so getäuscht hatte. Wieso glaubte ich nach so vielen Jahren immer noch, teure Kleidung sei mehr als nur ein Anzeichen für ein gut gefülltes Portemonnaie, und Tweed und Kaschmir hätten etwas mit Kultiviertheit zu tun?

Als die Bord-Snacks verteilt wurden, legten die beiden erst richtig los. »Was ist das für ein Müll?«, fragte der Mann.

»Scheiße«, sagte die Frau. »Ein Haufen verpackter Scheiße.«

Der Mann setzte seine Brille auf und warf einen kurzen Blick auf den in Plastik eingeschweißten Keks, bevor er ihn zurück in die Box warf. »Erst muss man sich irgendwelche Scheiße anhören und dann soll man auch noch Scheiße fressen.«

»Also, ich esse diesen Dreck nicht«, sagte die Frau. »Da hol ich mir lieber was am Flughafen.«

»Nochmal fünfzehn Dollar für ein beschissenes Sandwich hinlegen?«

Die Frau seufzte und warf die Hände in die Luft. »Was bleibt uns anderes übrig? Entweder das, oder wir müssen diesen Fraß hier essen.«

»Ach, alles Scheiße«, sagte der Mann.

Es war, als hätte man die Großeltern aus einer Ralph-Lauren-Werbung gekidnappt und in ein Stück von David Mamet verfrachtet. Und das war einer der Gründe, warum ich das Paar so reizvoll fand: Sie hatten etwas Komisches und Unerwartetes. Sie waren ein gutes Team, und ich wünschte, ich hätte sie ein oder zwei Wochen lang unsichtbar begleiten und die Welt durch ihre Augen sehen können. »Mein Gott, und so einen Scheiß setzen die einem an Thanksgiving vor«, hörte ich sie sagen.

Am späten Nachmittag landeten wir in LaGuardia. Nach der Gepäckausgabe winkte ich einem Taxi und fand mich, dem Gestank nach, in einem lausigen tropischen Cocktail wieder, was offenbar einem Kokos-Duftbäumchen zu verdanken war, das am Rückspiegel baumelte. Man möchte in diesen Dingen nicht zu empfindlich sein, also öffnete ich lediglich das Rückfenster einen Spalt und gab dem Fahrer die Adresse meiner Schwester im West Village.

»Jawohl, Sir.«

Der Mann war Ausländer, aber ich hatte keine Ahnung, aus welchem Teil der Welt er stammte. Vermutlich aus einem dieser bedauernswerten Länder, die von Kobras und Taifunen heimgesucht werden. Er hatte dunkle Haut, eher braun als oliv, und dichtes schwarzes Haar, das ölig glänzte. Die Zacken seines Kamms hatten tiefe Furchen gezogen, die sich über seinen Hinterkopf zogen und unter dem abgewetzten Kragen seines Hemds verschwanden. Das Taxi fuhr los, und während sich der Fahrer in den Verkehr einfädelt, zog er die Trennscheibe zur Fahrgastkabine auf und fragte, wie ich heiße. Ich sagte ihm meinen Namen, worauf er mich im Rückspiegel ansah und sagte: »Du bist ein guter Mensch, David, hab ich recht? Bist du gut?«

Ich sagte, ich sei okay. »David ist ein guter Name«, fuhr er fort, »und New York ist eine gute Stadt. Meinst du nicht auch?«

»Ich denke schon«, erwiderte ich.

Der Fahrer lächelte schüchtern, als hätte ich ihm ein Kompliment gemacht, und ich überlegte, was für ein Leben er führte. Man liest hier und da darüber, Porträts in der Zeitung und so weiter, und bekommt eine ungefähre Vorstellung vom zäh arbeitenden Immigranten, der alles tut, um auf die Füße zu kommen. Der Mann konnte nicht älter als fünfunddreißig sein, und ich vermutete, dass er nach seiner Schicht irgendwelche Kurse besuchte und lernte, bis ihm die Augen zufielen. Nur ein paar Stunden mit Frau und Kindern zu Hause und dann wieder ins Taxi und immer so weiter, bis er seinen Abschluss hatte und seine Tätigkeit als Radiologe wieder aufnehmen konnte. Das Einzige, was ihm im Weg stand, war sein Akzent, doch auch der würde mit der Zeit und viel Übung verschwinden.

Ich dachte an meine ersten Monate in Paris und wie frustrierend es gewesen war,

wenn die Leute zu schnell gesprochen oder umgangssprachliche Ausdrücke benutzt hatten, und dann wiederholte ich meine Antwort noch einmal klar und deutlich: »Ich weiß nicht, ob David ein schöner Name ist«, sagte ich, »aber was New York angeht, bin ich ganz Ihrer Meinung. Es ist eine sehr angenehme Stadt.«

Er erwiderte etwas, das ich nicht recht verstand. Als ich ihn bat, es zu wiederholen, drehte er sich erregt zu mir um und sagte: »Was ist das Problem, David? Verstehst du nicht, was die Leute dir sagen?«

Ich erklärte ihm, ich hätte durch den Flug Druck auf den Ohren, was nicht stimmte. Ich hörte ihn problemlos. Ich verstand ihn bloß nicht.

»Ich frage dich, was dein Beruf ist«, sagte er. »Machst du viel Geld? Ich sehe es an deiner Jacke, David. Ich weiß, dass du reich bist.«

Plötzlich sah mein Sportsakko sehr viel eleganter aus. »Ich komme über die Runden«, sagte ich. »Ich habe genug zum Leben, was aber nicht heißt, dass ich reich wäre.«

Als Nächstes wollte er wissen, ob ich eine Freundin hätte, und als ich verneinte, zog er seine buschigen Augenbrauen zusammen und zischte leise. »Oh, David, du brauchst eine Frau. Nicht für Liebe, sondern weil jeder Mann eine Pussy braucht. Ich zum Beispiel ficke jeden Tag.«

»Oh«, sagte ich. »Und heute ist ... Dienstag, richtig?« Ich hoffte, ihn auf ein anderes Thema lotsen zu können, die Wochentage vielleicht, aber Englisch für Anfänger interessierte ihn nicht mehr.

»Wieso brauchst du keine Pussy?«, fragte er. »Hast du keinen steifen Schwanz?«

»Wie bitte?«

»Sex«, sagte er. »Noch nie davon gehört?«

Ich zog die *New York Times* aus meiner Umhängetasche und tat so, als würde ich lesen, was offenbar alles erklärte.

»Aaaah«, sagte der Fahrer. »Ich verstehe. Du stehst nicht auf Pussy. Du stehst auf Schwanz. Ist es das?« Ich hielt mir die Zeitung direkt vors Gesicht, und er streckte den Arm durch das kleine Fenster und schlug mit der Hand gegen die Rückenlehne. »David«, sagte er. »David, hör zu, wenn ich mit dir rede. Ich habe gefragt, stehst du auf Schwanz?«

»Ich arbeite bloß«, sagte ich. »Ich arbeite, dann gehe ich nach Hause und dann arbeite ich weiter.« Ich wollte ihm ein gutes Beispiel geben, als sei ich die Person, für die ich ihn gehalten hatte, aber es war hoffnungslos.

»Ich mache jeden Tag fickie-fickie«, sagte er angeberisch. »Zwei Frauen. Ich habe eine Frau zu Hause und ein Mädchen für das Wochenende. Zwei Sorten Pussy. Und du stehst wirklich nicht auf fickie-fickie?«

Wenn ich gezwungen werde, kann ich mit dem Ausdruck *Pussy* leben, aber bei *fickie-fickie* dreht sich mir der Magen um. »Das Wort gibt es nicht«, erklärte ich. »Sie können ficken sagen, aber *fickie-fickie* ist Unsinn. Kein Mensch redet so. Wenn Sie so reden, wird nie was aus Ihnen.«

Vor uns hatte es einen Unfall gegeben, und der Verkehr kam zum Stillstand. Der Fahrer fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Fickie-fickie«, wiederholte er. »Ich immer nur fickie-fickie.«

In Manhattan hätte ich einfach aussteigen und ein anderes Taxi nehmen können, aber wir standen auf dem Expressway, und mir blieb nichts anderes übrig als auszuharren und neidisch auf die anrückenden Rettungsfahrzeuge zu blicken. Schließlich setzte sich der Verkehr wieder in Bewegung, und ich ergab mich weiteren zwanzig Minuten Folter.

»Du wohnst also im West Village«, sagte der Fahrer. »Sehr gute Gegend für dich. Viele Jungen mit Jungen auf der Straße. Und Mädchen mit Mädchen.«

»Ich wohne nicht dort«, sagte ich. »Es ist die Wohnung meiner Schwester.«

»Sag mir, wie machen die Lesben Sex? Wie soll das gehen?«

Ich sagte, ich wisse es nicht, und er sah mich mit dem gleichen traurigen Blick an wie vorher, als ich ihm erklärte, ich hätte keine Freundin. »David«, seufzte er. »Du hast noch nie einen Lesben-Film gesehen? Das solltest du unbedingt tun, weißt du. Du solltest nach Hause gehen, Whiskey trinken und dir einen Lesben-Film anschauen, damit du weißt, wie es geht. Wie sie fickie-fickie machen.«

In dem Moment platzte mir der Kragen, was sonst wirklich nicht meine Art ist. »Wissen Sie was«, sagte ich, »ich denke nicht, dass ich Ihrem Rat folgen werde. Besser gesagt, ich *weiß*, dass ich Ihrem Rat nicht folgen werde.«

»Oh, aber das solltest du.«

»Und warum?«, fragte ich. »Damit ich so werde wie Sie? Das ist ein erstrebenswertes Ziel, wie? Ich kaufe mir ein Kokos-Duftbäumchen, kurve in der Stadt herum und beeindrucke die Leute mit den wunderbaren Ausdrücken, die ich in Pornofilmen aufgeschnappt habe. ›Hallo, mein Herr, wird ihr Schwanz nicht steif?‹ ›Guten Tag, gnädige Frau, machen Sie gerne fickie-fickie?‹ Klingt entzückend, aber ich weiß nicht, ob ich eine solche erfüllende Existenz ertragen könnte. Ich bin es nicht wert, okay, wenn Sie also nichts dagegen haben, werde ich mir keinen Lesben-Film ansehen, heute abend nicht und morgen abend nicht und an keinem anderen Tag, verstanden? Ich werde einfach nur arbeiten und andere Leute in Ruhe lassen.«

Ich wartete auf seine Antwort, und als die ausblieb, ließ ich mich tief beschämt zurück in meinen Sitz sinken. Die plumpe Vertraulichkeit des Fahrers war unerträglich gewesen, aber meine Reaktion war böse und überzogen gewesen. Es war gemein, mich über sein Duftbäumchen lustig zu machen. Ich fühlte mich, als hätte ich einem Kätzchen einen Fußtritt verpasst, einem ziemlich struppigen vielleicht, das aber dennoch klein und wehrlos war. Mit Sex gibt man an, wenn man sonst nicht viel vorzuweisen hat. Es ist eine Art zu sagen: »Okay, ich habe vielleicht kein schickes Sportsakko und noch nicht einmal eine Umhängetasche, aber ich habe zwei Frauen und allen Sex, den ich mir wünschen kann.« Was hätte es mir ausgemacht, seinen Erfolg anzuerkennen?

»Ich denke, es ist wunderbar, dass Sie ein so erfülltes Leben haben«, sagte ich, aber anstatt zu antworten, schaltete er nur das Radio ein. Natürlich lief National Public Radio.

Als ich bei meiner Schwester eintraf, war es bereits dunkel. Ich goss mir einen Scotch ein, und Amy schleppte wie üblich ein paar Dinge an, von denen sie glaubte, sie würden mich interessieren. Das erste war ein Exemplar von *Freude am Sex*, das sie auf einem Flohmarkt entdeckt hatte und beim nächsten Besuch unseres Vaters demonstrativ auf den Couchtisch legen wollte. »Was glaubst du, was er sagt?«, fragte sie. Es war das Letzte, was ein Vater in der Wohnung seiner Tochter sehen wollte, zumindest dachte ich das, bis Amy mir ein Magazin mit dem Titel *Neue Tierorgien* in die Hand drückte, was nun *wirklich* das Letzte war, was ein Vater in der Wohnung seiner Tochter sehen wollte. Das Heft war von 1974 und es roch, als hätte es die vergangenen Jahrzehnte im Dunkeln verbracht, nicht nur irgendwo versteckt, sondern in einer verschlossenen und in der Erde vergrabenen Truhe.

»Hast du jemals so was Schweinisches gesehen?«, fragte Amy, während ich noch zu perplex war, um zu antworten. Die Zeitschrift enthielt zwei längere Geschichten, man könnte auch Foto-Essays dazu sagen. Der erste handelte von einer Radfahrerin, die an einer verlassenen Windmühle Rast macht und einen, wie es in der Bildunterschrift hieß, »streunenden Collie« verführt. »Das ist niemals ein Streuner«, sagte Amy. »Guck dir nur das Fell an – da riecht man praktisch das Shampoo.«

Die zweite Geschichte war noch deprimierender und handelte von zwei Frauen, Inga und Bodil, die einen weißen Hengst stimulieren, zuerst mit den Händen und dann mit dem Mund. Es sollte offenbar wie der glücklichste Tag im Leben des Pferdes aussehen, aber wenn der Sex wirklich so gut war, hätte man erwartet, dass es nicht unbekümmert weiter fraß oder zumindest seine Augen irgendeine Regung zeigten. Stattdessen tat das Tier so, als ob die Frauen gar nicht vorhanden wären. Auf der nächsten Seite wurde der Hengst ins Schlafzimmer geführt, wo er auf dem Teppich stand und dumpf die Gegenstände auf der Kommode anstarrte: eine Haarbürste, eine umgekippte Haarspraydose, ein gerahmtes Foto von einem Mädchen, das einen Säugling im Arm hielt. Über der Kommode war ein Fenster ohne Vorhang, durch das man auf ein Feld und einen dahinter liegenden hohen Pinienwald sah.

Amy beugte sich vor und zeigte auf den unteren Rand des Bildes. »Sieh dir nur den Dreck auf dem Teppich an«, sagte sie, während ich in Gedanken schon viel weiter war.

»Grund Nummer eins, warum man einem Pferd im Schlafzimmer keinen blasen sollte«, sagte ich, obwohl dieser Punkt erst ein gutes Stück weiter unten auf meiner Liste kam. An vierter Stelle vielleicht, noch hinter dem Verlust der Würde, der Gefahr von Krankheiten und der Angst, die Eltern könnten jeden Moment in der Tür stehen.

Noch einmal mühten die beiden Frauen sich ab, dem Pferd eine Erektion zu verschaffen, dann vergnügten sie sich miteinander, offenbar in dem Glauben, es würde ihnen gerne dabei zusehen. Das musste nicht heißen, dass die beiden lesbisch waren – so wenig wie der Collie ein Streuner war –, aber ich stutzte trotzdem und musste an den Taxifahrer denken. »Ich bin nicht wie Sie«, hatte ich zu ihm gesagt. Und jetzt, eine halbe Stunde später, saß ich hier, in der einen Hand ein Glas und in der anderen ein Magazin, in dem zwei Frauen sich vor den Augen eines Hengstes befummelten. Natürlich waren die Umstände etwas anders. In meinem Glas war Scotch anstatt Whiskey. Es handelte sich um eine Zeitschrift und nicht um ein Video. Neben mir saß meine Schwester, und wir waren zwei gesittete Erwachsene, die sich lediglich amüsierten. Oder etwa nicht?

Aerial

Auf der letzten Kate-Bush-CD befindet sich ein Stück mit dem Titel »Aerial«, den Hugh eines Nachmittags hörte. In der Stadt liege ich ihm immer wegen der Lautstärke in den Ohren. »Die Nachbarn!«, sage ich. In der Normandie allerdings zieht diese Ausrede nicht, denn eigentlich bin ich derjenige, der sich gestört fühlt. Und zwar nicht so sehr durch die Musik, sondern durch die Texte, besonders dann, wenn ich am Schreibtisch sitze und nach einem Grund suche, mich abzulenken. Endet eine Zeile zum Beispiel mit dem Wort »Schall«, suche ich sofort nach einem entsprechenden Reim. »Fall«, denke ich, *halt, nein, es ist Weihnachten, »Stall«*. *Es muss »Stall« heißen.*

Liege ich richtig, schimpfe ich auf die Einfallslosigkeit des Songschreibers, und habe ich falsch geraten, auf seine vorsätzliche Irreführung, ein Ausdruck, den ich von meinem Verleger gelernt habe, der ihn für den Titel meines letzten Buches gebrauchte. Es ist ein Spiel, das man nur verlieren kann, und noch schlimmer wird es, wenn der Sänger bloß gegen den Lärm der Musik anbrüllt und man den Text nicht versteht. Dann fühle ich mich genervt *und* alt, die Sorte Sesselfurzer, die Sätze sagt wie: »Du und deine Rockmusik!«

Bestimmte Musik darf Hugh nicht hören, wenn ich im Haus bin, aber Kate Bush gehört nicht dazu, zumindest bis vor kurzem nicht. Das erwähnte Stück, »Aerial«, beginnt mit Vogelgezwitscher. Für Stadtbewohner mag das etwas Besonderes sein, aber draußen in der Normandie hört man nichts anderes: ein ständiges Zwitschern und Pfeifen, das zu bestimmten Jahreszeiten leiser wird, aber nie ganz verstummt. Gerade so, als würde man in einer Voliere wohnen. Zum Gesang der Lerchen und Schwalben kommt noch der Lärm der Gänse und Hühner von gegenüber. Sind alle schlafen gegangen, legen die Eulen los und krakeelen bis zum Morgengrauen, und das Spiel geht wieder von vorne los.

Der Song von Kate Bush lief etwa dreißig Sekunden, als wir ein seltsames Geräusch hörten. Wir drehten uns zum Fenster um und sahen einen Vogel, der mit dem Schnabel gegen die Scheibe pickte. Im nächsten Moment erschien vor dem benachbarten Fenster ein identischer Zwilling und fing ebenfalls damit an. Hätten sie ein- oder zweimal geklopft, hätte ich es für einen Zufall gehalten, aber die zwei hämmerten unverdrossen fort, beinahe wie Spechte. »Was ist in die gefahren?«, fragte ich.

Hugh suchte auf dem Cover der CD nach möglichen Hinweisen. »Vielleicht erzählen die Vögel auf der CD etwas von freier Verpflegung«, schlug er vor, doch für mich klang die Botschaft sehr viel düsterer: wie ein Aufruf zur Anarchie, wenn nicht gar zu Mord. Mancher mag das für verrückt halten, aber ich hatte mich umgehört und erfahren, dass Vögel ganz so harmlos nun auch nicht sind. Man nehme zum Beispiel

die Krähen, die jeden Winter in die umliegenden Weiden einfallen und den neugeborenen Lämmern die Augen aushacken. Sind sie wirklich so ausgehungert, dass sie unbedingt einem internationalen Symbol für Jugend und Unschuld das Augenlicht rauben müssen, oder sind sie einfach nur böse, eine Eigenschaft, die sie vielleicht mit den beiden Wesen vor unserem Fenster teilen?

»Was wollt ihr von uns?«, fragte ich, aber anstatt durch Klopfzeichen zu antworten, hüpfen sie erst einmal in den Blumenkasten und stärkten sich, bevor sie erneut auf die Scheiben losgingen.

»Irgendwann werden die schon müde«, sagte Hugh. Doch dem war nicht so, auch nicht als Wolken aufzogen und es zu regnen begann. Am späten Nachmittag waren sie immer noch zugange, pitschnass, aber immer noch wild entschlossen. Ich lag mit einem Kreuzworträtsel auf unserer Bettcouch und horchte auf das kratzende Geräusch von Federn auf Glas. Alle zwei Minuten legte ich meine Zeitung beiseite und lief quer durchs Zimmer. »Meint ihr, hier drinnen wäre es so toll?«, fragte ich. »Meint ihr, wir hätten etwas, das ihr unbedingt braucht?« Wenn ich mich dem Fenster näherte, flogen die Vögel davon, doch kaum hatte ich mich auf der Couch ausgestreckt, waren sie wieder da. »Also gut«, sagte ich, »wenn ihr unbedingt hereinwollt.«

Kaum standen die Fenster offen, verloren die beiden das Interesse. Also schloss ich sie wieder und wandte mich meinem Rätsel zu. Im gleichen Moment waren die Vögel wieder da und setzten ihren Angriff fort und ich sagte: »Also gut, wenn ihr unbedingt hereinwollt ...«

Einstein hat einmal gesagt, verrückt sein heißt, immer wieder das Gleiche zu tun und dabei unterschiedliche Ergebnisse zu erwarten. Ist es nun verrückter, sich immer wieder gegen ein geschlossenes Fenster zu werfen oder das Fenster immer wieder zu öffnen, in dem Glauben, der Angreifer werde hereinkommen, sich einmal umsehen und zufrieden verschwinden?

Ich dachte darüber nach, während ich in *Die Vögel dieser Welt* blätterte, einem Bestimmungsbuch so dick wie ein Lexikon. Nachdem ich etwas über den philippinischen Adler erfahren hatte – ein grausamer Räuber, der sich hauptsächlich von Affen ernährt –, identifizierte ich die beiden Wesen vor dem Fenster als Buchfinken. Die Größe kam ungefähr hin, fünfzehn Zentimeter vom Kopf bis zur Schwanzspitze, gestreckte Läufe, pinkfarbene Brust und gewellte weiße Streifen entlang der Flügel. Dem Buch entnahm ich, dass sie sich von Früchten, Körnern und Insekten ernährten. Einige überwintern in Indien oder Nordafrika, aber nirgendwo ein Hinweis, warum sie zu uns ins Haus wollten.

»Vielleicht haben sie das aus Afrika mitgebracht?«, überlegte ich laut. Und Hugh, der seine gesamte Kindheit und Jugend dort verbracht hat, sagte nur: »Was fragst du mich?«

Als die Sonne schließlich unterging, zogen die Vögel ab, aber am nächsten Morgen

waren sie pünktlich wieder zur Stelle. In den Pausen zwischen ihren unermüdlichen Anläufen und jämmerlichen Rückschlägen fielen sie über die Blumen im Blumenkasten her und verteilten ringsum Blütenblätter und Reste von Stängeln. Auf den Glasscheiben war neben den Kratzern auch so etwas wie Spucke zu erkennen, ein zäher Schaum, der sich bildet, wenn man richtig wütend ist.

»Und was machen wir jetzt?«, fragte ich.

Hugh schlug vor, sie einfach zu ignorieren. »Die wollen nur unsere Aufmerksamkeit.« Das ist sein Standardspruch für alles, von tobenden Kindern bis zu tief fliegenden Flugzeugen. »Sieh nicht hin, und sie verschwinden wieder«, riet er mir. Aber wie sollte ich nicht hinsehen?

Die Lösung schien, eine Art Vogelscheuche aufzustellen, was keine schlechte Idee ist, wenn man in der Stimmung dazu ist. Mein erster Versuch bestand aus einem umgekehrten Besen und einer Papiertüte, die ich über die Borsten stülpte und mit einem finsternen Gesicht bemalte. Als Haare nahm ich ein Knäuel Stahlwolle. Die Figur wirkte dadurch alt und kraftlos, wie ein übertrieben gebräuntes Mütterchen, das sich darüber ärgerte, keine Arme zu haben. Die Vögel fanden sie offenbar lustig und kicherten ein paar Mal. Dann nahmen sie Anlauf und warfen sich gegen die Scheibe.

Plan B war viel simpler, denn ich musste dazu lediglich auf den Dachboden, wo Hugh sein Studio eingerichtet hat. Vor einigen Jahren hatte er mehr aus Langeweile damit begonnen, Porträtfotos aus der Zeitung auszuschneiden und sie abzumalen. Die Bilder waren in unterschiedlichen Stilen gemalt, aber die für meine Zwecke am besten geeigneten sahen nach Mesopotamien aus und zeigten die Entführer des American Airline Flugs 11. Mohammed Atta passte genau in den Fensterrahmen, und die Wirkung war phänomenal. Die Vögel flogen auf, sahen in das Gesicht eines Terroristen und suchten kreischend das Weite.

Ich war äußerst zufrieden mit mir, als ich von hinter dem zugezogenen Vorhang neben dem Bücherregal ein dumpfes Klopfen hörte. Ein weiterer Gang nach oben, noch ein Hijacker, bis alle vier Fenster im Wohnzimmer gesichert waren. Als Nächstes konzentrierten die Vögel ihre Anstrengungen auf das Schlafzimmer, und ich musste einmal mehr nach oben.

Neben den CDs, die Hugh kauft wie andere Leute Süßigkeiten, besitzt er eine beachtliche LP-Sammlung. Die meisten stammen noch aus seiner Jugend und kamen gegen meinen Willen mit in die Normandie. »Led Zeppelin II«, Pink Floyds »Dark Side Of The Moon«: was auch immer in verschwitzten Studentenbuden gespielt wurde, er hat es. Wenn ich von meinem Fünf-Uhr-Spaziergang nach Hause komme, dröhnt mir von oben Toto oder Bad Company entgegen. »Stell den Mist ab«, brülle ich, aber natürlich kann Hugh mich nicht hören. Also muss ich nach oben, und da sitzt er dann vor seiner Staffelei, den einen Fuß fest am Boden und mit dem anderen den Takt zu irgendeinem Typen in Spandexhosen schlagend.

»Darf ich?«, sage ich.

Ich hätte nie gedacht, dass ich an seiner Musiksammlung einmal etwas finden

könnte, aber die Buchfinken haben dafür gesorgt. Was ich brauchte, waren LP-Hüllen mit lebensgroßen Köpfen. Ich fing bei »A« an und arbeitete mich Stück für Stück durch die übereinandergestapelten Boxen. Das Überraschende war, dass einige von Hughs Platten gar nicht mal so schlecht waren. »Ich wusste gar nicht, dass er die hat«, sagte ich und flitzte nach unten, um Roberta Flack im Schlafzimmerfenster auszustellen. Es war das Cover von »Chapter Two«. Während ich das Porträt der Sängerin sehr einladend fand, dachten die Vögel offenbar anderes darüber und flogen weiter zu dem Zimmer, das früher einmal der Melkraum gewesen war. In die Fenster dort kamen Bob Dylan, Bruce Springsteen, Joan Armatrading und Donna Summer, die wohl ihre Schwächen hat, aber einen Buchfinken in Todesangst versetzen kann.

Vom Melkraum zog das Paar vor mein Arbeitszimmer, wo Janis Joplin und ich schon auf sie warteten. Bonnie Raitt und Rodney Crowell standen schon bereit, falls es Probleme mit den Oberlichtern geben sollte, aber seltsamerweise schienen die Vögel sich nicht dafür zu interessieren. Horizontale Flächen waren nicht ihr Ding, also flogen sie weiter zum Bad.

Bis zum späten Nachmittag waren sämtliche Fenster zugestellt. Die dunklen Wolken vom Vortag waren weitergezogen, und ich konnte einen Spaziergang ins Nachbardorf machen. Mein üblicher Rundgang führt an einem verputzten Haus vorbei, in dem ein gebrechliches altes Paar wohnt. Über Jahre hielten sie Kaninchen, aber im letzten Sommer verspeisten sie die Tiere entweder, was in dieser Gegend ganz normal ist, oder sie ließen sie laufen, was noch nie vorgekommen ist. Anschließend verschwand der Stall, und an seiner Stelle entstand ein grob zusammengehauener Holzschuppen. Einige Monate später stand ein Drahtkäfig vor der Tür. Er war gerade groß genug für ein Nagetier, aber anstatt eines Meerschweinchens sperrten sie zwei ausgewachsene Elstern darin ein. Das sind stattliche Vögel, fast so groß wie Krähen, und der Käfig ist viel zu klein für sie. Anders als Sittiche, die sich irgendwann mit ihrer Gefangenschaft abfinden, suchen die Elstern unablässig nach einem Weg nach draußen und rennen im Käfig hin und her, als ständen sie in Flammen, oder schlagen mit ihren Köpfen gegen das Drahtgeflecht über ihnen.

Ihre Verzweiflung ist ansteckend. Wenn ich sie sehe, schlägt mein Herz gleich schneller. Eingesperrt zu sein, ist eine Sache, aber gar keine Vorstellung von Gefangenschaft zu besitzen und nicht zu begreifen, dass jede Auflehnung zwecklos ist, muss die wahre Hölle sein. Die Elstern deprimieren mich jedes Mal so sehr, dass ich mich frage, wie ich den Rest des Weges schaffen soll. Schließlich stehe ich dann doch vor unserem Haus, und es ist immer wieder ein freudiger Anblick, besonders in letzter Zeit. Gegen sieben erstrahlt die Westwand unseres Hauses in der Abendsonne, und aus den Fenstern leuchten einem die Gesichter zweier Hijacker und eines halben Dutzends Liedermacher entgegen. Einige lächeln, als würden sie sich freuen, mich zu sehen, andere starren mit leerem Blick in die Ferne, als würden

sie einer Musik lauschen oder lustlos darauf warten, dass irgendetwas geschieht.

Der Mann in der Hütte

Durch unser Dorf in der Normandie führt eine einzige Straße, und je nachdem, aus welcher Richtung man kommt, passiert man zuerst oder zuletzt ein eingeschossiges Haus – eigentlich mehr eine Baracke – aus Betonziegeln. Das Dach ist mit Wellblech gedeckt, und über dem Eingang hängt eine aus verwitterten grünen und grauweißen Plastikteilen zusammengeflückte Markise. Der Bau ist so hässlich, dass das Schild »Betreten verboten« wie eine Beleidigung wirkt. »Als ob«, sagen die Leute. »Also wirklich.«

Die Hütte wurde von einem Mann erbaut, den ich Jackie nennen will. Er lebte darin mit seiner Frau und ihrer erwachsenen, geistig behinderten Tochter Clothilde. An Sommerabenden nach dem Essen zog die Frau ihrer Tochter einen Schlafanzug und einen Bademantel an und spazierte mit ihr entweder durchs Dorf oder in die entgegengesetzte Richtung, wo die Straße in einer Reihe unübersichtlicher Kurven ansteigt. Je nach Wetterlage trug Clothilde Hauspantoffeln oder Gummistiefel, die ihr bis über die Knie reichten und sie zu einer Art Stehschritt zwangen. Von den Nachbarn wusste ich, dass sie eine Sonderschule besuchte, aber ich denke, es war eine Werkstatt für Behinderte, wo sie einfache Arbeiten verrichtete.

Ich habe sie nie sprechen gehört, aber sie gab bestimmte Laute von sich. Es mag widersprüchlich klingen, aber sollte ich das, was aus ihrem Mund kam, beschreiben, würde ich es ein heiteres Jammern nennen, nicht bedrückend, sondern tatsächlich fröhlich.

Ich kann nicht sagen, dass ich mit Clothilde befreundet war, aber ich war froh, sie in der Nachbarschaft zu haben. Ebenso wie ihre Mutter und ihren Stiefvater: die ganze Familie.

Jackie hatte etwas mit seinem Bein und lief nie weiter, als er unbedingt musste. Er fuhr einen Lieferwagen, der so winzig und so leise war, dass man ihn für ein Spielzeugauto halten konnte, und oft, wenn ich zu Fuß unterwegs im Dorf war, hielt er an und lud mich ein mitzufahren.

Auf einer dieser Fahrten versuchte er mir zu erklären, dass er eine Metallplatte in seinem Kopf hatte. Mein Französisch war zu der Zeit nicht besonders gut, und dass er immer wieder auf seine Schläfe und die Klappe vom Handschuhfach zeigte, verunsicherte mich bloß noch mehr. »Sie haben das Handschuhfach erfunden? Ihr Handschuhfach kann denken? Tut mir leid ... ich ... ich verstehe Sie nicht.«

Später erfuhr ich, dass Jackie, als er noch ein Junge war, in einem Feld eine nicht explodierte Handgranate gefunden hatte. Er hatte den Splint gezogen und sie weggeworfen, allerdings nicht weit genug; deshalb die Metallplatte und das kaputte Bein. Auch sein Gehör hatte etwas abbekommen, und seine Augen waren von dunklen Ringen und einem Kranz feiner Narben umgeben. Mit seinem

Bürstenhaarschnitt, der eingedellten Stirn und dem leicht vorstehenden Unterkiefer hätte man bei entsprechender Größe Angst vor ihm bekommen, aber tatsächlich war er ein halber Zwerg, allerhöchstens einsechzig groß. Wenn die Dorfbewohner von Jackie sprachen, benutzten sie Wörter wie »langsam« und »sanftmütig«. Deshalb schien es so unglaublich, als die Polizei die schäbige Hohlziegelhütte stürmte und ihn festnahm. Der eine oder andere sprach mit dem Ortsvorsteher, und binnen einer Stunde wussten alle, dass Jackie verdächtigt wurde, die Enkelkinder seiner Frau, die sechs und acht Jahre alt waren, eine Stunde entfernt wohnten und gelegentlich zu Besuch kamen, sexuell missbraucht zu haben. Es wurde sogar spekuliert, er könnte auch Clothilde missbraucht haben, doch konnte ich mir das einfach nicht vorstellen. Hugh sagt, ich will es mir nicht vorstellen, und ich antworte ihm, so ist es – ich will es nicht. Sie und ihre Mutter zogen kurz nach Jackies Verhaftung aus dem Dorf fort, und ich habe keine von beiden je wiedergesehen.

Nachdem sich niemand mehr darum kümmerte, wurde das schäbige Haus noch unansehnlicher. Unsere Nachbarn von gegenüber beschwerten sich oft über diesen Schandfleck, und während ich ihnen stillschweigend recht gab, ärgerte ich mich über mein miserables Französisch. Mein passiver Wortschatz hatte sich zwar verbessert, und ich verstand beinahe alles, was man mir sagte, aber wenn es ans Reden ging, war ich wie gelähmt (und bin es auch heute noch). Eine Möglichkeit wäre, mehr unter Leute zu gehen, allerdings sehe ich dafür im Augenblick wenig Chancen. Klingelt das Telefon, mache ich darum einen großen Bogen. Klopft ein Nachbar an die Tür, hechte ich ins Schlafzimmer oder verstecke mich hinter dem Sofa, bis er wieder fort ist. Wie anders wäre es, denke ich, wenn ich mich wie Jackie nicht mehr verstecken könnte.

Wie rau das Leben im Gefängnis in anderer Hinsicht auch ist, zum Erlernen einer Fremdsprache ist es der ideale Ort – ein völliges Eintauchen in die Sprache, und den neuesten Slang lernt man noch vor den Leuten draußen. Anders als in meinem Sprachkurs würde man hier bei den Verben vermutlich zuerst mit der Befehlsform beginnen: »Bück dich«, »Heb auf« – Beispiele dieser Art. Dennoch hätte man seine kleinen Unterhaltungen. In der Cafeteria, im Aufenthaltsraum oder im Werkraum, wenn es so etwas in französischen Gefängnissen gibt, was ich doch annehme. »Sag mal, Jean-Claude, wie findest du die Glasur meines formschönen Krugs?«

Bei mir würde die Frage etwa lauten: »Sag mal, Jean-Claude, wie findest du ... den Krug?«

»Glasur« ist eines dieser Wörter, die nicht besonders schwer zu lernen sein dürften, genau wie »formschön«. Ich kann mir Nomen und Adjektive sogar recht gut merken, aber wenn es darum geht, die Glasur auf den formschönen Krug aufzutragen, komme ich ins Schleudern. Im Englischen ist das kein Problem – »Ich trage das auf das« –, aber im Französischen schießt man sich bei solchen Konstruktionen ins Knie. Ich müsste etwa sagen: »Gefällt dir die Glasur, die der

formschöne Krug durch mich bekommen hat?« oder »Gefällt dir der formschöne Krug mit der Glasur, die ich zuvor aufgetragen habe?«

Für mich wäre es vermutlich der sicherste Weg, den Satz in drei Einzelteile zu zerlegen:

»Sieh dir den formschönen Krug an.«

»Gefällt dir die Glasur?«

»Das habe ich gemacht.«

Wenn ich so viel Zeit in Gespräche mit unseren Nachbarn investierte, wie ich mir Unterhaltungen im Gefängnis-Werkraum ausmale, könnte ich längst fließend Französisch und brauchte mir keine Ausflüchte mehr auszudenken. Wenn mich stattdessen jemand fragt, wie lange ich in Frankreich lebe, frage ich mich, ob es tatsächlich möglich ist, vor Scham im Boden zu versinken. »Ich bin viel unterwegs«, sage ich immer. »Zweieinhalb Monate in Amerika, mindestens einen in England, manchmal auch länger.«

»Schon gut, aber wie lange sind Sie jetzt schon in Frankreich?«

»Wie bitte?«

»Ich fragte: ›Wie. Lange. Sind. Sie. Jetzt. Schon. In. Frankreich?‹«

»Ich mag Hühnchen«, sage ich dann, oder »Große Bienen können gefährlich werden«, bloß um das Thema zu wechseln.

Ich brauchte einen richtigen Bekannten, und den fand ich schließlich in Jackie. Natürlich war das nach seiner Entlassung aus der Haft. Er war drei Jahre fort gewesen, als ich eines Tages an seiner Hütte vorbeilief und ein Paar kleine schwarze Socken an der Wäscheleine baumelten.

»Was glauben Sie, wem die gehören?«, fragte ich die Frau von gegenüber, die ein ungewöhnlich angewidertes Gesicht zog und sagte: »Was glauben Sie denn?«

Ich hätte gedacht, Jackie würde genau wie seine Frau und seine Stieftochter fortziehen und irgendwo von vorne anfangen, aber offenbar kannte er niemanden und hatte dafür auch kein Geld. Nachdem er seine Socken aufgehängt hatte, nahm er Rechen und Hacke und fing an, seinen Rasen in Ordnung zu bringen. Es war seltsam. Wäre in Amerika ein Sexualstraftäter aus der Haft entlassen worden, hätte es ein Mordsaufsehen gegeben. Hier jedoch blieb alles ganz friedlich. Soweit ich das mitbekam, gab es keine eigens einberufene Bürgerversammlung, aber es galt als ausgemacht, dass niemand mit dem Mann reden oder ihn auch nur ansehen würde. Man würde so tun, als existiere er nicht, und mit etwas Glück würde er über kurz oder lang verschwinden.

Etwa eine Woche nach seiner Rückkehr ging ich an seiner Hütte vorbei und sah ihn hinter dem Gartentor stehen und mit der Spitze eines Stocks im Boden herumstochern. Jackie war immer freundlich zu mir gewesen, und als er aufsah und guten Tag zu mir sagte, antwortete ich mit einer der Redewendungen, die ich vor Jahren in meinem Französischkurs gelernt hatte: »Ich freue mich, Sie wiederzusehen«, sagte ich. Dann gab ich ihm die Hand.

»Warum hast du das gemacht?«, wollte Hugh nachher wissen. »Na, was hätte ich denn tun sollen? Einfach weitergehen, wenn jemand guten Tag sagt und mir seine Hand entgegenstreckt?«

»Wenn es jemand ist, der sich an Kindern vergeht, schon«, sagte er. Doch hätte ich nur zu gern gesehen, wie er sich in dieser Situation verhalten hätte.

Einige Jahre später, nachdem Jackie an Krebs gestorben war und sein Garten, den er so sorgsam gepflegt hatte, mit Unkraut überwuchert war, hielt ich an einer amerikanischen Universität eine Rede anlässlich einer Promotionsfeier.

Nach der Rede folgte ich einer Schar von Dekanen und namhaften Professoren zum Haus des Präsidenten, wo ein bekannter Politiker auf mich zutrat, mir die Hand entgegenhielt und sagte: »Ich möchte Ihnen nur sagen, wie sehr mir Ihr Vortrag gefallen hat.«

Nun ist es so, dass ich nicht einfach bloß andere Überzeugungen als dieser Politiker vertrete. Ich verachte den Mann. Ich verabscheue ihn. Wenn ich mit meinen Freunden über ihn rede, könnte man meinen, es ginge um den Teufel höchstpersönlich. Speichel sammelt sich in unseren Mundwinkeln, wenn wir über ihn, seine Partei und alle anderen herziehen, die wir zu seinen Befürwortern und Spießgesellen zählen.

Ich hatte nicht gewusst, dass dieser Politiker an dem Festakt teilnehmen würde; ich drehte mich um und plötzlich stand er da, genau wie ich in einem dieser weiten Talare, wie zwei Zaubermeister.

»Ich wollte Ihnen nur sagen, wie sehr mir Ihr Vortrag gefallen hat.« Zauberte ich ihm dafür die Blattern an den Hals? Spuckte ich ihm ins Gesicht oder wandte ich ihm einfach den Rücken zu?

Natürlich nicht. Vor allen Umstehenden blickte ich ihm ins Gesicht und sagte: »Oh, vielen Dank.« Und weil er seine Hand ausgestreckt hatte, nahm ich sie, genau wie Jackies ausgestreckte Hand nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis.

Nach der Feier sagte ich zu Hugh: »Aber ich hab's nicht gerne gemacht. Okay, ich habe ›Oh‹ und ›Vielen Dank‹ gesagt, aber jeder, der mich kennt, weiß, dass das nur gespielt und der Dank gar nicht echt war.«

»Na«, sagte Hugh, »ich denke, dem hast du's gegeben.«

Hätte der Politiker in meiner Nachbarschaft gewohnt, wäre ich vielleicht weggezogen. So sehr hätte mich die Geschichte angewidert, aber Jackie, weil er eine Metallplatte im Kopf hatte und man einen Magneten an seine Schläfe halten konnte, der nicht herunterfallen würde, erweckte eher Mitleid als Zorn, zumindest ging es mir so. Ich legte es nicht darauf an, an seiner Hütte vorbeizukommen, aber genauso wenig versuchte ich, einen großen Bogen darum zu machen. War er zufällig im Garten, grüßte er, und ich grüßte zurück oder sagte: »Angenehmes Wetter heute« oder sonst eine passende Redewendung. Auf diese Weise – ein Wort hier, ein Winken dort – zog der Sommer langsam dahin, und Jackie begann, mich als seinen

Freund zu betrachten. Eines Nachmittags bat er mich durch das Gartentor auf sein Grundstück, um mir seine Tomatenpflanzen zu zeigen.

»Nun«, sagte ich und sah mich um, ob irgendwelche Nachbarn uns beobachteten. Als niemand zu sehen war, schob ich den Riegel zur Seite und sagte: »Aber ja, gerne.«

In den Jahren im Gefängnis waren Jackies ursprünglich braune Haare grau geworden. Seine Augen waren stumpf und hatten noch dunklere Ringe bekommen, doch sein ehemals starkes Hinken war beinahe verschwunden. Offenbar hatte er im Gefängnis eine neue Hüfte bekommen und konnte nach der Operation sehr viel besser laufen. »He«, sagte er und zeigte hinter sich auf die offen stehende Haustür: »Möchten Sie ... hereinkommen und sich meine Röntgenbilder ansehen?«

Später erklärte ich Hugh: »Sagst du zu jemandem: ›Nein, ich möchte keine Aufnahmen von Ihrem Inneren sehen?‹ Natürlich nicht. Wie könnte man auch?«

Die Hütte war viel gemütlicher, als ich mir vorgestellt hatte. In der Küche sah ich die gleichen Dinge wie in den Häusern unserer Nachbarn: ein Kalender von der Post, auf dem ein Kätzchen abgebildet war, ein an der Wand hängender Kupfertopf, in den eine Uhr eingebaut war, eine Sammlung von Salz- und Pfefferstreuern in der Form von Schlössern, Bauern oder Holzschuhen. Der Raum war hübsch und sauber und roch nach einem Spülmittel mit Wassermelonenduft. Von der Küche aus konnte ich ins Schlafzimmer sehen, wo eine ganze Batterie Medikamente ordentlich aufgereiht auf der Frisierkommode lag. Ein kleines Radio. Ein kleiner Fernseher. Ein kleiner Sessel – es sah aus wie die Wohnung eines Trolls.

Jackies Röntgenbilder waren so groß wie Badematten, und er wusch und trocknete zuerst seine Hände, bevor er sie aus ihren Umschlägen zog und mir hinhielt. Wenn mir jemand ein Foto von seiner Frau oder seinen Kindern zeigt, bin ich um entsprechende Komplimente nicht verlegen. »Wie niedlich!«, sage ich dann, oder: »Ganz der Vater«, »Was für hübsche Augen«, »Was für ein entzückendes Lachen«.

Eine künstliche Hüfte war da schon eine Herausforderung, und ich schlug mich abwechselnd mit »Der Nagel gefällt mir« oder einfach nur »Autsch!« durch. Etwa bei der fünften Aufnahme sah ich durch einen klaren Flecken Plastik über den Vorgarten hinweg auf die Hügel jenseits der Straße, wo ein anderer Nachbar seine Schafsweide hat. Die Herde war am Vormittag geschoren worden, und die Tiere, die ich sah, schienen sich auf eigenartige Weise bewusst, wie jämmerlich und schutzlos sie aussahen.

»Ich muss gehen«, sagte ich, worauf Jackie wie alle guten Nachbarn auf der Welt erwiderte: »Ach, bleiben Sie doch noch. Ich wollte uns gerade einen Kaffee machen.«

Einige Wochen später bat er mich zu sich herein, um mir seinen Personalausweis zu zeigen.

»Oh, ich möchte Ihnen keine Umstände machen.«

»Ganz und gar nicht«, sagte er, und zwei Minuten später saß ich bei ihm am Küchentisch. Der Ausweis steckte in einer leuchtenden Plastikmappe, die einem kleinen Mädchen gehören konnte. Vorne war ein Pony abgebildet, dessen Mähne von einer ganzen Schar hilfsbereiter Marienkäfer geflochten wurde.

Ich glaube, ich sagte: »Na, dann lassen Sie mal sehen.« Jackie schlug die Mappe auf und nahm seinen Ausweis heraus, ein kleines Farbfoto, das mit Metallösen auf ein Stück Kartonpapier genietet war. Wie bei den Röntgenaufnahmen wusste ich nicht recht, was ich sagen sollte. Geburtsdatum, Größe, Augenfarbe. Auf irgendetwas war er offenbar stolz, nur wusste ich nicht, was.

»Sehen Sie«, sagte er. »Hier unten.« Er zeigte auf eine Ecke, und ich sah, dass er offiziell als schwerstversehrte Person eingestuft war. Der Zusatz »schwerst« war mir neu, aber den Rest kannte ich von Fahrten mit der Pariser Metro. »Plätze reserviert für ältere und im Krieg versehrte Personen« stand auf den Schildern. Das Wort klingt viel stärker als »verwundet« oder »behindert« und ich kann mir vorstellen, wenn wir es bei uns in den Staaten einführen, würde die Zahl der Freiwilligen in der Armee mindestens um die Hälfte sinken.

Als Schwerstbehinderter durfte Jackie in allen Zügen verbilligt fahren. »Mit der Metallplatte hatte ich fünfzig Prozent Nachlass, aber jetzt, nach der Hüftoperation, sind es fünfundsiebzig Prozent«, erklärte er mir. »Und zwar sowohl für mich als auch für eine Begleitperson. Fünfundsiebzig Prozent Rabatt!«

Ich gab ihm seinen Ausweis zurück. »Das ist eine echte Vergünstigung.«

»Wissen Sie«, sagte er, »wir sollten zusammen einen Ausflug machen. Rüber in die Bretagne, runter nach Marseille – wohin wir wollen.«

Es dauerte einen Moment, bis sein »wir« angekommen war, und einen weiteren, bis ich die passende Antwort hatte. »Das wäre ... etwas«, sagte ich schließlich und dachte später, dass ich zumindest nicht gelogen hatte. Es *wäre* tatsächlich etwas. »Wo ist David?«, würden die Nachbarn fragen. Und Hugh würde sagen: »Ach, der ist mit Jackie unterwegs. Sie wissen ja, wie die beiden sind. Gibt man denen fünfundsiebzig Prozent Rabatt auf die Fahrscheine, kennen sie kein Halten mehr.«

Erst nachher, als ich wieder auf der Straße war, empfand ich sein Angebot als unverschämt. Wie kam Jackie auf den Gedanken, ich wollte mit ihm verreisen? Glaubte er etwa, dass mich die Fahrscheinermäßigung reizte, oder dachte er, wie gewisse andere Leute, dass wir zwei zusammengehörten, dass der Homosexuelle und der Pädophile quasi Cousins wären, wie Strauß und Emu? Normalerweise mache ich mir über solche Dinge keinen Kopf, aber in einem kleinen Dorf kommt man manchmal schon ins Grübeln. Warum sagten unsere Nachbarn zur Linken, ein LKW-Fahrer und seine Familie, nie mehr als nur guten Tag zu uns, obwohl wir seit Jahren Haus an Haus wohnen? Und dann der Mann zwei Häuser weiter, der mich einmal nachmittags auf der Straße ansprach und mich fragte, wo ich schlief. »Ich war bei Ihnen im Haus, und da habe ich nur ein Schlafzimmer gesehen«, sagte er.

Der gleiche Mann band allerdings auch eine Ziege an einen Baum hinter seinem Haus an und ließ sie verhungern, sodass man seine Frage auf Geistesgestörtheit zurückführen konnte. Genau wie die von Jackie auf seine Einsamkeit. Ich ging zwar noch gelegentlich an seinem Haus vorbei, aber nach der Geschichte mit dem Personalausweis reduzierte ich meine Spaziergänge auf zweimal und zuletzt einmal die Woche. Ende August reiste ich nach Schottland. Bei meiner Rückkehr empfing mich Hugh sehr gereizt am Bahnhof. »Was hast du?«, fragte ich, worauf er wie aus der Pistole geschossen antwortete: »Frag doch deinen kleinen Freund.«

Nach und nach brachte ich heraus, dass Jackie während meiner Abwesenheit nach mir gefragt hatte. Er hatte an unsere Tür geklopft und in seiner polternden Bauerstimme gefragt, ob er David zum Spielen abholen könne. Das waren nicht seine genauen Worte, aber Hugh nach hätten sie es sehr wohl sein können. Nicht alle im Dorf hatten gesehen, wie der Pädophile an unserer Haustür nach mir fragte, aber die, die es mitbekamen, hatten gute Verbindungen, und in Windeseile hatte sich die Geschichte herumgesprochen.

Von diesem Tag an lief ich nur noch mit Kopfhörern an Jackies Hütte vorbei. Vielleicht rief er nach mir, aber ich hörte es nicht und sah auch nicht in seine Richtung. Das lief drei Jahre lang so, bis ich ihn mehr oder weniger vergessen hatte. Wir redeten erst wieder miteinander, nachdem er seine Diagnose erhalten hatte. Der Krebs, so hörte ich, hatte seine Speiseröhre befallen und breitete sich von dort langsam und gnadenlos aus. Wenige Monate später war er nur noch ein Schatten seiner selbst, das Gesicht eingefallen, die Hose mit einem Stück Seil hochgebunden. Eine Woche vor seinem Tod sah ich ihn auf den Stufen vor seinem Haus. Als ich die Hand zum Gruß hob, signalisierte er mir, durchs Gartentor zu kommen, und wir gaben uns zum letzten Mal die Hand. Ich fragte mich, ob der Krebs seine Ermäßigung bei der Bahn erhöht hatte und er jetzt noch mehr als fünfundsiebzig Prozent bekäme, aber danach zu fragen war zu kompliziert für jemanden wie mich. Außerdem wollte ich nicht, dass er die falschen Schlüsse daraus zog.

Von Mäusen und Menschen

Ich habe immer Leute bewundert, die ein Gespräch beginnen können, ohne es an sich zu reißen. Meine Freundin Evelyn zum Beispiel. »Hallo, freut mich, Sie zu sehen«, und dann wartet sie einfach, was kommt.

Möchte ihr Gesprächspartner über Pflanzen reden, erwähnt sie vielleicht die eine oder andere bei sich zu Hause, aber niemals angeberisch, sondern im Ton freudiger Überraschung, als hätten ihre Wohnzimmerpalme und die ihres Gegenübers zufällig die gleiche Highschool besucht. Das Geheimnis ihres sozialen Erfolgs ist ihr aufrichtiges Interesse, vielleicht nicht an allen Themen, aber an allen Leuten.

Ich bilde mir ein, diese Eigenschaft ebenfalls zu besitzen, aber im Umgang mit Fremden werde ich schnell nervös und suche Zuflucht bei einem Vorrat zurechtgelegter Geschichten.

Manche habe ich selbst erlebt oder kenne sie vom Hörensagen, aber genauso viele habe ich aus der Zeitung: ein Artikel über eine depressive Frau aus Delaware, die sich am 29. Oktober an einem Baum erhängte und irrtümlich für Halloween-Deko gehalten wurde. Oder die Meldung, dass es in New Jersey gesetzlich verboten ist, einem Affen eine Zigarette anzubieten. Jede dieser Geschichten ist auf ihre Weise tragisch und hinterlässt im Kopf des Zuhörers ein ausdrucksstarkes Bild: eine tote Frau, die vor einem Hintergrund aus scharlachrotem Laub an einem Strick baumelt. Ein Zoowärter, der einem Affen eine geöffnete Packung Marlboro hinhält. »Nur zu«, flüstert er. »Nimm dir eine.«

Und dann ist da die Geschichte, die jemand aus Neuengland aus der Lokalzeitung ausgeschnitten und mir zugeschickt hat. Es geht darin um einen einundachtzigjährigen Mann aus Vermont, dessen Haus von einer Mäuseplage heimgesucht wurde. Das Haus wurde nicht näher beschrieben, aber in meiner Vorstellung besaß es zwei Stockwerke und lag einsam an einer Landstraße. Außerdem gab ich ihm einen weißen Anstrich, was nicht weiter wichtig ist, aber irgendwie hübsch dazu passte. Das Haus des Pensionärs war also voller Mäuse, und als er es nicht länger ertragen konnte, räucherte er sie aus. Die Mäuse flüchteten in den Garten und versteckten sich in einem Laubhaufen, der unter ihrem Gewicht leise knisterte. Der Mann dachte, nun hätte er sie, und zündete den Laubhaufen an. Kurz darauf sah er, wie eine einzelne brennende Maus zurück in den Keller flitzte und das ganze Haus niederbrannte.

Ich bekam den Zeitungsausschnitt im Frühjahr 2006 zugeschickt, als ich gerade meine Sachen für eine Reise in die USA packte. Ich musste noch einige Hemden bügeln und Texte zusammenstellen, aber bevor ich mich daranmachte, schrieb ich dem Mann aus Neuengland einen kurzen Dankbrief und teilte ihm mit, der Artikel hätte mir unerwartete Perspektiven eröffnet. Ich erwähnte nicht, dass ich auf meiner

bevorstehenden Reise reichlich Gebrauch davon zu machen gedachte, denn wie sollte man mit einer solchen Geschichte danebenliegen? Sie schien mir geradezu perfekt, und ich konnte es kaum erwarten, sie bei der erstbesten Gelegenheit in die Unterhaltung einzuflechten. »Wo wir gerade von einundachtzigjährigen Pensionären sprechen ...«, hörte ich mich sagen.

Sechs Monate zuvor hatte ich Gespräche immer mit der Geschichte von der Stripperin begonnen, die an Quadriplegie erkrankt und so schlimm wund liegt, dass sie ihre Vagina verliert. Es erforderte einiges Fingerspitzengefühl, den richtigen Aufhänger zu finden, aber wenn ich das hinbekommen hatte, sollte die Geschichte mit der brennenden Maus kein Problem sein.

Meine erste Chance bekam ich im Taxi in New York auf der Fahrt vom JFK zu meinem Hotel in den West Eighties. Der Fahrer war zehn bis fünfzehn Jahre älter als ich, in Amerika geboren und hatte einen kahl rasierten Schädel. Es gibt Leute, die damit durchkommen, aber bei ihm sah es so aus, als hätte jemand seinen Schädel mit einem Hammer bearbeitet, und zwar schon vor geraumer Zeit, sodass weder Blut noch Prellungen, dafür jede Menge Beulen zu sehen waren. Wir kamen ins Gespräch, und nachdem ich ihm erzählt hatte, dass ich in Paris lebte und mir anschließend von ihm anhören musste, die Franzosen seien alle Snobs und Schlappschwänze, sah ich meine Gelegenheit. »Wo wir gerade von Ratten oder artverwandten Tieren reden ...«

Ich dachte, ich hätte meine Sache gut gemacht, aber als ich mit der Geschichte zu Ende war, gab sich der Taxifahrer wenig beeindruckt und fragte nur: »Und was dann?«

»Wie meinen Sie das?«

»Na ja, hat der Typ den Schaden von der Versicherung ersetzt bekommen? Konnte er noch ein paar Sachen aus dem Haus retten?«

Wie sollte ich ihm erklären, dass es in der Geschichte nicht um den Hausbesitzer ging? Er kam zwar darin vor, aber das sich einprägende Bild ist das der brennenden Maus, diese wild entschlossene kleine Fackel, die zurück ins Haus flitzt und es in Flammen aufgehen lässt. Was danach passiert, ist nicht weiter bedeutend. Deshalb stand in dem Artikel auch nichts davon.

Ich setzte dies dem Fahrer so behutsam wie möglich auseinander, und er antwortete mit einem T-Shirt-Slogan: »Das gibt's nur in New York.«

»Aber es war nicht in New York«, sagte ich. »Haben Sie nicht richtig zugehört? Es ist in Vermont passiert, draußen auf dem Land, wo die Leute eigene Häuser und Laubhaufen in ihren Gärten haben.«

Der Mann zuckte die Schultern. »Hätte auch hier passieren können.«

»Ist es aber nicht«, wiederholte ich.

»Ach, man kann nie wissen.«

Okay, Klotzkopf, dachte ich, du hast gerade dein Trinkgeld verspielt. Die Sache mit den Franzosen hätte ich dir verziehen, aber »Das gibt's nur in New York« und »Hätte

auch hier passieren können« kosten dich satte fünf Dollar. Pech gehabt.

Natürlich bekam er zuletzt doch sein Trinkgeld. Aber bevor ich es ihm in die Hand drückte, zerriss ich den Schein praktisch in zwei Hälften. Ich glaube, das nennt man passive Aggression.

Ich war zu einer sogenannten Vortragsreise in Amerika eingeladen, was lediglich heißt, dass ich laut vorlesen musste. Mein erster Termin war in New Jersey, und da ich selbst kein Auto fahre, schickte der Veranstalter ein Miettaxi, das mich vor meinem Hotel abholte. Am Steuer saß ein Schwarzer in Anzug und Krawatte, der sich als Mr. Davis vorstellte. Er war mindestens siebzig, und als er die Sonnenblende herunterklappte, sah ich, dass er lange, spitz gefeilte Fingernägel hatte, die mit klarem Nagellack lackiert waren. Über jedem Knöchel glänzte ein Ring, und an seinem Handgelenk hing neben seiner Uhr ein dünnes Goldkettchen.

Ich wollte gleich mit meiner Mäusestory loslegen, aber bevor ich auch nur ein Wort sagen konnte, setzte Mr. Davis zu einem eigenen Vortrag zum Thema »Verkehrssituation vis-à-vis Verkehrsfluss« an. Er redete affektiert und im Tonfall eine Predigers, wie Gott aus den Wolken zu Moses, nur eben schwul. Nachdem er mir erklärt hatte, nur Verrückte würden in Manhattan mit dem Wagen fahren, ließ er sich an den Fahrern der benachbarten Fahrzeuge aus. Die Frau neben uns war ein Armleuchter. Der Mann vor uns ein Blödmann. Lauter Dämel, Deppen, Dummköpfe und Dussel: Man hätte meinen können, er habe ein Wörterbuch auf dem Schoß liegen und ginge die Einträge alphabetisch durch. Er regte sich über einen Taxifahrer auf, der sein Handy am Ohr hatte, zog dann sein eigenes aus der Tasche und hinterließ eine wütende Nachricht für den Mann in der Zentrale, der ihm diesen Schlamassel eingebrockt hatte.

Die halbe Fahrt durch Manhattan schimpfte und brummelte Mr. Davis vor sich hin, bis wir zur Canal Street kamen und er auf die Lücke in der Skyline zeigte. »Sehen Sie da«, sagte er. »Dort stand das World Trade Center.«

Aus Höflichkeit tat ich so, als sei die Information neu für mich. »Was Sie nicht sagen!«

Mr. Davis blickte nach Süden und strich sich einen Fussel von der Schulter. »11. September 2001. Ich war an dem schicksalhaften Morgen da und werde es mein Lebtag nicht vergessen.«

Ich beugte mich in meinem Sitz vor. »Wie war es?«

»Laut«, sagte Mr. Davis.

Man hätte etwas mehr Details erwartet, aber es kamen keine, also fragte ich nach, was er dort gemacht habe.

»Ich hatte einen Geschäftstermin mit einer Import/Export-Gesellschaft«, erklärte er. »Damals habe ich in der Branche gearbeitet, aber nach dem 11. September war es damit vorbei. Sie können heute nichts mehr verschiffen, zumindest können sie kein Geld damit verdienen.«

Ich fragte, was er importiert habe, und er antwortete: »Raten Sie mal.« Ich sah

hinüber zum Wagen neben uns.

»Ähm. Kleine Stofftiere?«

»Die waren auch dabei«, sagte er. »Aber mein eigentliches Geschäft waren Kleidung und Elektronik.«

»Dann sind Sie viel herumgekommen?«

»Und ob«, sagte er. »Mehrums um die ganze Welt.«

»Waren Sie auch in China?«

Er antwortete, er sei so oft dort gewesen, dass er es gar nicht mehr zählen könne, und als ich fragte, was er gesehen habe, ließ er den Wagen einige Zentimeter vorrollen und sagte: »Jede Menge Leute, die Reis essen, vorwiegend aus Schalen.«

»Mensch!«, sagte ich. »Das ist also tatsächlich so! Und was ist mit Indien? Da wollte ich immer einmal hin.«

»Was glauben Sie denn, was Sie da zu sehen kriegen?«, fragte Mr. Davis. »Arme Menschen? Chaos? So viel Müll, dass Sie es kaum ertragen können?«

Als ich ihm sagte, mich interessierten vor allem die Affen, erklärte er, es wimmle dort nur so von ihnen. »Ich war einmal mit meinem Fahrer unterwegs, und wir kamen an einem Baum vorbei, auf dem bestimmt zweihundert Stück saßen. Ich glaube, es waren Paviane, und ich werde nie vergessen, wie sie unseren Wagen überfielen, vor die Türen schlugen und Erdnüsse von uns haben wollten.« Ein Mann mit einem Pappschild kam auf den Wagen zu, und Mr. Davis winkte ihn fort. »Ein anderes Problem in Indien ist die Hitze. Als ich das letzte Mal dort war, stieg die Temperatur auf fünfundsechzig Grad, ich habe es selbst auf dem Thermometer gesehen. Ich hatte eine Verabredung mit ein paar Swamis, aber als ich aus dem Hotel kam, sagte ich: ›Das war's. Für mich gibt's heute kein Treffen.‹ Ich sage Ihnen, ich hatte das Gefühl, als würde ich bei lebendigem Leib verbrennen.«

Eine bessere Gesprächsvorlage hätte ich mir gar nicht wünschen können. »Apropos, bei lebendigem Leib verbrennen, da war dieser Pensionär in Vermont, dessen Haus von einer Mäuseplage heimgesucht wurde ...«

Nachdem ich geendet hatte, sah Mr. Davis mich im Rückspiegel an. »Wissen Sie was?«, sagte er, »Sie sind ein Lügner.«

»Aber nein«, sagte ich. »Die Geschichte ist wahr. Ich habe sie in der Zeitung gelesen.«

»Ob in der Zeitung oder nicht, sie ist ein einziger Schwindel, und ich will Ihnen auch sagen warum: Die Maus kann unmöglich die ganze Strecke zurück ins Haus gelaufen sein, ohne dass der Wind die Flammen ausgeblasen hätte.«

»Und was ist mit dem Mädchen aus Vietnam?« fragte ich. »Die auf dem berühmten Foto, die Napalm oder sonst etwas abbekommen hat und ohne Kleider die Straße entlangrennt? Ich sehe nicht, dass der Wind ihr irgendwie hilft, und bei ihr ist es die bloße Haut und kein leicht entzündliches Fell.«

»Ach, das war eine dunkle Zeit in der Geschichte unseres Landes«, sagte Mr. Davis.

»Und leben wir jetzt nicht auch in einer dunklen Zeit?«, fragte ich, als wir in den Holland Tunnel einfuhren.

Der Verkehrslärm in der Tunnelröhre machte jede weitere Unterhaltung unmöglich. Ich lehnte mich zurück und versuchte, meine aufsteigende Wut zu beherrschen. Seit wann hatte die Politik einen Einfluss darauf, ob Säugetiere brennen oder nicht? Und überhaupt, wer sagt denn, dass eine brennende Maus keine vier Meter rennen kann? Wieso glaubte der Typ, das entscheiden zu können? Wegen seiner Fingernägel? Oder seinem Goldschmuck?

Am meisten schmerzte es, ein Lügner genannt zu werden, noch dazu mit solcher Unverfrorenheit und von jemandem, für den die Chinesen nicht mehr waren als ein Haufen Leute, die Reis aus Schalen essen. Und dann die Geschichte mit den Pavianen. Ich habe gehört, dass sie Leute überfallen, um Früchte zu stehlen, aber die Sache mit den Erdnüssen klang mehr nach Zirkus. Ich nahm ihm auch keinen Moment ab, dass er am 11. September tatsächlich im World Trade Center gewesen war, und was die fünfundsechzig Grad Hitze anging, bin ich mir ziemlich sicher, dass einem bei dieser Temperatur der Kopf explodiert. Und dann sollte ausgerechnet *ich* der Lügner sein?

Als wir die Tunnelröhre verließen, war es, als hätte man einen verstopften Abfluss frei gemacht. Der Verkehr rollte wieder, und wir gelangten über einen Zubringer auf einen erhöhten Highway. Die Vorrattanks unter uns sahen aus wie schmutzige Aspirindosen, und während ich noch überlegte, wofür sie gebraucht wurden, zog Mr. Davis sein Handy hervor und telefonierte, bis wir die Ausfahrt erreicht hatten. »Das war meine Frau«, sagte er, nachdem er das Gespräch beendet hatte, und ich dachte nur: *Klar doch. Die Frau an deiner Seite. Ist bestimmt ein Pfundskerl.*

Von New Jersey ging es weiter nach Connecticut und anschließend nach Indiana. Fünfundfünfzig Tage lag von einem Ort zum nächsten. Anfang Mai war ich wieder in Paris, und gleich nachdem ich die Tür hinter mir zugezogen hatte, bat ich Hugh, ins Internet zu gehen und die höchste weltweit gemessene Temperatur herauszufinden. Er setzte sich an den Computer, und ich stand mit gekreuzten Fingern daneben. *Bitte nicht 65, bitte nicht 65, bitte nicht 65.*

Einige Stunden später entdeckte ich unter meinen Quittungen auch Mr. Davis' Visitenkarte. Irgendwer musste ihn darauf hinweisen, dass die höchste je gemessene Temperatur 57,5 °C betrug. Ich schrieb ihm also einen kurzen Brief und fügte noch hinzu, dass dieser Wert in Libyen und nicht in Indien gemessen wurde und zwar im Jahr 1922. *Bevor Sie geboren wurden*, lautete die unterschwellige Botschaft. *Bevor Sie jemanden so dreist einen Lügner nennen konnten.*

Dann beschloss ich, ihm obendrein den Zeitungsartikel dazuzulegen, doch genau hier verlor mein Triumph seinen Glanz. »Maus rächt sich – Haus in Flammen« lautete die Schlagzeile, gefolgt von den Buchstaben »AP«. Wie sich herausstellte, war der Artikel zwar in Vermont erschienen, doch hatte sich die eigentliche

Geschichte in New Mexico zugetragen, was so ziemlich alles zunichte machte.

Anstelle des weißen Holzhauses hatte ich nun das Bild einer armseligen Hütte mit angenagelten Rinderschädeln neben der Tür vor Augen.

Weiter las ich, dass der Besitzer sein Haus nicht ausgeräuchert und dass es auch nur eine einzige Maus gegeben hatte, die er irgendwie lebendig geschnappt und auf einen Laubhaufen geworfen hatte, den er bereits zuvor angezündet hatte. Das war zweifellos leichtfertig, aber er hatte nicht die hustenden Mäuse aus dem verräucherten Haus rennen gesehen und ebenso wenig hatte er sie in dem Laubhaufen rascheln gehört, nach einem Streichholz gegriffen und gedacht: *Na wartet!*

Wie konnte ich die Geschichte nur so falsch gelesen haben, und warum? Hatte ich sie wie ein Hund, dem man bei Tisch einen Bissen zuwirft, einfach hinuntergeschlungen oder glaubte ich vielleicht unterbewusst, dass die Mäuse im Osten der USA irgendwie sympathischer wären als ihre Cousins aus dem Westen? Woher kam die Sache mit dem Ausräuchern und die Vorstellung, das Haus des Mannes sei von einer Mäuseplage heimgesucht worden?

Ich erinnerte mich, dass ich vor meiner Lesetour an meinem Schreibtisch gesessen und eine Zigarette nach der anderen geraucht hatte, wie es meine Art ist, wenn die Zeit knapp wird. Rauchschwaden waren ins Nachbarzimmer gezogen und hatten die Nebenhöhlen unserer auswärtigen Gäste verpestet, die einige Tage zuvor eingetroffen waren und in unserem Bett schliefen. *Das Haus wurde heimgesucht, die Plage musste ausgeräuchert werden.* Hatte ich meine eigene Situation irgendwie auf die Geschichte in der Zeitung übertragen?

Ungeachtet aller meiner Ausschmückungen, die grundlegenden Fakten blieben: Die Maus rannte tatsächlich zurück ins Haus. Die Flammen wurden nicht vom Wind gelöscht. Das Feuer breitete sich aus, das Haus brannte nieder, und dies sind gewiss dunkle Zeiten, für die, die in Flammen stehen, genau wie für die, die sie legen.

April in Paris

Neulich sah ich im Fernsehen zufällig einen Dokumentarfilm, der sich mit der Produktion von Tierfilmen beschäftigte. Gezeigt wurde die Arbeit eines Kameramanns, der einen balzenden Paradiesvogel filmen sollte. Er grub sich ein Loch, tarnte es mit Zweigen und verbrachte anschließend geschlagene drei Wochen darin. Das war in Neuguinea, wo die Eingeborenen früher sexy Lendenschürze trugen und heute in T-Shirts rumlaufen, auf denen »Drachenflieger machen es in der Luft« oder »2002 IPC Corporate Challenge Weekend – Ich war dabei« steht. Man begegnet Dorfbewohnern, die Gymnastikshorts, eine Gürteltasche und eine Sonnenkappe mit dem aufgestickten Logo eines River Boat Casinos auf dem Schild tragen. Ich vermute, die Sachen stammen von einer Hilfsorganisation oder wurden nach dem Untergang eines Kreuzfahrtschiffs an Land geschwemmt.

Ich möchte wetten, dass nach dem Tsunami jede Menge Sonnenkappen in Südostasien angeschwemmt wurden. Ein erschütternder Bericht nach dem anderen, und das wochenlang. Die Telefonnummern der Hilfsorganisationen liefen unten durchs Bild, und ich erinnere mich, dass ich dachte, wenn sie sich wirklich großzügige Spenden erhoffen, sollten sie einen Hundewelpen einblenden. Ein einziger junger Hund, und die Sache wäre gelaufen. Er könnte ruhig schlafen und sich an den unterernährten Kindern, die tags zuvor gezeigt wurden, satt gegessen haben, das alles wäre nicht weiter schlimm. Leute, die noch nie für eine karitative Organisation gespendet haben, leerten ihre Taschen, als nach dem Hurrikan Katrina ein Cockerspaniel auf einem Hausdach zu sehen war. »Was sollte ich denn machen?«, sagten sie. »Das arme kleine Ding sah in die Kamera, und der Blick traf mich mitten ins Herz.«

Der Blick des aufs Dach geflüchteten Mütterchens war dagegen nicht halb so durchdringend. Sie hielt sich an den Kamin geklammert, ein Träger ihres Büstenhalters schaute hervor, und die Leute fragten sich bloß, ob sie einen Hund hatte. »Wie schrecklich, wenn da ein Scotchterrier im Haus ist, vielleicht gefangen im Erdgeschoss. Wie war nochmal die Nummer der Rettungsorganisation für Hunde?«

Die Behauptung, alle hätten so reagiert, ist natürlich übertrieben. Es gab auch Katzenfreunde und Menschen, die sich um die zurückgelassenen Reptilien sorgten. Der Anblick eines Leguans, der auf einem Kühlschrank die Straße hinuntertrieb, brachte einen befreundeten Herpetologen an den Rand der Verzweiflung. »Sie scheint zu sagen: ›Wo ist mein Herrchen?‹«, spekulierte er. »›Normalerweise schmuse wir um diese Zeit immer, und jetzt sitze ich hier auf der *MS Whirlpool* fest!‹«

Ich habe oft gehört, ein Tier zu vermenschlichen sei das schlimmste Unrecht, das man ihm zufügen kann. Selbstverständlich nehme ich mich davon nicht aus. In den

Kindergeschichten schnappt sich die Schnecke ihre Handtasche und flitzt zur Tür hinaus, um die Parkuhr zu füttern. Das Kaninchen weint, wenn der Blauhäher sich über seine vorstehenden Zähne lustig macht. Der Mäuserich liebt seine Schwester, aber *nicht auf diese Art*. Und wir denken: *Sie sind wie wir!*

Bestimmte Tiersendungen verstärken diese falsche Vorstellung noch, aber für mich ist gerade das der Grund ihres Erfolgs. Nehmen wir nur *Ein Kamel wird erwachsen*, eine Sendung, die ich kürzlich mit meiner Freundin Ronnie sah. Die Geschichte spielt in einem kleinen Privatzoo irgendwo in Massachusetts. Das Kamel, um das es geht, heißt Patsy, und der Sprecher erinnerte uns in den folgenden fünfzig Minuten mehrere Male daran, dass es am Tag des Endspiels um den Super Bowl geboren wurde. Schon als Säugling – das Footballstadion hatte sich vermutlich noch nicht ganz geleert – wurde Patsy von ihrer Mutter getrennt. Jetzt war sie praktisch erwachsen, und während der Werblock näher rückte, versprach der Sprecher eine Familienzusammenführung. »Sehen Sie gleich, wie Mutter und Tochter sich nach ihrer langen Trennung wieder versöhnen.«

Nach der Werbung sah man, wie die beiden zusammengebracht wurden und die griesgrämige Mutter ihre Tochter durch das Gehege scheuchte. Wenn sich die Gelegenheit bot, biss sie Patsy ins Hinterteil, anscheinend sogar ziemlich fest. So gingen Kamele miteinander um, die sich *nicht* verstanden, aber auch nachdem sie sich aneinander gewöhnt hatten, war es nicht viel besser.

Vor der nächsten Werbepause köderte der Sprecher die Zuschauer mit der Ankündigung: »Und gleich eine Tragödie, die Patsys Leben für immer verändert.«

»Ich wette, sie bekommt ein Bein amputiert«, sagte ich, aber so dramatisch wurde es dann doch nicht. Tatsächlich erkrankte die Mutter an Knochenkrebs und starb. Der Tierarzt war tief geknickt, aber Patsy schien es nicht viel auszumachen, warum auch? Ihre Mutter hatte sie immer nur geärgert und ihr das Futter gestohlen, hatte sie es da alleine nicht viel besser?

Die Tierpfleger machten sich Sorgen, ganz alleine würde Patsy verlernen, sich wie ein Kamel zu verhalten. Sie holten deshalb neue Gesellschaft für sie, einen Bullen namens Josh und seine Freundin Josie, die mit dem Schiff aus Texas kamen. In der Schlusseinstellung sah man die drei selig in der Sonne stehen und voneinander keinerlei Notiz nehmen. »Das ist nun aus der kleinen Kameldame geworden, die am Super-Bowl-Sonntag zur Welt kam«, sagte der Sprecher.

Ronnie schaltete das Licht ein und sah mir ins Gesicht. »*Weinst du?*«, fragte sie, und ich erwiderte, ich hätte Asche ins Auge bekommen.

Ein Kamel wird erwachsen war nicht schlecht, aber mir liegen mehr die ernstesten Tierfilme, in denen die Tiere in ihrer natürlichen Umgebung gezeigt werden. Das kann ein Wald, eine Pfütze oder der menschliche Darmtrakt sein, das macht für mich keinen Unterschied. Ob Tiger oder Bandwurm, ich kann mich für beide gleichermaßen begeistern. In dieser Art von Filmen sehen wir die Welt der Tiere auf

ihre Grundbestandteile reduziert: Nahrung, Schutz und Reproduktion. Es ist eine endlose Kette von Verzweiflung und Kummer, und die zentrale Botschaft lautet, das Leben ist beschwerlich und findet ein jähes Ende. Ich weiß, ich sollte die Sendungen mit größerer Distanz sehen, aber es passiert immer wieder, dass ich mich dabei vergesse. Danach liege ich auf dem Sofa, tief erschüttert über den Tod eines Kudus oder eines Oryx, eine dieser Antilopenarten mit vier Buchstaben, die mir ständig in Kreuzworträtseln über den Weg laufen.

Abgesehen davon, dass ich mich nachher erschöpft und niedergeschlagen fühle, erinnern mich solche Sendungen daran, dass ich selten, wenn überhaupt je allein bin. Wenn einmal kein Insekt an der Decke lauert, starrt bestimmt eine Mücke aus dem Badehandtuch oder ein Parasit ruht sich in den warmen Strömen meines Blutkreislaufs aus. Und ich werde ebenso daran erinnert, dass jede dieser Kreaturen, und mag sie auch noch so abstoßend sein, auf ihre Art faszinierend ist und einen eigenen Dokumentarfilm verdiente.

Gelernt habe ich dies vor einigen Jahren in der Normandie. Hugh und ich verbrachten den Sommer dort. Eines Nachmittags saß ich an meinem Schreibtisch, als ich ein leises Summen hörte, wie von einem winzigen Auto, das einen Gang höher schaltete. Neugierig ging ich zum Fenster und entdeckte in einem Spinnennetz etwas, das aussah wie eine wütende Rosine. Es war eine gefangene Fliege, und als ich mich vorbeugte, um sie aus der Nähe zu betrachten, schoss eine Spinne hinzu und schleppte ihr schreiendes Opfer zu einem kleinen gewebten Verlies zwischen Wand und Fensterrahmen. Es war, als wäre man Zeuge eines Überfalls auf jemanden geworden, den man nicht mochte: Drei Sekunden jähe Gewalt, und als es vorbei war, wollte man es gleich noch mal sehen.

Heute kann ich mir nur schwer vorstellen, nicht die leiseste Ahnung von der *Tegenaria duellica* zu besitzen, aber damals war ich tatsächlich ein blutiger Anfänger mit nicht mehr als einem drittklassigen Naturführer. Ich wusste lediglich, dass es sich um eine Spinne handelte, ein echter Brocken, so groß wie eine ungeschälte Erdnuss. Die Farbe war rotbraun bis dunkelbraun und bildete am Hinterleib ein fleckiges Muster. Später fand ich heraus, dass die *Tegenaria* bis zu zwei Jahre alt werden kann und dass es sich bei meinem Exemplar um ein ausgewachsenes Weibchen handelte. Damals aber, als ich mit offenem Mund am Fenster stand, war ich schlichtweg von Erstaunen überwältigt.

Wie hatte ich so viel Zeit in dem Haus verbringen können ohne zu bemerken, was um mich herum vorging? Würden die *Tegenaria* bellen oder sich an meinen Teller heranmachen, hätte ich sie vielleicht schon früher bemerkt, aber sie waren so leise und unaufdringlich wie die Amish People. Außerhalb der Paarungszeit lebten sie sehr zurückgezogen, ganz anders als die Wolfsspinnen in Carolina, mit denen ich groß geworden bin. Die waren mehr Jäger und Fallensteller gewesen. Dicke zottelige Biester so groß wie eine Säuglingshand, die im Keller unseres

Elternhauses hausten und meinen Schwestern jene anhaltenden, markerschütternden Schreie entlockten, die im Kino immer dann fällig sind, wenn die Mumie ins Zimmer der zarten Heldin eindringt. »Töte sie!«, schrien sie, und dann hörte ich das Hämmern eines halben Dutzends Schuhe auf dem Boden, gefolgt vom Poltern eines Weltatlas, eines Klavierhockers oder was sonst gerade schwer und unmittelbar greifbar war.

Auch mir waren die Wolfspinnen zuwider, aber ich glaubte nicht, dass sie sich irgendwie gegen mich verschworen hatten. Zunächst einmal waren sie dazu zu wenig organisiert. Außerdem war ich davon überzeugt, dass sie sich um ihr eigenes Leben zu kümmern hatten. Ich hatte diese Einstellung von meinem Vater, der nichts zerquetschte, das nicht unmittelbar mit ihm verwandt war. »Ihr Mädchen habt Angst vor eurem eigenen Schatten«, sagte er, und wie groß das Biest auch immer war, er schob eine Zeitung darunter und ließ es draußen wieder frei. Vor dem Schlafengehen klopfte ich an die Tür meiner Schwestern und prophezeite, die Spinne sei gerade unterwegs aufs Dach, wo sie eine kurze Pause einlegen und sich dann auf den Abstieg durch den Kamin machen würde. »Ich habe im Lexikon gelesen, dass gerade diese Art einen ausgezeichneten Spürsinn besitzt und dass nichts sie aufhalten kann, wenn sie sich einmal ihr Opfer ausgesucht haben. Na ja, schläft gut.«

Sie wären entsetzt gewesen über das Haus in der Normandie, wie vermutlich die meisten Leute. Selbst bevor ich Mitglied der Amerikanischen Arachnologischen Gesellschaft wurde, hatte es etwas von einem Spukhaus, die Spinnweben hingen wie Wahlkampfgirlanden von den Dachbalken und Gardinenstangen. Wenn mir eins im Weg war, riss ich es einfach herunter. Aber das alles änderte sich, als ich meine erste *Tegenaria* entdeckte, der ich den Namen April gab. Nachdem ich den Namen auf eine Karteikarte geschrieben und an die Wand geheftet hatte, begann ich mich auch für ihre Nachbarn zu interessieren. Das Fenster, in dem sie lebten, war wie ein Mietshaus, ein Haushalt über dem anderen, in beiden Fensterhälften. Über April wohnte Marty und darüber Curtis und Paula. Auf der anderen Seite waren es Linda, Russell, Big Chief Tommy und ein geschlechtsloses winziges Ding, das ich Leslie nannte. Und das war nur ein Fenster.

Nachdem ich bereits die erste Regel eines guten Tierdokumentarfilms gebrochen und den Tieren Namen gegeben hatte, war es nicht schwer, sich auch über die nächste hinwegzusetzen und sich in das Leben der Tiere einzumischen. »Manipulation«, nannte Hugh es, aber mir klang das zu sehr nach verrücktem Wissenschaftler. Manipulieren heißt, Zuchtexperimente durchführen oder Tausendfüßlerkämpfe auf Leben und Tod zu veranstalten. Mein Beitrag jedoch bezog sich lediglich auf die Nahrungsbeschaffung.

Keine Spinne, zumindest habe ich das noch nie beobachtet, interessiert sich für ein totes Insekt, selbst wenn es gerade erst gestorben ist. Ihre Nahrung muss lebendig sein und ums Überleben kämpfen, und da unser Haus voller Fliegen war

und ich nichts Besseres zu tun hatte, beschloss ich auszuhelfen. Meiner Meinung nach fängt man Fliegen am leichtesten am Fenster. Das Fensterglas scheint sie irgendwie zu verwirren, und wenn man sich ihnen mit einem offenen Marmeladenglas nähert, geraten sie komplett durcheinander. Sobald ich eine hatte, schraubte ich den Deckel drauf und schüttelte das Glas wie einen Cocktail-Shaker. Die Fliege schlug gegen das Glas, und als Hugh mir mit Gandhi kam, erinnerte ich ihn daran, dass es sich um Schädlinge handelte, Krankheitsüberträger, die sich an Kadavern weideten und danach ins Haus kamen und auf unserem Silberbesteck herumturnten. »Stell dich nicht so an«, sagte ich. »Du kannst nicht für *alles* Mitleid empfinden.«

Schon bald lernte ich, dass die *Tegenaria* »horizontale Deckennetze« bauen, dichte trampolinartige Konstruktionen, die meist rechtwinkelig sind und in ihrer Größe zwischen einem gefalteten Taschentuch und einem Platzdeckchen variieren. Wenn mein Opfer gut durchgeschüttelt und benebelt war, schraubte ich den Deckel ab und drehte das Glas vor der wartenden Spinne um. Die Fliege fiel heraus, lag einen Augenblick wie tot da und fing dann an zu zucken und sich zu berappeln, wie ein Betrunkener im Zeichentrickfilm, der aus seinem Rausch erwacht. »Was zum Teufel ... ?«, würde sie vermutlich sagen. Und dann würde sie die herumliegenden Flügel und Köpfe der vorherigen Opfer bemerken. »Ich muss hier raus.« In der Ferne waren leise Fußtritte zu hören, und genau in dem Augenblick, in dem die Fliege eine Ahnung von Vergeblichkeit überkam, war das Monster auch schon über ihr.

»... und Schnitt«, rief ich.

Der Anblick dieses Schauspiels wurde rasch zur Sucht und folglich auch die Jagd auf Fliegen. Es gab Tage, an denen ich gut drei Dutzend in den sicheren Tod schickte, auf Kosten meiner sämtlichen übrigen Aufgaben. Die Spinnen wurden zunächst kräftig, dann fettleibig und rissen mit ihren Beinen Löcher in die Netze. Rennen war für sie eine Qual, vermutlich weil ihre Beine scheuerten. Zu dem Zeitpunkt konnte ich meine emotionale Anteilnahme nicht länger leugnen. Es gab in jenem ersten Sommer Nächte, in denen ich um drei Uhr nachts aufstand und mit einer Taschenlampe in mein Arbeitszimmer ging. Alle waren sie hellwach, aber ich sah immer nur nach April. Wenn ich hundertmal am Tag an sie dachte, schien es nur gerecht, dass auch sie an mich dachte. Ich erwartete nicht, dass sie sich meinen Namen und mein Gesicht merkte, aber ich glaubte sehr wohl, dass sie meine Gegenwart spürte, so wie man die Wärme der Sonne auf der Haut spürt, und dass sie mich vermisste, wenn ich fort war.

»Ganz ruhig«, sagte ich. »Ich bin's nur.« Oft nahm ich mein Vergrößerungsglas und starrte in das Durcheinander ihres Gesichts.

Die meisten Leute hätten es als grotesk bezeichnet, aber für einen Liebenden ist nichts so abstrakt oder erschreckend, dass er es nicht als reizend empfindet. Es haute mich um, dass sie acht Augen hatte, die allerdings nicht viel taugten. Sie waren mehr oder weniger bloße Dekoration, eine Handvoll Perlen gleich über ihrer

Chelizere. Damit packte sie ihre Beute, und wenn man sie aus einem bestimmten Winkel betrachtete, konnte man sie für ein Paar riesiger vorstehender Zähne halten. Sie sah damit eher ein bisschen blöde anstatt furchterregend aus, aber natürlich sagte ich das in ihrer Gegenwart nicht. Für eine *Tegenaria* war sie ziemlich attraktiv, und ich war froh, dass Meister Hodges meine Auffassung teilte. Er war ein gerade geschlechtsreif gewordenen Männchen, das von der anderen Seite des Zimmers kam und sechs Tage in ihrem innersten Heiligtum verbrachte. Warum Marty oder Curtis oder Big Chief Tommy sich nicht mit April paarten, blieb mir ein Rätsel, und ich setzte es auf meine Liste der brennenden Fragen, gleich unter: »Wie war Jesus als Teenager?« und: »Warum bekommt man nie ein junges Eichhörnchen zu Gesicht?«

Im Laufe des Sommers wuchs die Zahl der Rätsel. Die Spinnen wechselten ihren Standort, sowohl die Männchen als auch die Weibchen, und ich entdeckte jede Menge zurückgelassener Körperteile, ein einzelnes Bein oder einen Fühler in einem Netz, das Paula oder Philip oder Bischöfin Karen gehört hatte. Irgendein neuer Bewohner zog ein, doch kaum hatte ich dessen Namensschild aufgehängt, waren er oder sie auch schon wieder ausgezogen. Was einmal eine gute Nachbarschaft gewesen war, entwickelte sich rasch zu einem unsicheren Viertel mit lauter gewalttätigen und ständig wechselnden Mietern. Vielleicht genoss April mehr Respekt als alle anderen Bewohner ihres Fensters. Vielleicht wussten ihre Feinde, dass sie unter Aufsicht stand, jedenfalls war sie eine der wenigen *Tegenaria*, die durchhielt und überlebte. Mitte September kehrten Hugh und ich nach Paris zurück. Im letzten Moment kaufte ich ein Plastikterrarium und beschloss, sie mitzunehmen. Die Anspielung auf das Filmmusical *April in Paris* kam mir erst, als wir im Zug saßen und ich ihren Behälter gegen das Fenster hielt und sagte: »Sieh nur, der Eiffelturm!«

Seltsam, dass einem wichtige Details erst dann einfallen, wenn es zu spät ist. Zum Beispiel die Tatsache, dass es in Paris kaum Fliegen gibt, zumindest nicht in unserer Wohnung. In der Normandie war das Fliegenfangen kinderleicht. Ich konnte es barfuß und im Schlafanzug erledigen, doch jetzt musste ich vor die Tür und in den Gärten des Luxembourg in der Nähe der Abfallkörbe lauern. Warf jemand eine Windel hinein, hielt ich mich einige Schritte abseits und wartete, bis die Fliegen Witterung aufgenommen hatten. Dann folgte der Überraschungsangriff, das Klappern des Marmeladenglases, ein kurzer Fluch und ein wütendes Aufstampfen mit dem Fuß. Hinter einer Fensterscheibe hätte ich sie in Windeseile gehabt, aber im Freien und im Beisein zahlreicher Zuschauer, die jeden meiner Misserfolge mitbekamen, wurde mein schönes Hobby zur schweren Last.

Ich hatte mir eingeredet, April würde mich brauchen, obwohl das natürlich nicht stimmte. Fliegen verfangen sich in ausreichender Zahl in ihrem Netz und wurden von ihr ohne fremde Hilfe erlegt, jedenfalls war das in der Normandie so. Jetzt aber, da sie in einem Terrarium in einer Apartmentwohnung im vierten Stock saß, brauchte sie mich tatsächlich, und die Verantwortung lastete tonnenschwer auf mir. *Tegenaria* können drei Monate ohne Nahrung auskommen, aber jedes Mal, wenn ich mit leeren

Händen nach Hause zurückkam, spürte ich, wie sie in ihrer Plastikbox ihr Urteil über mich fällte. Das Gesicht, das früher ein wenig blöd aussah, wirkte jetzt hochmütig und erwartungsvoll. »Hm«, hörte ich sie sagen. »Was habe ich mich nur in dir getäuscht.«

Anfang Oktober wurde es kühl. Dann begann es zu regnen, und über Nacht packten sämtliche Fliegen in Paris ihre Sachen und verschwanden. April hatte seit einer Woche nichts mehr gegessen, als ich zufällig an einer Zoohandlung vorbeikam und erfuhr, dass sie lebende Grillen verkauften, kleine schwarze Viecher, die aussahen wie Bolzen mit Beinen. Ich kaufte einen zirpenden Pappkarton voll und war ungemein stolz auf mich, allerdings nur bis zum nächsten Morgen, als ich etwas lernte, das sie mir in keiner Tiersendung gesagt hatten: Grillen stinken. Und zwar penetrant. Anders als volle Windeln oder verdorbenes Fleisch, die ganz unverkennbar riechen, hat der Geruch von Grillen mehr etwas von einem vagen Gefühl: Grausamkeit vielleicht, oder Hass.

Kein Räucherstäbchen und kein Frischluftspray konnten den Gestank vertreiben. Ganz im Gegenteil, er wurde dadurch nur noch schlimmer. Mehr als alles andere war das der Grund, warum ich zurück in die Normandie fuhr. Ende Oktober nahmen April und ich den Zug und ich entließ sie in ihre alte Heimat. Ich hatte geglaubt, sie würde in ihr altes Zuhause ziehen, aber während unserer Abwesenheit war ihr Netz zerstört worden. Eine Ecke hatte sich gelöst und das zerrissene, fliegenübersäte Ende hing wie ein schmutziger Petticoat gegen das Fensterbrett. »Ich bin sicher, das lässt sich reparieren«, sagte ich, aber bevor ich noch mehr dazu sagen oder mich verabschieden konnte, rannte sie davon. Ich habe sie nie wiedergesehen.

Über die Jahre hat es andere *Tegenaria* gegeben, jeden Sommer eine neue Population, und obwohl ich sie immer noch füttere und ihr Kommen und Gehen notiere, spüre ich eine wachsende, nicht unangenehme Distanz, ein Verständnis dafür, dass Spinnen, anders als Säugetiere, einfach nur tun, was sie tun müssen. Was auch immer April und ihre Artgenossen antreibt, ist privat und naturgegeben, und meine Versuche, sie zu vermenschlichen, entfernen mich nur weiter von ihrer Erhabenheit. Ich kann immer noch nicht vom Fliegenfangen lassen, aber was die Namensgebung und ihre Wohnungswechsel angeht, habe ich mich beträchtlich zurückgenommen, obwohl Hugh der Meinung ist, es sei noch lange nicht genug.

Ich glaube, im Herzen eines jeden Menschen ist ein Platz, der für eine andere Spezies reserviert ist. Bei mir finden sich an diesem Platz Spinnweben anstatt Katzen- oder Hundehaare, und deshalb glauben die Leute, es gäbe ihn gar nicht. Er existiert aber dennoch, wie mir am Tag nach Katrina schmerzlich bewusst wurde. Der Fernseher lief, das alte Mütterchen winkte vom Dach in die Kamera und ich fragte mich mit einem Gefühl, das der Panik benachbart war, ob Spinnen in ihrem Haus waren.

Heulsuse

Der Nachtflug nach Paris geht vom JFK um 7 Uhr abends und landet am nächsten Morgen gegen 8 Uhr 45 Ortszeit auf dem Charles de Gaulle. Zwischen Start und Landung gibt es eine kurze parodistische Einlage, die den Abend darstellen soll. Das Abendessen wird serviert, die Tablettts werden abgeräumt und vier Stunden später ist es Zeit fürs Frühstück. Der Hintergedanke ist, den Körper glauben zu machen, er habe eine ganz normale Nacht wie jede andere verbracht – das unbefriedigende kleine Nickerchen sei ein richtiger Schlaf gewesen und man sei jetzt ausgeruht und könne ein Omelett vertragen.

Um die Täuschung noch glaubhafter zu machen, richten sich viele Fluggäste fürs Bett her. Ich sehe sie vor der Waschkabine Schlange stehen, einige mit Zahnbürste in der Hand, andere in Hausschuhen oder schlabbriger, schlafanzugähnlicher Kleidung. Ihr langsames Schlurfen gibt der Kabine etwas von der Atmosphäre einer Krankenhausabteilung: Die dunklen Gänge zwischen den Sitzreihen sind die Flure, die Flugbegleiter die Schwestern. Das Gefühl verstärkt sich noch, wenn man die Economyklasse verlässt. Vorne, wo die Sitze beinahe flach wie Betten nach hinten geklappt werden können, liegen die liebevoll umsorgten Passagiere unter ihren Decken und stöhnen. Ich habe tatsächlich gehört, dass die Flugcrew die Businessklasse oft als »Intensivstation« bezeichnet, weil die Leute dort ständige Aufmerksamkeit fordern. Sie wollen die gleiche Behandlung wie ihre Vorgesetzten in der ersten Klasse, und deshalb haben sie dauernd etwas zu meckern, in der Hoffnung, einen Platz in der höheren Klasse zu ergattern.

Die Fluglinie, mit der ich normalerweise zwischen Frankreich und den USA hin und her fliege, verfügt nur über zwei Klassen: Economy und etwas, das sie Business-Elite nennen. Mein erster Flug in der Business-Elite war anlässlich einer Lesetour in den USA. »Aber bitte«, wiederholte ich ständig, »das ist doch nicht nötig.« Das Getue darum, als Erster einchecken zu dürfen, empfand ich als eher peinlich, aber dann brachte man mir eine Schale heißer Cashewnüsse und ich sah die Sache schon in milderem Licht. Tatsächlich dauert es eine Weile, bis man sich an die Vorzugsbehandlung gewöhnt. Wenn mich eine Flugbegleiterin mit »Mr. Sedaris« anspricht, habe ich ein schlechtes Gewissen, weil sie sich meinen Namen merken muss, anstatt vielleicht die Handynummer ihrer Enkelin. Auf den Flügen meiner bevorzugten Amerikalinie jedoch klingt es so, als wäre es ganz natürlich, zumindest glaubt man das nach einiger Zeit.

»Darf ich Ihnen ein Getränk zu Ihren warmen Nüssen bringen, Mr. Sedaris?«, fragte meine Flugbegleiterin, während die Leute in der Economyklasse noch in die Maschine drängten. Der Blick, mit dem sie einen im Vorbeigehen ansahen, war der gleiche, mit dem ich normalerweise die sich öffnende Tür einer Limousine anstarre.

Man erwartet jedes Mal einen Filmstar oder zumindest jemanden, der besser gekleidet ist als man selbst, und dann ist es doch wieder nur irgendein schlampiger Nobody. Deshalb dieser Blick, der übersetzt heißt: Leck mich, Schlampiger Nobody, weil ich mich wegen dir umgedreht habe.

Auf allen nachfolgenden Flügen war die Business-Elite immer eine geschlossene Einheit, aber auf diesem einen Flug war sie in zwei Teile getrennt: vier Reihen vorne und zwei hinten. Die Flugbegleiterin versicherte jedem in meiner Abteilung, dass obwohl wir technisch gesehen hinten saßen, wir es nicht als hinten betrachten sollten. Wir hätten die gleichen Rechte und Privilegien wie die Fluggäste im vorderen Teil der Maschine. Dennoch saßen sie *vor* uns, und ich konnte das Gefühl nicht loswerden, dass sie irgendwie bevorzugt worden waren.

Auf dem Flug nach New York saß ich neben einem bärtigen Franzosen, der kurz nach dem Start eine Pille einwarf und erst bei der Landung wieder aufwachte. Auf dem Rückflug war der Platz neben mir leer, zumindest während der ersten halben Stunde. Dann beugte sich eine Flugbegleiterin im Gang zu mir herunter und fragte, ob ich ihr einen Gefallen tun könne – so reden sie in der Business-Elite. »Ich frage mich, Mr. Sedaris, ob Sie mir einen Gefallen tun könnten?«

Wie ein Hamster, die Backentaschen prall gefüllt mit warmen Nüssen, legte ich meinen Kopf zur Seite.

»Ich habe da einen Fluggast einige Reihen weiter vorn, der durch sein Weinen die Leute in seiner Umgebung stört. Meinen Sie, es ginge, wenn er sich zu Ihnen setzen würde?«

Die Frau war blond und stark geschminkt. Eine Brille hing an einem Band um ihren Nacken, und als sie ihren Arm nach dem freien Sitz neben mir ausstreckte, stieg mir ein angenehmer Duft von Haferkekse in die Nase. »Ich glaube, er ist Pole«, flüsterte sie. »Das heißt, er kommt, glaube ich, aus Polen. Das Land.«

»Ist es ein Kind?«, fragte ich, doch die Flugbegleiterin verneinte.

»Ist er betrunken?«

Wiederum verneinte sie. »Seine Mutter ist jüngst verstorben, und er ist unterwegs zu ihrer Beerdigung.«

»Die Leute fühlen sich also gestört, weil er *über seine tote Mutter weint*?«

»Genauso ist es«, sagte sie.

Ich habe einmal von der Beschwerde eines Passagiers in der ersten Klasse gelesen – wenn ich mich recht erinnere, drohte er sogar mit einer Klage –, weil die blinde Person neben ihm in Begleitung eines Blindenhunds flog. Der Typ war nicht einmal gegen Hundehaare allergisch. Ein Labrador Retriever auf der Straße störte ihn nicht, aber er hatte nicht mehrere Tausend Dollar bezahlt, um neben einem zu sitzen, jedenfalls lautete so in etwa sein Argument. Wenn dem Mann unbestritten die Krone für das größte Oberarschloch gehörte, lagen die, die sich jetzt beschwerten, nur knapp dahinter.

Ich sagte, selbstverständlich könne der Mann neben mir sitzen, woraufhin die

Flugbegleiterin in der Dunkelheit verschwand und ein paar Minuten später mit dem trauernden Passagier zurückkehrte.

»Vielen Dank«, sagte sie leise.

»Keine Ursache«, erwiderte ich.

Der Pole war etwa Mitte vierzig, wirkte aber älter, so wie die Leute in der Generation meiner Eltern. Ausländisches Blut oder ein Zuviel an Verantwortung hatten ihn um die verlängerte Adoleszenz gebracht, die viele Amerikaner seines Alters momentan genießen, und sein Gesicht schien, obwohl faltenfrei, älter als meins, abgenutzter. Seine Augen waren vom Weinen rot und geschwollen, und seine Nase, ein großer, kantiger Zinken, sah aus wie aus rauem Holz gehauen und noch nicht glatt geschmirgelt. Im gedämpften Licht erinnerte er an einen dieser kunstvollen, von Hand gefertigten Flaschenstöpsel, den lebenswürdigen Bauern oder den leutseligen Zecher, der sich an den Hut tippt, wenn man an der Schnur zieht. Nachdem er sich hingesetzt hatte, sah der Mann aus dem Fenster in die Dunkelheit. Dann biss er sich auf die Unterlippe, begrub sein Gesicht unter seinen erstaunlich großen Händen und setzte sein tiefes Schluchzen fort. Ich hatte das Gefühl, etwas sagen zu müssen, nur was? Vielleicht wäre es besser und weniger peinlich für ihn, wenn ich einfach so tat, als weinte er gar nicht, ihn also mehr oder weniger zu ignorieren. Und das tat ich dann auch.

Der Mann aus Polen wollte kein Abendessen. Er winkte mit seinen großen Pranken ab, aber ich spürte seinen Blick, als ich in mein Hühnchenfilet mit Kräuterkruste schnitt, und er sich vermutlich wunderte, dass überhaupt jemand in einer solchen Zeit einfach weitermachen konnte. Genauso erging es mir, als meine Mutter starb. Die Beerdigung fand an einem Samstagnachmittag im November statt. Es war ein ungewöhnlich milder Tag, selbst für Raleigh, und auf dem Rückweg von der Kirche sahen wir Leute beim Rasenmähen, als sei nichts passiert. Ein Mann hatte sogar sein Hemd ausgezogen. »Hast du so was schon gesehen?«, sagte ich zu meiner Schwester Lisa, ohne an die vielen Trauerzüge zu denken, die in den Jahren an mir vorbeigezogen waren und bei denen ich gelacht, mit Steinen nach Verkehrsschildern geworfen oder versucht hatte, beim Radfahren auf dem Sattel zu stehen. Und jetzt saß ich hier und aß – und es schmeckte nicht einmal schlecht. Das Beste an dieser besonderen Fluggesellschaft ist, dass es zum Nachtisch ein Sundae gibt. Das Vanilleeis wird in der Schale serviert, aber man kann unter vielen verschiedenen Überzügen wählen. Ich nehme immer Karamellsoße mit Nussplittern, und die Flugbegleiterin löffelt sie mir vor meinen Augen auf das Eis. »Ist das genug Soße für Sie, Mr. Sedaris?«, fragt sie. »Und Sie möchten wirklich keine Sahne?« Es dauerte Jahre, bis ich endlich den Mut aufbrachte, nach einem Nachschlag zu fragen, und als es endlich so weit war, stellte ich mich wie der letzte Depp an: »Meinen Sie, ähm ... also, wäre es vielleicht möglich, noch eins zu bekommen?«

»Aber sicher doch, Mr. Sedaris! Sie können auch noch ein drittes bekommen,

wenn Sie möchten!«

Das heißt Business-Elite. Man zahlt achttausend Dollar für ein Ticket, und wenn man eine zusätzliche Kugel Eis für dreizehn Cent möchte, braucht man bloß zu fragen. Gerade so, als würde man ein Golf-Cart kaufen und ein paar Tees gratis dazubekommen, aber es funktioniert trotzdem. »Menschenskind«, sagte ich, »vielen Dank!«

In den Jahren bevor ich um einen Nachschlag bat, genoss ich mein Sundae mit Bedacht und aß jeden Krümel Cashew oder Walnuss einzeln, wie ein Vogel. Wenn das geschafft war, lehnte ich mich etwas im Sitz zurück und machte mich über die Karamellsoße her. Und wenn zuletzt auch das Eis weg war, lag ich flach ausgestreckt auf meinem Sitz und schaute mir den Film auf meinem Privatmonitor an. Die Verstellknöpfe für die Sitze befinden sich auf der gemeinsamen Armlehne, und es dauerte drei oder vier Flüge, bis ich den Bogen raus hatte. Auf diesem Flug beispielsweise fummelte ich ständig an den falschen Knöpfen herum und wunderte mich, dass nichts funktionierte: Füße hoch, Füße runter, Kopf nach hinten, Kopf nach vorne – ich war kurz davor, die Flugbegleiterin zu rufen, als ich mich nach rechts wandte und den Polen bei einem unfreiwilligen Rodeo sah. Erst da ging mir auf, dass ich die falschen Knöpfe erwischt hatte. »Entschuldigen Sie vielmals«, sagte ich, und er hielt mir seine tellergroßen Handflächen entgegen, als wolle er sagen: »Nicht der Rede wert.«

Nachdem ich mein Eis gegessen hatte und die Schale abgeräumt war, blätterte ich im In-Flight-Magazin und wartete die Zeit ab, bis sich der Schwindel meines Nachbarn gelegt hatte und er einschlafen konnte. Um nicht respektlos zu erscheinen, hatte ich bereits den ersten Film verpasst, aber ich wusste nicht, wie lange ich mich zurückhalten konnte. Weiter vorn, im fröhlichen Teil der Business-Elite, hörte ich jemanden lachen. Nicht das höfliche Kichern, das auf einen Witz folgt, sondern ehrlicher, fast schon ein Bellen. Es ist das typische Geräusch von Leuten, die irgendeinen stumpfen Film im Flugzeug sehen, über den sie im Kino niemals lachen würden. Ich glaube, es hat etwas mit der dünnen Luft zu tun, die die Abwehrkräfte schwächt. Der Flugkapitän braucht nur einen abgedroschenen Witz zu machen, und selbst die Vielflieger fangen an zu lachen. Die einzig wirklich witzige Durchsage an Bord eines Flugzeugs habe ich von einem männlichen Flugbegleiter gehört, einer Tunte, die sich das Mikrofon schnappte, als wir auf der Landebahn von San Francisco zur Parkposition rollten. »Diejenigen von Ihnen, die in den Gängen stehen, müssten jetzt eine ausgezeichnete Sicht auf das Anschnall-Zeichen haben«, hatte er gesagt.

Meine Erinnerung an ihn und seine strenge, matronenhafte Stimme wurde durch meinen Nachbarn unterbrochen, der offenbar einen Rückschlag erlitt. Er heulte wieder, nicht laut, aber anhaltend, und ich fragte mich, vielleicht unfairerweise, ob er nicht ein wenig übertrieb. Ich warf einen verstohlenen Blick auf sein grobes, tränenverschmiertes Profil und musste an die Zeit denken, als ich fünfzehn war und

ein Mädchen an meiner Junior-Highschool an Leukämie starb, der »Love-Story-Krankheit«, wie sie damals oft genannt wurde. Nachdem der Rektor es in einer Durchsage bekannt gegeben hatte, verfielen ich und alle meine Freunde in demonstratives Trauern. In Trauben lagen wir uns in den Armen, Blumenbouquets wurden am Flaggenmast niedergelegt. Kaum vorzustellen, was gewesen wäre, wenn wir sie wirklich gekannt hätten. Ich will mich nicht brüsten, aber ich glaube, ich litt am meisten von allen. »Warum sie und nicht ich?«, jammerte ich.

»Komisch«, sagte meine Mutter, »ich kann mich nicht erinnern, dass du den Namen Monica jemals erwähnt hast.«

Meine Freunde zeigten sehr viel mehr Verständnis, vor allem Barbara, die eine Woche nach der Beerdigung verkündete, vielleicht werde sie sich ebenfalls umbringen.

Keiner von uns erinnerte sie daran, dass Monica an einer unheilbaren Krankheit gestorben war, da das in gewisser Weise keine Rolle mehr spielte. Der Punkt war, dass sie fort war und sich unser Leben für immer verwandelt hatte: Wir waren Menschen, die Menschen kannten, die gestorben waren. Anders gesagt, wir hatten ein Gespür für Tragik bekommen und waren dadurch zu etwas ganz Besonderem geworden. Dem äußeren Anschein nach wirkte ich zutiefst niedergeschlagen, aber tatsächlich hatte ich mich nie so entschlossen und erfüllt gefühlt.

Das nächste Mal starb eine wirkliche Freundin, eine junge Frau namens Dana, die in meinem ersten Jahr am College vom Auto überfahren wurde. Mein Schmerz war echt, aber wie sehr ich auch dagegen ankämpfte, es war immer auch ein bisschen Show dabei, als wartete ich nur darauf, dass jemand zu mir sagte: »Du siehst aus, als hättest du deine beste Freundin verloren.«

»Das habe ich auch«, hätte ich dann mit erstickter, schmerzerfüllter Stimme antworten können.

Es war, als hätte ich das Trauern aus dem Fernsehen gelernt: So weint man, so wirft man sich aufs Bett, so sieht man in den Spiegel und stellt fest, wie gut man mit tränenverschmiertem Gesicht aussieht.

Wie die meisten erfahrenen Heuchler unterstelle ich rundheraus, dass alle anderen genauso unaufrichtig sind wie ich. Dieser Mann aus Polen beispielsweise. Bis er sich ein Ticket gekauft und zum JFK hinausgefahren war, musste seine Mutter mindestens sechs Stunden, wenn nicht gar länger, tot sein. War er da nicht drüber weg? Ich meine, für wen weinte er eigentlich? Es war so, als wolle er sagen: »Ich habe meine Mutter tausendmal mehr geliebt als du deine.« Kein Wunder, dass sein vorheriger Sitznachbar sich beschwert hatte. So herausfordernd, wie der Typ war, so selbstgerecht, so, nun ja, vollkommen maßlos.

Erneut kam von vorne ein brüllendes Lachen, und ich überlegte, ob mein Mitgefühl vielleicht fehl am Platze war. Vielleicht entsprangen seine Tränen eher einem Gefühl von Schuld als von Schmerz. Ich stellte mir eine bleiche, kartoffelnasige Frau mit einem Schlauch im Arm vor, durch den Flüssigkeit tröpfelte. Dann eine Reihe teurer

Telefonate mit ihrem einzigen Sohn in den USA. »Komm schnell«, sagte sie, doch er war zu sehr mit seinem eigenen Leben beschäftigt. Eine hektische Zeit. So viel um die Ohren. Seine Frau wartete auf ihre Lizenz als Stripperin. Und seinem Sohn hatte er versprochen, ihn zur Anhörung beim Bewährungshelfer zu begleiten. »Weißt du was«, sagte er, »ich komme, wenn die Hunderennensaison zu Ende ist.« Und dann ... das. Sie gleitet auf einer durchgelegenen Krankenhausmatratze in den Tod, und er fliegt Business-Elite zu ihrer Beerdigung. Der Mann bringt seine Mutter durch seine Gleichgültigkeit um, und deshalb darf ich jetzt im Flugzeug keinen Film sehen?

Ich zog meinen Privatmonitor aus seinem Versteck in der Armlehne und hatte gerade meinen Kopfhörer aufgesetzt, als die Flugbegleiterin vorbeikam. »Sie möchten wirklich nichts essen, Mr. ...?« Sie sah auf ihr Klemmbrett und machte ein Geräusch, als ob sie mit Steinen gurgelte.

Der polnische Mann schüttelte ablehnend den Kopf, und sie sah mich enttäuscht an, als sei es meine Aufgabe, seinen Appetit zu wecken. *Ich dachte, Sie wären anders*, schienen ihre Augen zu sagen.

Ich wollte darauf hinweisen, dass ich mich zumindest nicht beschwert hatte. Und ich hatte auch nicht seinen Kummer missachtet und einfach meinen Bildschirm angeschaltet, doch genau das tat ich, sobald sie in der Dunkelheit verschwunden war. Von den vier an Bord gezeigten Filmen hatte ich bereits drei gesehen. Der vierte hieß *Einmal Himmel und zurück* mit dem schwarzen Komiker Chris Rock, der einen aufstrebenden Stand-up-Comedian spielt. Er wird von einem Truck überfahren und getötet, aber nach einem Kurzaufenthalt im Himmel kommt er im Körper eines älteren weißen Mannes zurück auf die Erde. Die Kritiken waren bestenfalls mau gewesen, aber ich schwöre, es war der lustigste Film, den ich je gesehen habe. Ich versuchte alles, mein Lachen zu unterdrücken, aber es war von Anfang an zwecklos. Das hatte ich schon als Kind gelernt. Ich weiß auch nicht genau warum, aber nichts ärgerte meinen Vater mehr als das Lachen seiner Kinder. Wenn alle heulten, war das nicht weiter schlimm, aber lautes Gelächter hieß, es auf eine Bestrafung anzulegen, besonders bei Tisch.

Das Problem war, dass es mehr als genug zu lachen gab, besonders in den Jahren, als unsere griechische Großmutter bei uns im Haus wohnte. Vielleicht wäre es anders gewesen, wenn wir älter gewesen wären. »Die alte Frau leidet unter Blähungen«, hätten wir dann vielleicht gesagt. Für Kinder aber gibt es nicht Größeres als eine furzende alte Dame. Noch verrückter wurde es dadurch, dass sie sich nicht im Geringsten genierte, nicht mehr als unsere Collie-Hündin Duchess. Selbst wenn es knatterte, als würde sie eine Kettensäge anwerfen, verzog ihr Gesicht keine Miene.

»Gibt's da was zu lachen?«, fragte unser Vater, als ob er nichts gehört und sein Stuhl nicht auch durch das Nachbeben gezittert hätte. »Worüber amüsiert ihr euch denn so prächtig?«

Ein ernstes Gesicht zu machen, war schwierig genug, aber obendrein: »Ach,

nichts« zu sagen, tat körperlich weh.

»Ihr freut euch also über nichts?«

»Ja«, antworteten wir. »Über nichts.«

Im nächsten Moment kam ein weiterer gewaltiger Kracher, und wir konnten nicht länger an uns halten. Mein Vater hatte neben seinem Teller einen schweren Vorlegelöffel, und ich weiß nicht mehr, wie oft er mir damit auf den Kopf geschlagen hat.

»Glaubt ihr immer noch, es gäbe was zu lachen?«

So seltsam es klingt, aber mit einem schweren Löffel eins übergezogen zu bekommen machte die ganze Sache noch lustiger. Meine Schwestern und ich krümmten uns hilflos vor Lachen, Milch spritzte aus unseren Mündern und Nasen, und zwar besonders heftig, nachdem wir uns so lange zurückgehalten hatten. Es gab Abende, an denen Blut und manchmal auch Haare am Löffel klebten, aber unsere Großmutter furzte unverdrossen weiter, und wir lachten, bis die Wände bebten.

War das tatsächlich vierzig Jahre her? Der Gedanke an meine Schwestern und mich, an die unbeschwerte Zeit unserer Jugend, holte mich zurück auf den Boden, und binnen einer Minute, Chris Rock hin oder her, war ich derjenige, der auf dem Nachtflug nach Paris weinte. Es war nicht meine Absicht, irgendwem den Wind aus den Segeln zu nehmen. Ein oder zwei Minuten, und alles wäre wieder gut. Bis dahin jedoch boten wir ein denkwürdiges Bild: zwei erwachsene Männer, die in geräumigen Sitzen saßen und in ihren kleinen elitären Lichtkegeln vor sich hin flennten.

Treue Seele

Über Nacht hatte ich plötzlich diese Beule. Ich glaube, es war eine Zyste oder ein Furunkel, eins dieser Dinge, die man mit Trollen in Verbindung bringt, und es befand sich genau am Steißbein, wie ein am oberen Ende meiner Spalte eingeklemmter Pfirsichkern. Zumindest fühlte es sich so an. Ich hatte Angst nachzusehen.

Zuerst war es nur ein harmloser Knoten, doch dann wurde er immer größer und fing an zu schmerzen. Sich hinzusetzen wurde schwierig, und auf dem Rücken zu liegen oder sich vornüberzubeugen konnte man ganz vergessen. Am fünften Tag pochte mein Steiß, und ich beschloss, wie schon am Tag zuvor, wenn es nicht aufhörte, würde ich zum Arzt gehen. »Das mache ich wirklich«, sagte ich. Ich legte sogar das Telefonbuch heraus und drehte ihm den Rücken zu, in der Hoffnung, das Furunkel würde den Ernst der Lage erkennen und von selbst verschwinden. Aber das tat es natürlich nicht.

Alles das passierte in London, einer Stadt, die gnadenlos und irrwitzig teuer ist. Hugh und ich gingen einen Abend ins Kino und mussten vierzig Dollar für unsere Tickets zahlen, nachdem wir zuvor bereits sechzig Dollar für Pizza ausgegeben hatten. Und dann waren es auch noch Mini-Pizzen, nicht viel größer als Pfannkuchen. Angesichts der Kosten für einen ganz normalen Kinoabend rechnete ich mir aus, dass ein Arztbesuch ungefähr so viel kosten würde wie ein ausgebauter Campingwagen. Noch mehr als vor den Kosten hatte ich Angst vor der Diagnose. »Ein Krebsgeschwür im verlängerten Rücken«, würde der Arzt sagen. »Sieht so aus, als müssten wir ihr komplettes Hinterteil entfernen.«

Das war in England, also hätte er vermutlich »Sitzfleisch« gesagt, ein Wort, mit dem ich nie viel anfangen konnte. Das Traurige daran ist, dass sie mir den Po wegnehmen könnten und die meisten Leute es nicht einmal bemerken würden. So unscheinbar wie er ist, war das Furunkel tatsächlich eine Verbesserung, eine Art Gesäßpolster, wenn auch mit Gift gefüllt. Der einzige echte Nachteil war der Schmerz.

In den ersten Tagen behielt ich meine Beschwerden für mich und dachte die ganze Zeit, was für ein leuchtendes Vorbild ich abgab. Wenn Hugh einmal etwas hat, ist das Geschrei gleich groß. Sitzt ein winziger Splitter in seiner Hand, behauptet er genau zu wissen, wie Jesus sich am Kreuz gefühlt haben muss. Er will bemitleidet werden, wenn ihn ein Insekt gestochen oder er sich an der scharfen Kante eines Blatt Papiers in den Finger geschnitten hat, wohingegen ich mindestens einen Liter Blut verloren haben muss, bevor er mir auch nur die Hand tätschelt.

Einmal hatten wir in Frankreich das große Glück, uns gleichzeitig einen bestimmten Darmvirus einzufangen. Es war einer dieser Ein-Tages-Viren, die den Körper völlig entleeren und einem jeden Lebenswillen nehmen. Man würde sich gern

ein Glas Wasser holen, aber dazu müsste man aufstehen. Stattdessen starrt man bloß dumpf in Richtung Küche und hofft, es könnte einen Rohrbruch geben und das Wasser würde zu einem kommen. Wir hatten beide die gleichen Symptome, aber trotzdem behauptete er, sein Virus sei viel bösartiger als meiner. Ich erlaubte mir, das anders zu sehen, und so saßen wir da und stritten, wer von uns schlimmer dran war.

»Du kannst immerhin deine Hände bewegen«, sagte er.

»Kann ich nicht«, erwiderte ich. »Das war der Wind. Ich kann nicht einen Muskel bewegen.«

»Lügner.«

»Schön, das zu jemandem zu sagen, der die kommende Nacht vermutlich nicht überleben wird. Vielen Dank, Kumpel.«

In Momenten wie diesen fragt man sich, wie es so weit kommen konnte. Man trifft jemanden und verliebt sich, und zig Jahre später liegt man irgendwo im Ausland auf dem Boden und verspricht, ja hofft geradezu, den nächsten Tag nicht mehr zu erleben. »Du wirst schon sehen«, stöhnte ich und fiel gleich wieder zurück in den Schlaf.

Wenn Hugh und ich uns zanken, wer größere Schmerzen auszuhalten hat, muss ich immer an meinen ersten Freund denken, den ich mit Ende zwanzig kennenlernte. Irgendetwas an unserer Verbindung war faul, was zur Folge hatte, dass wir uns über alles und jedes in die Haare gerieten, mochte es auch noch so geringfügig sein. Lachte jemand über einen seiner Witze, musste ich dafür sorgen, dass er über einen von meinen noch lauter lachte. Entdeckte ich etwas beim Straßentrödel, musste er etwas Besseres auftreiben – und so weiter. Die Mutter meines Freundes war eine echte Nervensäge. Jedes Jahr vor Weihnachten ging sie zur Mammografie, da sie genau wusste, sie würde die Ergebnisse erst nach den Feiertagen bekommen. Der entfernte Gedanke an Brustkrebs hing so ungreifbar wie Mistelgrün über den Köpfen ihrer Kinder und wurde mit Wonne von ihr eingesetzt. Sobald die Familie versammelt war, verkündete sie in die Runde: »Ich möchte euch die festliche Stimmung nicht verderben, aber dies könnte das letzte Weihnachten sein, das wir gemeinsam feiern.« Zu anderen Familienfeiern, etwa einer Hochzeit oder einer Schulabschlussfeier, ließ sie eine Explorationsoperation vornehmen, bloß um sich der Aufmerksamkeit der anderen gewiss zu sein. Als ich sie endlich kennenlernte, gab es kein Organ in ihrem Körper, an dem noch kein Chirurg herumgefummelt hatte. *Oh, mein Gott*, dachte ich, als ich sie heulend auf unserem Wohnzimmersofa sitzen sah, *die Familie meines Freundes ist noch kaputter als meine*. Ehrlich gesagt, ärgerte es mich.

Wir waren sechs Jahre zusammen und als wir schließlich auseinandergingen, kam ich mir wie ein Versager vor, wie eine geschiedene Person. Ich schleppte jetzt etwas mit mir herum, was in den Ratgebern »Beziehungsgepäck« genannt wird und was ich für den Rest meines Lebens nicht mehr loswerden würde. Der Trick bestand

darin, einem Menschen mit ähnlichen Gepäckstücken zu begegnen und eine Kollektion zusammenzustellen, aber wie sollte man eine solche Person finden? Bars kamen nicht infrage, soviel stand fest. Ich hatte meinen ersten Freund an einem Ort getroffen, der »Männerhöhle« hieß – nicht unbedingt ein Name, der Treue verheißt. Ungefähr so, als würde man jemanden in einer Kneipe mit dem Namen »Dicke Lippe« auftun und sich dann beklagen, wenn er sich als gewalttätig herausstellt. Fairerweise muss ich sagen, dass er mir nie versprochen hatte, monogam zu sein. Das war meine Idee, und obwohl ich alles tat, um ihn zu bekehren, war die Anziehungskraft anderer Männer letztlich doch stärker.

Die meisten schwulen Paare, die ich zu der Zeit kannte, hatten eine Art Vereinbarung getroffen. Freund A durfte mit jemand anderem schlafen, solange er ihn nicht mit nach Hause brachte – oder aber solange er ihn *auch* mit nach Hause brachte. Freund B besaß die gleichen Freiheiten. Das war eine gute Regelung für Leute, die die Abwechslung und das Jagdfieber liebten, aber ich empfand sie einfach nur als beängstigend und viel zu anstrengend – so als hätte man einen Job und würde sich gleichzeitig um einen anderen bewerben. Ein Freund war alles, was ich bewerkstelligen konnte – und bewerkstelligen *wollte* –, aber während ich das als völlig normal empfand, sahen meine Freunde es als eine Form von Unterdrückung an und hielten mich für einen Puritaner. *Bin ich das?*, fragte ich mich. Doch es gab Gürtelschnallen zu polieren und Gebete zu verrichten, und ich verscheuchte den Gedanken aus meinem Kopf.

Ich brauchte einen Freund, der genauso konventionell war wie ich, und glücklicherweise fand ich einen, genauer gesagt, ich lief ihm eines Abends bei einem gemeinsamen Freund über den Weg. Ich war dreiunddreißig und Hugh war gerade dreißig geworden. Wie ich hatte er kurz zuvor eine Beziehung beendet und war nach New York gezogen, um neu anzufangen. Wir hatten einige praktische Dinge gemeinsam, aber was uns wirklich zusammenbrachte, war unsere gemeinsame Angst vor dem Verlassenwerden und Gruppensex. Das war eine solide Basis, zu der wir noch unsere Angst vor Aids und gepiercten Brustwarzen, Lebensgemeinschaftszeremonien und dem Verlust der Selbstkontrolle hinzufügten.

In meinen Träumen begegne ich manchmal einem gut aussehenden Fremden, der in meinem Hotelzimmer auf mich wartet. In der Regel ist es jemand, den ich im Laufe des Tages irgendwo auf der Straße oder in einem Werbespot im Fernsehen gesehen habe. Jetzt ist er nackt und bedeutet mir stumm, ins Bett zu steigen. Ich sehe auf meinen Schlüssel, überzeugt, im falschen Zimmer gelandet zu sein.

In dem Moment springt er vor und greift nach meinem Reißverschluss, und ich renne zur Tür, die natürlich aus Schlangen oder heißem Teer besteht, irgendeinem dieser verrückt machenden, schwer zu reinigenden Baumaterialien, die so oft in Träumen verwendet werden.

Der Türgriff ist mal da und mal dort, und während ich vergeblich nach ihm schnappe, stammle ich eine Erklärung, warum ich die Sache nicht durchziehen kann.

»Ich habe einen Freund, verstehst du, und, nun ja, der bringt mich um, wenn er herausfindet, dass ich, na, du weißt schon, untreu oder sonst was gewesen bin.«

Tatsächlich ist es nicht die Angst vor Hughs Strafe, die mich zurückhält. Ich erinnere mich an eine Autofahrt mit meinem Vater, als ich zwölf Jahre alt war, nur wir zwei. Wir waren zuvor auf der Bank gewesen und unterwegs nach Hause. Eine Zeitlang hatten wir schweigend dagesessen, als er sich plötzlich zu mir drehte und sagte: »Du sollst wissen, dass ich deine Mutter nie betrogen habe.«

»Ähm. Okay«, sagte ich. Dann stellte er das Radio an und verfolgte die Übertragung eines Football-Spiels.

Jahre später erzählte ich einer Freundin von diesem Vorfall, die vermutete, mein Vater habe das nur deshalb gesagt, *weil* er sie betrogen hatte. »Da redete sein schlechtes Gewissen«, sagte sie, aber ich wusste, dass sie Unrecht hatte. Viel wahrscheinlicher hatte mein Vater Probleme am Arbeitsplatz und musste sich bestätigen, dass er nicht vollkommen nutzlos war. Der Satz könnte auch auf einem Kinoplatat stehen: Manchmal kannst du dich an nichts anderes halten als an die Sünden, die du nicht begangen hast. Wer wirklich verzweifelt ist, greift nach jedem Strohalm und sagt Dinge wie: »Ich habe nie jemanden *mit einem Hammer* getötet« oder »Ich habe nie jemanden bestohlen, *der es nicht verdient hatte*.« Welche Fehler auch immer mein Vater hatte, so tief hätte er sich nicht beugen müssen.

Ich habe nie einen Freund betrogen, und genau wie bei meinem Vater ist das ein Teil meines Bilds von mir selbst geworden. In meinen vereitelten feuchten Träumen kann ich einen Blick darauf werfen, wie mein Leben ohne dieses jungfräuliche Register aussähe, wie verloren ich mir ohne dieses kleine Bisschen Integrität vorkäme, und die Furcht ist groß genug, dass ich aus dem Schlaf schrecke. Sobald ich jedoch wach im Bett liege, fange ich an mich zu fragen, ob ich nicht einen schweren Fehler gemacht habe.

In Filmen und Büchern erscheint Untreue immer so zwingend, so *richtig*. Wir begegnen Leuten, die sich über kleinliche Konventionen hinwegsetzen und dafür mit den tiefsten Genüssen menschlicher Erfahrung belohnt werden. Sie werden niemals alt oder von dem lähmenden Entsetzen gepackt, das mich jedes Mal überfällt, wenn Hugh spontan einen Besuch im Restaurant vorschlägt.

»Ein Restaurant? Aber worüber sollen wir reden?«

»Keine Ahnung«, sagt er, »ist doch egal.«

Wenn wir alleine sind, genieße ich unser vertrautes Schweigen, aber es gruselt mich, so in der Öffentlichkeit zu sitzen, steif wie ein Paar Mumien auf unsere Stühle gezwängt. Am Nachbartisch sitzt immer ein Paar Ende siebzig, das mit zitternden, fleckigen Händen die Speisekarte hält.

»So eine Suppe ist was Feines«, sagt die Frau, und der Mann nickt oder grunzt oder fummelt am Stiel seines Weinglases herum. Zuletzt sieht er zu mir herüber, und ich erkenne in seinem Blick den Ausdruck grimmigen Wissens.

Wir sind eure Zukunft, scheint er zu sagen.

Aus Angst, dass Hugh und ich nichts haben, worüber wir reden können, blättere ich die Zeitungen durch, bevor wir aus dem Haus gehen, und notiere mir ein halbes Dutzend Themen, die eine Unterhaltung in Gang halten können, zumindest während der Vorspeise. Als wir das letzte Mal essen waren, las ich zur Vorbereitung die *Herald Tribune* und den *Exoten-Ratgeber* durch, eine vierteljährlich erscheinende Zeitschrift, die sich mit exotischen Tieren und den Spinnern beschäftigt, die sie sich ins Haus holen. Kaum hatte der Kellner unsere Bestellung aufgenommen und ging, sagte ich zu Hugh: »Übrigens, ich habe gehört, dass Affen böartig werden können, wenn sie die Geschlechtsreife erlangen.«

»Das hätte ich dir auch sagen können«, sagte er. »Das war bei meinem Affen genauso.«

Ich versuchte, ihn noch weiter aus der Reserve zu locken, aber Hugh wird immer ganz traurig, wenn er von dem Affen aus seiner Kindheit erzählen soll. »Armer Maxwell«, seufzt er, und Augenblicke später fließen die Tränen. Das Nächste auf meiner Liste waren die fünf Warnsignale für eine sich anbahnende Depression bei Kamelen in Gefangenschaft. Leider konnte ich meine eigene Handschrift nicht mehr entziffern, und wir kamen nur bis zu Warnhinweis Nummer zwei, der Weigerung, sich auf den Boden zu hocken. Am Nebentisch zupfte eine ältere Frau pausenlos an der Serviette in ihrem Schoß. Ihr Ehemann starrte auf eine Topfpflanze, und ich versuchte mein Glück mit der *Herald Tribune*. »Hast du von den drei indischen Frauen gehört, die als Hexen verbrannt wurden?«

»Was?«

»Nachbarn beschuldigten sie der Zauberei und verbrannten sie bei lebendigem Leib.«

»Das ist ja furchtbar«, sagte er in leicht anklagendem Ton, als hätte ich etwas mit der Sache zu tun. »Man kann doch heute nicht mehr einfach so Menschen bei lebendigem Leib verbrennen.«

»Ich weiß, aber ...«

»Das ist krank. Ich erinnere mich an meine Zeit in Somalia. Da war diese Frau ...«

»Ja!«, flüsterte ich, sah zu dem älteren Ehepaar hinüber und dachte: *Seht ihr, wir reden über Hexenverbrennung!* Obwohl es harte Arbeit ist und immer an *mir* hängenbleibt. Wenn ich Hugh machen ließe, säßen wir einfach nur da und spielten unsere natürlichen Rollen: zwei Menschen, die sich so eng vertraut sind, dass sie laut schreien könnten. Manchmal, wenn ich nicht einschlafen kann, denke ich an die Zeit unserer ersten Begegnung, wie neu sich der Körper des anderen anfühlte und wie ungeduldig ich war, alles über diese Person zu erfahren. Rückblickend hätte ich mir mehr Zeit lassen und ihn über fünfzig Jahre langsam entdecken sollen, anstatt alles sofort aufzubrechen. Nach einem Monat hatte ich ihn so gründlich ausgequetscht, dass nur noch die neuesten Nachrichten blieben, die wenigen Dinge, die in den wenigen Stunden passiert waren, in denen ich ihn nicht gesehen hatte. Wäre er Bulle oder Notarzt gewesen, hätte es vielleicht einiges aufzuholen gegeben,

aber Hugh arbeitet wie ich allein, darum gab es nie viel zu berichten. »Ich habe Kartoffelchips gegessen«, sagte er vielleicht, und ich antwortete: »Welche Sorte?« oder: »Na, so ein Zufall. Ich auch!« Meistens atmeten wir einfach nur in den Hörer.

»Bist du noch dran?«

»Ich bin hier.«

»Gut. Leg nicht auf.«

»Bestimmt nicht.«

In New York schliefen wir auf einem Futon. Nachts lag ich auf meiner Hälfte und betrachtete stundenlang die Tür zum Ankleidezimmer. In Paris hatten wir ein richtiges Bett, das so gerade ins Zimmer passte. Hugh schlief wie gewohnt sofort ein, während ich die kahle Wand anstarrte und an die vielen Leute dachte, die vor uns in diesem Raum geschlafen hatten. Das Gebäude stammte aus dem 17. Jahrhundert, und ich stellte mir Musketiere in hohen, geschmeidigen Stiefeln und heißblütige Frauen vor, die kein langes Gesicht zogen, wenn eine Degenspitze das Bettlaken durchbohrte. Ich sah Gentlemen mit Zylindern und Nachtmützen, Frauen mit Hauben, Baskenmützen und perlenbesetzten Stirnbändern, ein Panoptikum eingebildeter Beischläfer, die auf mich herabblickten und mein Leben mit ihrem verglichen.

Nach Paris kam London und ein Schlafzimmer im sechsten Stock. Durch die Fenster blickte man auf Reihen von Kaminessen aus der Zeit Eduards VII. Ein Freund sagte einmal »Peter-Pan-Ausblick« dazu, was ich seitdem nicht aus dem Kopf kriege. Nachts liege ich wach, denke an jemanden mit einem Haken als Hand und unweigerlich auch an meine Jugend und frage mich, ob ich sie vertan habe.

Vor fünfundzwanzig Jahren war ich ein junger Mann, der sein ganzes Sexualleben noch vor sich hatte. Wie konnten 9125 mehr oder weniger gleichförmige Tage so rasch vergehen, und was kann ich tun, damit es nicht noch einmal passiert? In fünfundzwanzig Jahren bin ich ein Tattergreis und noch einmal fünfundzwanzig Jahre später gehöre ich zu den Phantomen, die in meinem Pariser Schlafzimmer ihr Unwesen treiben. Ist es moralisch erlaubt, frage ich mich, *nach* seinem Tod fremdzugehen? Heißt es dann überhaupt noch fremdgehen? Welche Regeln gelten dann? Muss ich erst eine gewisse Zeit warten oder kann ich mich einfach hineinstürzen, oder, wie es in dem Fall vielleicht besser heißt, hineinwabern?

In den Tagen, als ich unter meinem Furunkel litt, schienen diese Fragen besonders drängend. Abends wurde der Schmerz immer stärker, und in der sechsten Nacht war ich ziemlich sicher, dass ich sterben würde. Hugh schlief bereits seit Stunden, sodass ich zusammenzuckte, als ich plötzlich seine Stimme hörte. »Was hältst du davon, wenn wir das Ding einfach aufschneiden?«, fragte er.

Es war eine dieser Fragen, die einen völlig unvorbereitet treffen. »Sagtest du gerade *aufschneiden*?«, fragte ich.

Er knipste das Licht an.

»Wer hat dir beigebracht, wie man ein Furunkel aufschneidet?«

»Niemand«, sagte er. »Aber ich wette, ich kann's lernen.«

Mit jedem anderen hätte ich mich darüber gestritten, aber Hugh kann so ziemlich alles, was er sich in den Kopf setzt. Für ihn war es kein Problem, zuerst die Leitungsrohre in unserem Haus in der Normandie zu verschweißen und dann in den Keller zu gehen und seinen eigenen Käse zu machen. Niemandem vertraue ich mehr, und deshalb humpelte ich ins Badezimmer, den Operationssaal der Heimchirurgie, ließ meine Schlafanzughose herunter und klammerte mich an den Handtuchhalter, während er die Nadel sterilisierte.

»Das tut mir mehr weh als dir«, sagte er. Das sagt er immer, aber diesmal wusste ich, dass er recht hatte. Schlimmer als das Furunkel war das Zeug, das daraus hervorkam, eine eklige, mit Blutspritzern durchzogene Vanillesoße. Zugleich drang mir, und mehr noch ihm, ein Gestank in die Nase, der unerträglich und schlimmer war als alles, was mir bisher begegnet war. So muss das Böse riechen, dachte ich. Wie konnte ein Mensch mit etwas so Scheußlichem im Körper weiterleben? Und noch dazu in dieser Menge! Der erste Teelöffel spritzte von selbst heraus, wie bei einem Geysir. Den Rest drückte Hugh mit den Fingern heraus. »Wie läuft's bei dir da hinten?«, fragte ich, aber er musste trocken würgen und konnte nicht antworten.

Nachdem er das Furunkel ausgequetscht hatte, reinigte er die Stelle mit Alkohol und legte ein Wundpflaster auf, als handle es sich um eine ganz normale kleine Verletzung, ein Schnitt beim Rasieren oder ein aufgeschürftes Knie, und nicht um etwas, das er wie eine tote Kuh gemolken hatte. Und das war für mich mindestens so viel wert wie einhundert der einhundertzwanzig Nächte von Sodom. Als wir wieder im Bett waren, nannte ich ihn das tapfere Schneiderlein.

»War doch bloß einmal«, sagte er.

»Ich weiß«, sagte ich. »Aber du wirst es wieder tun, wenn ich dich brauche. Wir sind ein in die Jahre gekommenes monogames Paar, und das ist ein Teil der Abmachung.«

Der Gedanke daran hielt Hugh in dieser Nacht wach und tut es bis heute. Wenn wir ins Bett gehen, starrt er auf das Fenster, während ich tief und fest neben ihm schlafe und das verbundene Furunkel lautlos das Laken nässt.

Der Raucherbereich

Teil I (Vorher)

Eins

Als ich das erste Mal um eine Zigarette angeschnorrt wurde, war ich zwanzig und rauchte seit zwei Tagen. Das war in Vancouver, British Columbia. Meine Freundin Ronnie und ich hatten den Vormonat bei der Apfelernte in Oregon geholfen, und der Trip nach Kanada war unsere Belohnung. Wir wohnten in einer billigen Hotelpension, und ich erinnere mich noch, wie fasziniert ich von dem Schrankbett war. Ich hatte zwar viel davon gehört, aber noch nie eins gesehen. Das Größte während unseres Aufenthalts war, das Bett hochzuklappen und dann auf die leere Stelle zu starren, an der es zuvor gestanden hatte. Hochklappen, runterklappen, hochklappen, runterklappen. Wieder und immer wieder, bis mir der Arm wehtat.

Meine erste Packung Zigaretten kaufte ich in einem kleinen Laden einen Block von unserem Hotel entfernt. Zuvor hatte ich Ronnies geraucht – ich glaube, Pall Mall –, und obwohl sie nicht besser oder schlechter schmeckten, als ich mir vorgestellt hatte, hatte ich das Gefühl, dass ich mich irgendwie abgrenzen und meine eigene Marke finden sollte. Eine, die zu mir passte. Carltons, Kents, Alpines: Es war wie das Bekenntnis zu einer bestimmten Religion, denn unterschieden sich Vantage-Raucher nicht grundsätzlich von Leuten, die Larks oder Newports rauchten? Damals begriff ich noch nicht, dass man ohne weiteres konvertieren konnte und durfte. Ein Kent-Raucher konnte ohne große Anstrengung zum Vantage-Raucher werden, obwohl es schwieriger war, von Menthol auf normalen Tabak umzusteigen oder von einfachen auf ultralange Zigaretten. Alle Regeln hatten ihre Ausnahmen, aber nach meinen Beobachtungen lief es ungefähr so: Kools und Newports waren für Schwarze und Weiße aus der Unterschicht. Camels waren für Zauderer, für Leute, die schlechte Gedichte schrieben oder es gerade aufgegeben hatten. Merits waren für Sexbesessene, Salems für Alkoholiker und Mores für Leute, die sich für außergewöhnlich hielten, es aber nicht waren. Jemandem, der Marlboro Menthols rauchte, sollte man nie Geld leihen, wohingegen man sich auf einen normalen Marlboro-Raucher in der Regel verlassen konnte. Die Unterscheidung von Milds, Lights und Ultralights brachte nicht nur Sand ins Getriebe, sondern machte es nahezu unmöglich, seine Marke rein zu halten, aber das kam alles später, zusammen mit Warnhinweisen auf der Packung und American Spirits.

Ich kaufte an diesem Tag in Vancouver eine Packung Viceroy's. Ich hatte sie oft in den Hemdtaschen von Tankwarten gesehen und glaubte zweifellos, sie würden mich

männlich wirken lassen oder zumindest so männlich, wie man mit einer Baskenmütze und einer an den Knöcheln zugeknöpften Stoffhose wirken konnte. Nimmt man noch Ronnies weißen Seidenschal hinzu, hätte ich zig Packungen Viceroy's gebraucht, besonders in dem Viertel, in dem unser Hotel lag.

Es war merkwürdig. Ich hatte immer wieder von Leuten gehört, wie sauber und friedlich Kanada sei, aber vielleicht hatten sie andere Landesteile gemeint, die Mitte womöglich oder die felsigen Inseln vor der Ostküste. In unserer Gegend jedenfalls begegnete man einem nicht ganz geheueren Betrunkenen nach dem anderen. Diejenigen, die ins Koma gefallen waren, machten mir nichts aus, aber die, die erst auf dem Weg dorthin waren und schwankend durch die Gegend liefen und mit den Armen ruderten, jagten mir einen Schrecken fürs Leben ein.

Zum Beispiel der Typ, der auf mich zukam, als ich den Laden verließ, ein Kerl mit einem langen schwarzen Zopf. Es war keins von den feinen, dünnen Zöpfchen, wie Flötenspieler sie haben, sondern hatte mehr etwas von einer Lederpeitsche: *ein Gefängniszopf*, dachte ich. Einen Monat zuvor hätte ich mich einfach nur geduckt, aber jetzt steckte ich mir eine Zigarette in den Mund wie jemand, der hingerichtet werden soll. Der Mann würde mich ausrauben, mit seinem Zopf durchprügeln und anzünden – doch nein. »Gib mir eine«, sagte er und zeigte auf die Packung in meiner Hand. Ich gab ihm eine Viceroy, und als er sich bedankte, lächelte ich und bedankte mich bei ihm.

Später dachte ich, es war gerade so, als hätte ich einen Blumenstrauß in der Hand gehabt und er hätte mich um ein einzelnes Gänseblümchen gebeten. Er mochte Blumen, ich mochte Blumen, und war es nicht wunderbar, dass unsere gemeinsame Vorliebe unsere Differenzen überwinden und uns irgendwie zusammenbringen konnte? Und ich muss auch gedacht haben, dass es andersherum genauso gewesen wäre und er mir eine von seinen Zigaretten angeboten hätte, obwohl meine Theorie nie auf die Probe gestellt wurde. Ich war vielleicht zwei Jahre lang bei den Pfadfindern gewesen, aber ihr Wahlspruch begleitete mich ein Leben lang: Sei bereit. Das heißt nicht: »Sei bereit, die Leute um Gras anzubetteln«, sondern: »Sei vorausschauend und plane dementsprechend, besonders im Hinblick auf deine Laster.«

Zwei

In der vierten Klasse unternahmen wir einen Ausflug zum Werk von American Tobacco bei Durham. Dort sahen wir, wie Zigaretten hergestellt werden, und bekamen anschließend Gratispackungen für unsere Eltern daheim.

Wenn ich Leuten davon erzähle, fragen sie mich, wie alt ich bin, vermutlich weil sie glauben, dass ich die allererste Grundschule überhaupt besucht haben muss, in der man noch auf Felswände schrieb und sein Mittagessen mit einem Knüttel erlegte.

Genauso verrate ich etwas über mein Alter, wenn ich den Raucherhof an meiner Highschool erwähne. Er war zwar im Freien, aber heutzutage ist so etwas undenkbar, nicht einmal an einer Gefängnisschule.

Ich erinnere mich noch an Aschenbecher in Kinos und Lebensmittelgeschäften, aber sie ermunterten mich nicht, mit dem Rauchen anzufangen. Ganz im Gegenteil. Einmal durchlöcherte ich die Winston-Packung meiner Mutter wieder und wieder mit einer Sticknadel, als wäre es eine Voodoo-Puppe. Anschließend schlug sie mich zwanzig Sekunden lang, bis ihr die Luft ausging und sie keuchend sagte: »Das ... ist ... nicht ... lustig.«

Einige Jahre später hielt sie mir eine hin, als wir alle beim Frühstück saßen, und sagte, ich solle einmal ziehen. Das tat ich. Dann rannte ich in die Küche und leerte eine Packung Orangensaft, und zwar so schnell, dass die Hälfte über mein Kinn und auf mein Hemd lief. Wie konnte sie oder überhaupt irgendwer sich so etwas Widerliches angewöhnen? Als meine Schwester Lisa zu rauchen anfang, verbat ich ihr, mit einer Zigarette mein Zimmer zu betreten. Sie durfte mit mir reden, aber nur von der anderen Seite der Tür aus, und sie musste den Kopf zur Seite drehen, wenn sie den Rauch ausblies. Das Gleiche galt später auch für meine Schwester Gretchen.

Es war nicht so sehr der Rauch, sondern der Geruch, der mich störte. In späteren Jahren machte er mir nicht mehr so viel aus, aber zu der Zeit fand ich ihn deprimierend. Für mich roch er nach Vernachlässigung. Im übrigen Haus bemerkte man ihn nicht so sehr, aber das ganze übrige Haus war eben vernachlässigt. Mein Zimmer war sauber und aufgeräumt, und wenn es nach mir gegangen wäre, hätte es wie ein Plattencover gerochen, in dem Moment, wenn man die Plastikverschweißung abzieht. Anders gesagt, es hätte nach freudiger Erwartung gerochen.

Drei

Mit vierzehn begleitete ich einen Klassenkameraden zum Stadtpark von Raleigh. Wir trafen uns dort mit einigen seiner Freunde und rauchten im Mondschein einen Joint. Ich kann mich nicht erinnern, high gewesen zu sein, aber ich weiß noch, dass ich so tat. Ich orientierte mich dabei an den bekifften Hippies, die ich im Kino und im Fernsehen gesehen hatte, das heißt, ich lachte die meiste Zeit, auch wenn es gar nichts zu lachen gab. Als ich nach Hause kam, weckte ich meine Schwestern und hielt ihnen meine Finger unter die Nase. »Riecht ihr das?«, sagte ich. »Das ist Marihuana oder ›Gras‹, wie man auch dazu sagt.«

Ich war stolz, als Erster in der Familie einen Joint geraucht zu haben, aber nachdem ich den Titel in der Tasche hatte, wurde ich ein entschiedener Drogengegner und blieb dies auch bis zu meinem ersten Jahr am College. Das ganze erste Semester hindurch zog ich meine Wohnheimgenossen auf: Pot war für Verlierer. Man bekam davon eine weiche Birne und musste sich mit einer so

beschissenen Uni wie dieser zufriedengeben.

Später dachte ich daran, wie befriedigend, beinahe biblisch es für sie gewesen sein muss, meine komplette Wandlung mitzuerleben. Die Mutter des Pfarrers wird zur Stadtschlampe, der Prohibitionist zum Säufer und ich zum größten Kiffer, und zwar von einem Augenblick zum nächsten. Es hätte geradezu aus einem fürs Fernsehen produzierten Film sein können:

DER STUDIENKUMPEL VOM ENDE DES FLURS: Ach, komm schon. Ein Zug wird dir schon nicht schaden.

ICH: Und ob! Ich muss arbeiten.

DER ENTZÜCKENDE ZIMMERGENOSSE DES STUDIEN-KUMPELS
VOM ENDE DES FLURS: Wir können Shotgun-Rauchen.

ICH: Shotgun-Rauchen? Was ist das?

WIEDER DER ENTZÜCKENDE ZIMMERGENOSSE: Du legst dich auf den Rücken, und ich blase den Rauch in deinen Mund.

ICH: Wo soll ich mich hinlegen?

Ich erinnere mich, wie ich an diesem Abend zurück auf mein Zimmer kam und meine Lampe mit einem Seidenschal verhängte. Der Schreibtisch, das Bett, die wuchtigen, unförmigen Töpferprojekte: Nichts war neu, aber alles war anders; irgendwie frisch und interessant. Ein Blinder, der sein Augenlicht zurückbekommt, würde sich vermutlich ähnlich verhalten wie ich damals, nämlich langsam durchs Zimmer gehen und staunend die Dinge betrachten: ein gefaltetes Hemd, ein Stapel Bücher, ein Stück Maisbrot in Folie. »Umwerfend.« Die Tour endete damit, dass ich mit einem Turban um den Kopf vor dem Spiegel stand. *Hallo du, wie geht's?*, dachte ich.

Ein Knabe vom College brachte mir Shotgun-Rauchen bei, und die nächsten dreiundzwanzig Jahre lang drehte sich mein Leben darum, high zu werden. Schließlich brachte mich der Pot zum Tabak. Ronnie und ich standen auf dem Weg nach Kanada an der Autobahn, und ich jammerte, weil ich kein Marihuana hatte. Die Eintönigkeit ging mir auf die Nerven und ich fragte sie, ob man sich nach einer Zigarette irgendwie anders fühlte.

Ronnie steckte sich eine an und überlegte eine Weile. »Ich glaube, sie machen einen irgendwie benommen«, sagte sie.

»Du meinst, einem wird schlecht davon?«

»Ein bisschen«, sagte sie. Und ich beschloss, das käme mir gerade recht.

Vier

Wie schon beim Pot war es erstaunlich, wie schnell ich mich an Zigaretten gewöhnte. Gerade so, als wäre mein Leben ein Theaterstück und die Frau aus der Requisite wäre endlich erschienen. Plötzlich mussten Packungen aufgerissen, Streichhölzer entzündet und Aschenbecher gefüllt und anschließend entleert werden. Meine Hände waren im Einklang mit ihrem Tun, wie bei einem Koch oder einer Strickerin.

»Na, das ist ein toller Grund sich zu vergiften«, sagte mein Vater.

Meine Mutter hingegen nahm es von der leichten Seite. »Jetzt weiß ich endlich, was ich in deinen Weihnachtsstrumpf stecken kann!« Ich bekam sie auch in mein Osternest, ganze Stangen. Heute wirkt es vielleicht billig, wenn ein junger Mann von seiner Mutter Feuer bekommt, aber Rauchen hat nicht immer schon etwas bedeutet. Eine Zigarette war nicht immer auch gleich ein Statement. Als ich anfang, konnte man noch am Arbeitsplatz rauchen, selbst wenn man im Krankenhaus arbeitete, wo Kinder ohne Beine an irgendwelche Maschinen angeschlossen waren. Wenn eine Figur in einem Fernsehfilm rauchte, hieß das nicht automatisch, dass sie schwach oder böse war. Es war, als ob jemand eine gestreifte Krawatte oder den Scheitel links trug – ein Detail, aber keins von Bedeutung.

Ich achtete nicht weiter auf meine Mitraucher, bis Mitte der Achtziger, als wir von den anderen Leuten abgetrennt wurden. Jetzt gab es abgetrennte Bereiche in Wartezimmern und Restaurants, und oft blickte ich mich um und machte mir ein Bild von den Leuten, die ich als »mein Team« betrachtete. Zuerst kamen sie einem wie ganz normale Leute vor, die lediglich eine Zigarette in der Hand hielten. Dann wurde es ernst mit der Kampagne und es schien, dass wenn zehn Erwachsene auf meiner Seite des Raums waren, mindestens einer von ihnen durch ein Loch in seiner Kehle rauchte.

»Glaubt ihr immer noch, es sei so cool?«, tönte es von der anderen Seite. Dabei hatte es für die meisten von uns nichts mit Coolness zu tun. Die Meinung ist weit verbreitet, jeder Raucher sei einer Gehirnwäsche unterzogen und durch Schleichwerbung im Film und unterschwellige Botschaften in der Anzeigenwerbung zum Rauchen verführt worden. Das Argument kommt sehr gelegen, wenn man nach einem Schuldigen sucht, aber es unterschlägt die Tatsache, dass Rauchen oft etwas Wunderbares ist. Für Leute wie mich, die zuckten und zappelten und mit piepsiger Stimme sprachen, waren Zigaretten ein Gottesgeschenk. Nicht nur das, sie schmeckten auch gut, besonders die erste gleich nach dem Wachwerden und die siebte oder achte wenig später. Wenn ich bis zum späten Nachmittag ungefähr eine Packung geraucht hatte, spürte ich eine allgemeine Schwere in meiner Lunge, besonders in den Achtzigern, als ich mit giftigen Chemikalien zu tun hatte. Ich hätte

ein Atemgerät tragen sollen, doch hinderte mich das am Rauchen, weshalb ich es lieber beiseite ließ.

Ich erwähnte das einmal gegenüber einem Gerichtspathologen. Wir befanden uns im Autopsiesaal der Gerichtsmedizin, und er antwortete, indem er mir eine Lunge hinhielt. Sie gehörte einem fettleibigen, hellhäutigen Schwarzen, offenbar ein starker Raucher, der keinen Meter entfernt auf einem Tisch lag. Man hatte ihm das Brustbein durchgesägt und die aufgeklappte Brusthöhle, in der das Fett wie Sauerrahm glänzte, ließ mich an eine Backkartoffel denken. »Nun«, sagte der Pathologe. »Was sagen Sie dazu?«

Er hatte offenbar darauf gehofft, mir ein Erlebnis zu bereiten, das mein Leben verändern würde, nur funktionierte es nicht wie erwartet. Wenn man selbst Arzt ist und jemand reicht einem eine Raucherlunge, untersucht man sie vielleicht und trifft anschließend ein paar gravierende Änderungen in seinem Leben. Wenn man aber kein Arzt ist, wird man sich vermutlich nicht anders verhalten als ich, nämlich einfach nur dastehen und denken: *Mein Gott, ist das verdammte Ding schwer.*

Fünf

Als in New York das Rauchen in Restaurants verboten wurde, ging ich nicht mehr essen. Als das Rauchen am Arbeitsplatz verboten wurde, hörte ich auf zu arbeiten, und als der Preis für Zigaretten auf sieben Dollar pro Packung erhöht wurde, packte ich meine Sachen und zog nach Frankreich. Meine Marke war dort zwar nur schwer zu bekommen, aber egal. Mindestens zweimal im Jahr reiste ich in die USA. Eine Stange im Duty-Free kostete nur zwanzig Dollar, und bevor ich ins Flugzeug nach Paris stieg, kaufte ich jedes Mal fünfzehn Stück. Hinzu kamen die Zigaretten, die Freunde auf Besuch von drüben mitbrachten, die für mich den Drogenkurier machten, sowie die, die ich zu Weihnachten und Ostern geschenkt bekam, selbst nachdem meine Mutter gestorben war. Die Gefahr eines Feuers oder Diebstahls stets im Hinterkopf, hortete ich zu meiner besten Zeit vierunddreißig Stangen an drei verschiedenen Orten. Ich nannte es »mein Warenlager«, wie in: »Das Einzige, was mich von einem kompletten Nervenzusammenbruch trennt, ist mein Warenlager.«

An dieser Stelle will ich mich als Kool-Mild-Raucher outen. Manchem mag das vorkommen, als läse er die Bekenntnisse eines Weinenthusiasten und fände ungefähr zur Mitte heraus, dass der am liebsten Pinot Grigio trinkt, aber was soll's. Meine Schwester Gretchen brachte mich auf Mentholzigaretten. Sie arbeitete während ihrer Zeit an der Highschool in einer Cafeteria und war durch einen Koch namens Dewberry an Kools gekommen. Ich habe den Typen nie getroffen, aber immer wenn ich in diesen Jahren zu wenig Luft bekam, dachte ich an ihn und fragte mich, wie mein Leben wohl aussähe, wenn er Tareyton's geraucht hätte.

Kools enthielten angeblich Fiberglas, aber das war gewiss nur ein Gerücht, das

sehr wahrscheinlich von den Salem- oder Newport-Leuten gestreut wurde. Ich hörte auch, Mentholzigaretten seien schädlicher als normale, aber auch das klang verdächtig. Kurz nachdem sie mit der Chemotherapie begonnen hatte, schickte mir meine Mutter eine Stange Kool Milds. »Die waren im Angebot«, krächzte sie. Ob mit einem Bein im Grab oder nicht, sie hätte wissen müssen, dass ich Filter Kings rauchte, aber dann sah ich die Stange an und dachte, was soll's, die sind umsonst.

Für Nichtraucher ist eine Mild oder Light wie eine normale Zigarette mit einem kleinen Loch drin. Bei Menthols fühlt sich der Unterschied so an wie der zwischen einem Tritt, den man von einem Esel bekommt, und einem Tritt, den man von einem Esel bekommt, der Socken anhat. Es dauerte eine Zeit, bis man sich daran gewöhnt hat, aber als meine Mutter eingeäschert wurde, war ich bekehrt.

Sechs

Über die Jahre sind eine ganze Reihe meiner Essays in Schulbüchern abgedruckt worden. Wenn es sich um Mittel- und Unterstufenschüler handelt, fragen mich die Herausgeber manchmal, ob sie ein einzelnes unanständiges Wort oder einen Satz ersetzen oder streichen dürfen, was durchaus seinen Sinn hat. Keinen Sinn hingegen, zumindest nicht für mich, hatte der in die gleiche Richtung gehende Wunsch eines Herausgebers, eine Zigarette aus einem Text zu entfernen, sie einfach zu streichen. Man macht das jetzt oft mit Fotografien, und die Wirkung ist beunruhigend. Hier sieht man Marlene Dietrich entspannt zurückgelehnt, die Finger aus unerfindlichen Gründen gespreizt, den Blick auf die brennende Spitze eines Nichts gerichtet.

Das Schulbuch, um das es ging, war für Zehntklässler. *Horizons*, hieß es, glaube ich, oder vielleicht auch *Perspectives*. Der Satz, den die Herausgeber streichen wollten, verherrlichte das Rauchen nicht. Ganz im Gegenteil. Die beanstandete Zigarette gehörte meiner Mutter und erschien in der Geschichte als Ärgernis, als eine Belästigung, die bei mir Kopfschmerzen ausgelöst hatte. Natürlich hätte ich die ärgerliche Winston durch einen ärgerlichen China-Böller ersetzen können, aber die Geschichte sollte wahr sein, und meine Mutter saß nie mit einem Feuerwerkskörper im Mund in der Wohnung herum. Worauf ich hinauswollte war, dass manche Leute eben rauchen. Das ist Teil ihres Wesens, was man gewiss nicht gut finden muss, aber deshalb gleich ihren Charakter zu verändern, scheint ein bisschen viel verlangt, besonders wenn es die eigene Mutter ist, und sie mir ohne Zigarette vorzustellen, ist schlichtweg unmöglich. »Wäre sie ein Aufziehspielzeug, wäre die Zigarette ihr Schlüssel«, sagte ich.

Es erscheint verrückt, rauchende Mütter aus Schulbüchern zu entfernen, aber in ein paar Jahren werden sie auch im Kino nicht mehr erlaubt sein. Eine Mutter kann ihr Neugeborenes vom Dach eines Hochhauses werfen. Sie kann den Leichnam

anschließend einsammeln und darauf herumstapfen und gleichzeitig mit einer Pistole in die Fenster einer Tagesstätte schießen, aber wenn sie sich aus Genugtuung über ihre Mordtaten eine Zigarette anzündet, ist das eine gefährliche Botschaft. Immerhin könnten junge Menschen es sehen, und wir wollen doch nicht, dass sie auf falsche Gedanken kommen.

Ständig werden wir vor den Gefahren des passiven Rauchens gewarnt, aber wenn es denn wirklich so gefährlich ist, wie behauptet wird, hätte ich meinen ersten Geburtstag nicht erleben dürfen. Mein Bruder und meine Schwestern müssten ebenfalls längst tot sein oder noch wahrscheinlicher, wir alle wären gar nicht erst geboren, da meine Mutter an den Zigaretten ihrer Eltern frühzeitig gestorben wäre.

Meine Großeltern väterlicherseits rauchten nicht, aber als Besitzer eines Zeitungs- und Tabakladens profitierten sie von den Leuten, die es taten. Mein Vater fing an zu rauchen, als er aufs College ging, hörte aber wieder auf, als meine ältere Schwester Gretchen und ich noch klein waren. »Es ist eine scheußliche, stinkende Angewohnheit.« Er sagte diesen Satz fünfzigmal am Tag, aber geholfen hat das nicht. Selbst bevor Warnhinweise auf den Packungen erschienen, konnten alle sehen, dass Rauchen schädliche Folgen hatte. Die Schwester meiner Mutter, Joyce, war mit einem Chirurgen verheiratet, und jedes Mal, wenn wir sie besuchten, wurde ich frühmorgens vom trockenen Husten meines Onkels geweckt, der elendig und schmerzhaft klang und einen baldigen Tod versprach. Später, am Frühstückstisch, sah ich ihn mit einer Zigarette im Mund und dachte: Na ja, *er* ist der Arzt.

Onkel Dick starb an Lungenkrebs, und wenige Jahre später klang der Husten meiner Mutter fast wie seiner. Man hätte annehmen sollen, dass sie als Frau einen helleren, damenhafteren Husten bekommen hätte, aber nichts da. Ich erinnere mich noch, dass ich im Bett lag und beschämt dachte: *Meine Mom hustet wie ein Mann.*

Als sich meine Beschämtheit in Besorgnis verwandelt hatte, wusste ich, dass es wenig Sinn hatte, ihr ins Gewissen reden zu wollen. Mittlerweile war ich selber Raucher, was konnte ich ihr da sagen? Zuletzt gab sie ihre Winstons auf und schwenkte auf Lights und dann auf Ultralights um. »Das ist, als würde man an einem Strohhalm saugen«, beklagte sie sich. »Komm, gib mir eine von deinen.«

Während meiner Zeit in Chicago bekam ich zweimal Besuch von meiner Mutter. Das erste Mal, als ich meinen Collegeabschluss hatte, und das zweite Mal einige Jahre später. Sie war gerade sechzig geworden, und ich erinnere mich, dass wir auf der Straße nur noch sehr langsam vorankamen. Wenn wir zur Hochbahn hinaufstiegen, blieb sie nach jeder fünften Stufe keuchend und spuckend stehen und klopfte sich mit der Hand vor die Brust. *Nun mach schon*, dachte ich. *Leg einen Zahn zu.*

Gegen Ende ihres Lebens schaffte sie zwei Wochen ohne Zigarette. »Das ist praktisch ein halber Monat«, sagte sie mir am Telefon. »Kannst du dir das vorstellen?«

Ich war damals in New York und versuchte sie mir in ihrem Alltag vorzustellen: wie

sie zur Bank fährt, wie sie Wäsche in die Maschine stopft, wie sie vor dem tragbaren Fernseher in der Küche sitzt, und das alles ohne etwas in ihrem Mund außer ihrer Zunge und ihrem Gebiss. Zu dieser Zeit hatte meine Mutter einen Teilzeitjob bei einem Kommissionshandel. Easy Elegance hieß der Laden, und sie beeilte sich, mich darauf hinzuweisen, dass sie nicht alles nähmen. »Es muss schon exklusiv sein.«

Da der Besitzer das Rauchen im Haus verboten hatte, verschwand meine Mutter jede Stunde durch die Hintertür. Ich glaube, dort draußen auf dem Schotter des Parkplatzes in der heißen Sonne kam meine Mutter zum ersten Mal dazu, das Rauchen als eine unschöne Angewohnheit zu sehen. Sie redete mir gegenüber nie vom Aufhören, aber als sie nach zwei Wochen ohne Zigarette anrief, konnte ich aus ihrer Stimme einen leisen Stolz heraushören. »Morgens ist es am schlimmsten«, sagte sie. »Und natürlich später, wenn man seinen ersten Drink nimmt.«

Ich weiß nicht, was sie rückfällig werden ließ: Stress, die Macht der Gewohnheit oder vielleicht auch die Vorstellung, zu alt zum Aufhören zu sein. Damals hätte ich ihr vermutlich zugestimmt, wobei einundsechzig heutzutage gar nichts ist.

Es gab noch mehrere Versuche, mit dem Rauchen aufzuhören, aber keiner dauerte länger als ein paar Tage. Lisa erzählte mir, Mom sei seit achtzehn Stunden ohne Zigarette. Wenn dann meine Mutter anrief, hörte ich das Klicken des Feuerzeugs, gefolgt von einem rauen Einatmen. »Was gibt's Neues, mein Junge?«

Sieben

Irgendwo zwischen meiner ersten und meiner letzten Zigarette wurde ich Geschäftsreisender. Mein Geschäft besteht darin, laut vorzulesen, aber dennoch bin ich viel unterwegs. Zuerst war ich mit jeder Art Unterkunft zufrieden, ob es nun das Holiday Inn oder das Ramada gleich am Flughafen war. Die Überdecken fühlten sich meist glitschig an und waren in dunklen, fleckenfreundlichen Farben gehalten. Auf dem Teppich im Flur standen jede Menge verbogener Tablettts, auf denen Hamburgerbrötchen oder Toastkrusten lagen. *Zimmerservice*, dachte ich. *Wie nobel*.

Es dauerte nicht lange, bis ich wählerischer wurde. Solange man selbst zahlt, ist einem jede drittklassige Hotelkette recht. Wenn aber jemand anders die Rechnung übernimmt, will man mehr oder weniger das Beste. Die Hotels, die aus mir den unerträglichen Snob machten, der ich heute bin, reichten von gediegen bis aberwitzig gediegen. Die Laken knisterten wie frisch gedruckte Geldscheine, und auf dem Tischchen stand immer ein kleines Geschenk, frisches Obst, beispielsweise, oder eine Flasche Wein. Daneben lag eine handgeschriebene Notiz des Managers, in der er mir mitteilte, wie sehr er sich freute, mich als Gast in seinem Haus begrüßen zu dürfen. »Wenn ich irgendetwas für Sie tun kann, zögern Sie nicht, mich unter der genannten Nummer anzurufen«, ließ er mich wissen.

Die Versuchung war groß, es wirklich zu tun und ein Pony zu verlangen – »und machen Sie schnell, Mann, ich weiß nicht, wie lange ich noch in der Stimmung bin« –, aber natürlich machte ich es doch nie. Vermutlich aus Schüchternheit. Weil ich wusste, dass ich damit jemandem Unannehmlichkeiten bereitete.

Auch nach über einem Jahrzehnt als Snob, mache ich anderen nur ungern Umstände. Einmal schickte mir jemand einen Kuchen aufs Zimmer, aber anstatt in der Rezeption anzurufen und um Besteck zu bitten, zerteilte ich ihn mit meiner Kreditkarte und aß die Stücke mit den Fingern.

In meiner Anfangszeit als Geschäftsreisender war es noch möglich zu rauchen. Nicht mehr ganz so möglich wie in den Achtzigern, aber an den meisten Orten war es immerhin erlaubt. Ich weiß noch, dass ich mich beklagte, wenn ich für eine Zigarette ans andere Ende des Terminals laufen musste, aber rückblickend war das gar nichts. Im Verlauf der Neunziger wurde mein Leben zunehmend schwieriger. Bars und Restaurants in Flughäfen wurden »rauchfreie Zonen«, und die wenigen Städte, die das Rauchen noch erlaubten, stellten dazu scheußliche Glaskästen auf.

Die in Salt Lake City waren noch einigermaßen gepflegt, aber die in St. Louis und Atlanta sahen aus wie von Glaswänden umgebene Mini-Slums: überquellende Aschenbecher, Müll auf dem Boden und frei liegende Belüftungsrohre, die von der karamellfarbenen Decke herabhingen. Und dann erst die Leute. Mein alter Freund mit dem Loch in der Kehle war stets anzutreffen, genau wie seine Frau, den Koffer in der einen und den Sauerstofftank in der anderen Hand. Neben ihr war das Wartungsteam von Abu Ghraib, zwei mit Handschellen an ihre Aufseher gekettete Häftlinge, sowie die Familie von Tom Joad. Es war ein Live-Werbespot gegen das Rauchen, und die Leute draußen blieben oft stehen und zeigten mit dem Finger auf einen, besonders wenn Kinder dabei waren. »Siehst du die Dame mit dem Schlauch in der Nase? Willst du, dass du auch einmal so endest?«

Ich saß einmal in einem dieser Glaskästen neben einer Frau, deren zweijähriger Sohn an den Rollstuhl gefesselt war. Draußen hatte sich die Sorte Mob versammelt, der normalerweise Fackeln schwingt, und ich bewunderte die Art, in der die Mutter ihn ignorierte. Nachdem sie ihre Salem zu Dreivierteln heiß geraucht hatte, schnippte sie den Stummel in Richtung Aschenbecher und sagte: »Verdammt, das hat gutgetan.«

So unangenehm die Raucherkabinen auch sein konnten, ließ ich mich doch nie davon abschrecken. Die einzige Alternative war, nach draußen zu gehen, was nach dem 11. September immer komplizierter und zeitaufwändiger wurde. Im Flughafen einer größeren Stadt konnte es eine halbe Stunde dauern, bis man zum Haupteingang kam, und dann musste man noch einmal zehn, bald zwanzig und zuletzt fünfzig Meter vor die Tür gehen, bis man sich eine anstecken durfte. Autos so groß wie Schulbusse rauschten vorbei, und der Fahrer, in den meisten Fällen die einzige Person im Fahrzeug, sah einen vorwurfsvoll an, als wolle er sagen: »He, du Paffer, vielen Dank auch, dass du unsere Luft verpestest.«

Mit Beginn des neuen Jahrtausends wurde an vielen Orten das Rauchen ganz verboten. Unter anderem auch in allen Marriott-Hotels. *Leckt mich*, dachte ich, nur gehört Marriott auch die Ritz-Carlton-Kette, und als die nachzogen, saß ich auf meinem Koffer und weinte.

Inzwischen herrscht nicht nur in einzelnen Unternehmen, sondern in ganzen Städten Rauchverbot. In der Regel sind es nicht die aufregendsten Flecken auf der Landkarte, aber sie wollten eine klare Botschaft aussenden. Wer glaubt, er könne in einer ihrer Bars oder Restaurants eine Zigarette genießen, soll es sich lieber noch einmal überlegen, und das Gleiche gilt für ihre Hotelzimmer. Zu wissen, dass kein Reisender in seinem Zimmer im Hyatt von Palookaville am Tisch sitzt und eine raucht, lässt die Bewohner der Stadt nachts vermutlich ruhiger schlafen. Für mich war es der Anfang vom Ende.

Ich weiß auch nicht, warum schlechte Ideen sich schneller verbreiten als gute, aber so ist es. Überall traten Rauchverbote in Kraft, bis ich mich außerhalb der Stadtgrenzen wiederfand, in jenem allgegenwärtigen Gewerbestreifen zwischen dem Waffel-Restaurant und dem Auspuff-Shop. Man mag es vielleicht nicht bemerkt haben, aber es gibt dort ein Hotel. Obwohl es keinen Pool hat, riecht es in der Lobby immer nach Chlor, mit einem leichten Hauch von Pommes frites. Sofern man Letztere von der Karte des Zimmerservice bestellt hat und noch mehr Ketchup möchte, findet man davon genügend auf dem Telefon oder dem Anschaltknopf für die an der Wand befestigte Heizungs- und Klimaanlage. Senf übrigens auch. Ich habe es selbst gesehen.

Noch schlimmer als ein Zimmer in einem solchen Hotel ist ein Raucherzimmer dort. Ein bisschen Frischluft würde es vielleicht erträglich machen, aber in neun von zehn Fällen sind die Fenster entweder zugeschweißt oder lassen sich gerade einmal einen halben Zentimeter weit öffnen, falls man einmal eine Toastscheibe hinauswerfen möchte. Der abgestandene Rauch wird mit Aerosolspray bekämpft, mit sehr unterschiedlichem Erfolg. Im besten Fall erinnert die Luft anschließend an einen vollen Aschenbecher, in dem die Stummel sich in einer Limonadenpfütze vollsaugen. Im schlimmsten Fall riecht es wie eine angesengte Mumie.

In den Hotels, auf die ich ausweichen musste, hingen Poster in den Aufzügen. »Unsere Pfannenpizza ist *pfanntastisch!!!*«, stand auf einem. Andere machten Werbung für Fingersteaks oder »Appetteazers«, bis zweiundzwanzig Uhr erhältlich im *Perspectives* oder *Horizons*, angekündigt als »Lokal, das man gesehen haben muss und in dem man gesehen wird«. Im Zimmer erwarten einen weitere Lebensmittelfotos, zumeist in Form dreidimensionaler Flyer, die neben dem Telefon oder dem Radiowecker stehen. Man findet nur selten eine wirklich gelungene Aufnahme von gebratenem Speck, aber noch seltener findet man sie auf dem Nachttisch eines Hotels. Das Gleiche gilt für Nachos. Sie sind einfach nicht fotogen.

Habe ich ein Zimmer im Erdgeschoss, steht vor dem Fenster meistens ein

parkender Sattelzug, aber weiter oben kann ich manchmal den Parkplatz des Waffel-Restaurants und die dahinter liegende Autobahn überblicken. Die Landschaft lässt sich am besten als »fußgängerfeindlich« beschreiben. Es ist witzlos, einen Spaziergang zu machen, also bleibe ich meistens auf meinem Zimmer und spiele mit dem Gedanken, mir eine Kugel in den Kopf zu jagen. In einem anständigen Hotel kann man sich immer auf ein Bad freuen, aber hier ist die Wanne flach und aus Fiberglas. Wenn der Stöpsel fehlt – was meistens der Fall ist –, stopfe ich eine zusammengeknüllte Plastiktüte in den Abfluss. Nach drei Minuten kommt kein heißes Wasser mehr, und dann liege ich da mit einem keksgroßen Stück Seife, die genauso riecht wie der Teppich.

Ich sagte mir, wenn ich hier unterkriechen muss, um rauchen zu können, dann soll es so sein. Zur Hölle mit den Ritz-Carltons und den genussfeindlichen Stadträten. Beinahe vierzig Jahre lang war ich ohne anständige Laken ausgekommen, und ich würde es auch jetzt wieder tun. Ich hielt meinen Entschluss den Herbst 2006 über aufrecht, wenn auch nicht aus voller Überzeugung. Als ich einen Spermaklumpen auf den Knöpfen meiner Fernbedienung entdeckte, hatte ich bereits damit begonnen, das Udenkbare ins Auge zu fassen.

Acht

Wenn der erste Schritt aufzuhören darin bestand, den Entschluss zu fassen, war der zweite, für Ersatz zu sorgen. Ich hasste die Vorstellung, eine Lücke in der rauchenden Welt zu hinterlassen, und rekrutierte deshalb eine Nachfolgerin. Ich habe mir viele schlimme Vorwürfe anhören müssen, aber ich bin ziemlich sicher, dass das Mädchen nach der Highschool ohnehin angefangen hätte, erst recht, wenn sie statt zur Fachhochschule zur Armee ging.

Nachdem ich »Ersatz finden« von meiner Liste streichen konnte, ging es weiter mit Schritt drei. Experten zufolge ist der sicherste Weg aufzuhören, seine Umgebung zu ändern, die üblichen Gewohnheiten ein wenig aufzubrechen. Für Leute mit einem ernsthaften Job und Verantwortung läuft das darauf hinaus, das Sofa umzustellen und mit einem Mietwagen zur Arbeit zu fahren. Für diejenigen mit weniger ernsthaften Jobs und Verantwortung lag die Lösung darin, für einige Monate abzuhausen: ein neuer Blick, ein neuer Rhythmus, ein zweiter Frühling.

Während ich im Atlas nach einem geeigneten Ort suchte, brachte Hugh die Stätten seiner Kindheit ins Gespräch. Sein erster Vorschlag war Beirut, wo er in den Kindergarten ging. Mitte der Sechziger zog die Familie in den Kongo. Von dort ging es nach Äthiopien und dann nach Somalia, in seinen Augen alles sehr schöne Orte.

»Warten wir mit Afrika und dem Mittleren Osten, bis ich mit dem Leben ganz aufhören möchte«, sagte ich.

Zu guter Letzt einigten wir uns auf Tokio, wo wir im Sommer zuvor gewesen waren.

Die Stadt besitzt unendlich viele empfehlenswerte Dinge, aber was mich auf Anhieb für sie einnahm, war der Stand der Zahnheilkunde. Die Leute sahen aus, als hätten sie rostige Bolzen gekaut. Wenn ein Zahn noch ganz war, stand er höchst wahrscheinlich vor oder war mit Draht mit einer hanebüchenen Brücke verbunden. In Amerika lache ich nur mit geschlossenem Mund. Sogar in Frankreich und in England bin ich gehemmt, aber in Tokio fühlte ich mich zum ersten Mal seit Jahren völlig normal. Ich mochte auch die Kaufhäuser und die Art, in der die Angestellten ihre Kunden begrüßen. »*Irrasshimase!*« Sie klangen wie Katzen, und wenn eine ganze Gruppe im Chor grüßte, war der Lärm fantastisch. Wenn ich an unseren kurzen, dreitägigen Besuch zurückdachte, fielen mir vor allem die Kuriositäten ein: eine junge Frau, die sich aus unerfindlichem Grund wie Schneewittchen gekleidet hatte, oder ein Mann auf einem Fahrrad, der ein Tablett in der Hand hielt. Auf dem Tablett stand eine Schale mit Nudeln, und obwohl sie bis zum Rand mit Brühe gefüllt war, hatte er nicht den kleinsten Tropfen verschüttet.

Ich hatte mir Japan als Raucherparadies vorgestellt, aber wie überall auf der Welt, gab es auch hier Einschränkungen. In den meisten Stadtteilen von Tokio ist es untersagt, mit einer Zigarette in der Hand auf der Straße zu gehen. Das heißt nicht, dass man nicht rauchen dürfte, nur dass man nicht gleichzeitig rauchen und sich bewegen darf. Die Stadt hat öffentliche Aschenbecher aufgestellt, zwar nicht so viele, wie man sich wünschen würde, aber es gibt sie. Auf den meisten sind Metallschilder in Japanisch und Englisch angebracht, deren Botschaft von einfachen Illustrationen unterstützt wird: »Nehmen Sie Rücksicht.« »Werfen Sie keine Kippen auf die Straße.« »Benutzen Sie Ihrer Umwelt zuliebe Taschenaschenbecher.«

An einem Raucherplatz im Stadtteil Shibuya regten die Botschaften zu tieferem Nachdenken an, genau wie die sie begleitenden Illustrationen: »Ich halte inmitten vieler Passanten ein 400° C heißes Feuer in der Hand.« »Bevor ich Wind lasse, sehe ich mich um, aber wem ich den Rauch ins Gesicht blase, ist mir egal.« »Eine brennende Zigarette befindet sich genau auf Gesichtshöhe eines Kindes.«

Alle Botschaften richteten sich an Bürgertugenden. Rauchen verursacht Müll. Rauchen kann Menschen in der Umgebung Verbrennungen zufügen oder ihr Augenlicht gefährden. Nichts jedoch von den Ermahnungen mit erhobenem Zeigefinger, die man in Amerika so oft hört, Sprüche wie: »Sollten Sie es nicht besser wissen?« oder »Wie können Sie nur?«, die letztendlich mehr Zigaretten anzünden als ausdrücken.

Was die Einschränkungen betraf, war Japan das genaue Gegenteil vom Rest der Welt. Anstatt seine Raucher vor die Tür zu scheuchen, trieb man sie in geschlossene Räume, um an ihnen zu verdienen. In Cafés und Restaurants, in Taxen, Büros und Hotelzimmern war das Leben wie ein Schwarz-Weiß-Film. Verglichen mit den USA war es ein Schock, aber verglichen mit Frankreich schien es ziemlich normal. Der wesentliche Unterschied bestand in den Warnhinweisen auf den Packungen. In Frankreich lautete die Warnung: »RAUCHER STERBEN FRÜHER«, in fetten

Buchstaben, die man noch aus dem Weltall lesen konnte. In Japan waren sowohl die Schriftgröße wie die Hinweise diskreter: »Mäßigen Sie Ihren Zigarettenkonsum, um Ihrer Gesundheit nicht zu schaden.«

Kein Wort von Krebs oder Raucherlunge, und erst recht keine Bilder von geschädigten Organen. In Kanada machen sie das, und auch wenn ich mir nicht sicher bin, ob es Leute vom Rauchen abhält, weiß ich ganz bestimmt, dass es für eine verdammt hässliche Packung sorgt.

Die Tatsache, dass in Japan in geschlossenen Räumen gequalmt wurde, stellte einen gewissen Rückschlag dar. Als Reiseziel war es eher dazu geeignet, mit dem Rauchen anzufangen anstatt aufzuhören, aber als ich den Vorsatz endlich gefasst hatte, kam für mich nur Tokio infrage. Seine Fremdheit, so hoffte ich, würde mich meine eigenen Nöte vergessen lassen und dafür sorgen, dass es neben meinen Entzugserscheinungen noch andere Dinge gab, auf die ich mich konzentrieren konnte.

Neun

Anfang November beschlossen wir nach Tokio zu gehen, und bevor ich einen Rückzieher machen konnte, hatte Hugh eine Wohnung im Viertel Minato-ku für uns gemietet. Sie befand sich in einem Hochhaus, in dem vorwiegend Mieter auf Zeit wohnten. Der Immobilienmakler schickte Fotos, die ich mit gemischten Gefühlen betrachtete. Auf Tokio war ich gespannt, aber die Vorstellung, mit dem Rauchen aufzuhören – und zwar für immer und unwiderruflich –, verursachte ein flaues Gefühl im Magen. Die längste Zeit, die ich ohne Zigarette ausgehalten hatte, waren zwölf Stunden, aber das war in einem Flugzeug gewesen und zählte vermutlich nicht.

An einem normalen Tag rauchte ich anderthalb Päckchen, noch mehr, wenn ich getrunken oder Drogen genommen hatte, und noch einmal mehr, wenn ich die ganze Nacht aufblieb, um irgendwelche Sachen rechtzeitig fertig zu bekommen. Am nächsten Morgen hatte ich eine Art Nikotinkater, ein dumpfes Gefühl im Kopf und eine Zunge, die wie eine dreckige Sandale in meinem Mund lag – was mich allerdings nicht daran hinderte, gleich nach dem Aufstehen wieder von vorn anzufangen. Ursprünglich hatte ich mit der ersten Zigarette gewartet, bis ich eine Tasse Kaffee in der Hand hatte, aber Anfang der Neunziger war auch das vergessen. Die einzige Regel war, dass ich wach sein musste.

Als Vorbereitung für meinen Entschluss begann ich damit, mich bei der einen oder anderen Zigarette zu fragen, warum ich sie mir in diesem Moment ansteckte. Einige sind schlichtweg notwendig, zum Beispiel, wenn man aus der Zahnarztpraxis oder aus dem Kino kommt. Andere hingegen sind eine Art Vorbeugungsmaßnahme. »Nur wenn ich mir jetzt eine anstecke, kommt mein Bus«, redete ich mir ein. »Nur wenn ich mir eine anstecke, spuckt der Geldautomat kleine Scheine aus.« Ich steckte mir eine

an, bloß weil das Telefon klingelte oder es an der Tür schellte, und selbst ein vorbeifahrender Krankenwagen mit Sirene musste als Ausrede herhalten. Natürlich gab es auch in Tokio Türklingeln und Martinshörner, nur bezweifelte ich, dass jemand bei uns schellen würde. Und wegen des Zeitunterschieds ging ich auch nicht davon aus, oft angerufen zu werden. Wenn ich nicht gerade Panik verspürte, hatte ich zwischendurch das Gefühl, mich zu einem wirklich gut durchdachten Plan beglückwünschen zu können.

Zehn

Im Sommer 2006, kurz vor unserer dreitägigen Reise nach Tokio, kaufte ich eine CD mit einem Japanisch-Sprachkurs. Nur die wichtigsten Grundlagen: »Guten Morgen«, »Kann ich eine Gabel bekommen?« Dinge in der Art. Die englischen Übersetzungen wurden in normalem Tempo gesprochen, aber die japanische Sprecherin redete extrem langsam und bedächtig. »*Koooooniiiiichiii waaa*«, sagte sie. »*Ooooohaaaaayooooogooooooo ... zaimasssssuuu.*« Ich lernte alle ihre Sätze auswendig und fühlte mich gut vorbereitet, als wir in Japan eintrafen. Ein Hausangestellter begleitete Hugh und mich zu unserem Zimmer, und ich konnte ihm ohne große Probleme sagen, wie sehr wir dies schätzten. »*Korree gaaa sukiii dessssu.*« Am nächsten Morgen sagte ich ein paar freundliche Worte zum Portier, der mich freundlich darauf hinwies, dass ich offenbar wie eine alte, reiche Dame redete. »Vielleicht legen Sie einfach einen Zahn zu«, schlug er vor.

Viele Leute amüsierten sich in den drei Tagen über mein Japanisch, aber ich hatte nie das Gefühl, dass man sich über mich lustig machte. Es war eher so, als würde ich einen Trick vorführen, irgendetwas Perverses oder Unerwartetes wie eine Wurst aus meinem Ohr hervorziehen. Als ich das erste Mal nach Frankreich kam, hatte ich Angst, den Mund aufzumachen, aber in Tokio machte es Spaß, die Sprache auszuprobieren. Die fünf Dutzend Phrasen, die ich vorher auswendig gelernt hatte, waren mir eine gute Hilfe, und als wir zurückflogen, wollte ich noch mehr lernen.

Das führte zu einem zweiten, sehr viel ehrgeizigeren Lernprogramm, das aus fünfundvierzig CDs statt aus einer einzigen bestand. Die Sprecher waren jung, ein junger Mann und eine junge Frau, und sie verlangsamten für niemanden ihr Tempo. Die Idee war, zuzuhören und nachzusprechen, ganz ohne irgendwelche schriftlichen Übungen, was einfach zu gut klang, um wirklich funktionieren zu können. Obwohl es nicht vorgesehen war, schrieb ich am Ende jeder Übung alle neuen Wörter und Sätze auf Karteikarten. Damit konnte ich nachher lernen oder, was noch besser war, mich abfragen lassen. Hugh fehlt für so etwas die Geduld, sodass ich meine Schwestern Amy und Lisa bitten musste. Die beiden waren über die Weihnachtstage nach Paris gekommen, und jeden Abend drückte ich einer von beiden meinen Karteikartenstapel in die Hand.

»Okay«, sagte Lisa. »Wie fragst du, ob ich Zweitklässlern Leseunterricht gebe?«

»So weit bin ich noch nicht. Ich kann nur das, was auf den Karteikarten steht.«

»Ach, tatsächlich?« Als Nächstes zog sie eine Karte aus dem Stapel und las mit gerunzelter Stirn. »Also gut, wie heißt das: ›Was haben Sie sich für heute Nachmittag vorgenommen?‹«

»*Gogo wa, nani o shimasu ka?*«

»Und was haben Sie heute Nachmittag *gemacht*? Kannst du das auf Japanisch sagen?«

»Ähm, nein ...«

»Kannst du sagen, du und deine ältere Schwester haben einen schlechten Film mit einem Drachen gesehen? Kannst du wenigstens ›Drachen‹ sagen?«

»Nein.«

»Verstehe«, sagte sie, und während sie die nächste Karte aus dem Stapel zog, spürte ich eine wachsende Hilflosigkeit.

Wenn Amy mich abfragte, war es noch schlimmer. »Wie bittest du jemanden um eine Zigarette?«

»Keine Ahnung.«

»Wie sagst du: ›Ich habe versucht aufzuhören, aber es klappt nicht‹?«

»Was weiß ich.«

»Dann sag: ›Wenn Sie mir eine Zigarette geben, blase ich Ihnen einen.‹«

»Bitte nur, was auf den Karten steht.«

»Sag: ›Mein Gott, bin ich fett geworden! Kannst du dir vorstellen, wie viel ich zugelegt habe, seit ich nicht mehr rauche?‹«

»Weißt du«, sagte ich, »ich glaube, ich lerne besser für mich allein.«

Elf

In den Monaten vor unserer Reise nach Tokio sprach ich mit einer ganzen Reihe von Leuten, die mit dem Rauchen aufgehört oder es versucht hatten. Einige hatten mehrere Jahre lang durchgehalten. Dann war ihre Stiefgroßmutter gestorben oder ihr Hund hatte einen krummen Zahn bekommen und sie hatten wieder angefangen.

»Glaubst du, dass du vielleicht nach einem Anlass gesucht hast, um wieder anzufangen?«, fragte ich.

Alle verneinten das.

Die Botschaft war, dass man nie wirklich sicher sein konnte. Ein ganzes Jahrzehnt ohne Zigarette und dann ... wham! Meine Schwester Lisa hatte nach sechs Jahren wieder angefangen und erzählte mir, was mir auch andere bestätigten, dass das Aufhören beim zweiten Mal noch viel schwerer war.

Wenn ich sie fragte, wie sie die ersten Wochen überstanden hatten, nannten viele das Nikotinpflaster. Andere schworen auf Kaugummi und Pastillen, Akupunktur,

Hypnose und ein neues Medikament, von dem alle gehört hatten, aber an dessen Namen sich niemand erinnerte. Und dann waren da die Ratgeber. Das Problem mit der sogenannten Entwöhnungsliteratur ist, dass man die Worte »rauchen« und »Zigaretten« nicht endlos wiederholen kann. Der Trick ist, sie abwechselnd zu benutzen, aber nicht nach einem Wörterbuch zu greifen. Es nervt, wenn ich lese, soundso habe »an einem Krebsstäbchen gezogen« oder »sich einen Sargnagel eingepfiffen«. Ich kenne auch niemanden, der Tabak als »das böse Kraut« bezeichnen würde. In England heißen Zigaretten »fags«, aber in Amerika ist dieser Ausdruck peinlich und bewusst schlüpfrig, so als würde man Pussy statt Katze sagen.

Das Buch, das ich in die Hand bekam, benutzte alle diese Ausdrücke und noch einige mehr. Ich las die ersten hundert Seiten und gab Hugh anschließend folgende Zusammenfassung: »Der Typ sagt, an einem Krebsstängel zu saugen sei eine scheußliche, widerliche Angewohnheit.«

»Ist es nicht«, sagte er.

Nachdem er jahrelang die Fenster aufgerissen und mir vorgeworfen hatte, ich rieche wie ein Kasino, schien Hugh nun gar nicht zu wollen, dass ich aufhörte. »Du brauchst es doch nur ein bisschen einzuschränken«, erklärte er mir.

Als Nichtraucher verstand er nicht, wie qualvoll das wäre. Mit dem Alkohol war es mir genauso ergangen; es war leichter ganz aufzuhören als sich jeden Tag neu beweisen zu müssen. Dabei gehörte ich, was das Saufen anging, allenfalls zur zweiten Liga. Ich weiß nur, dass ich trank, um mich abzuschießen, und dass ich damit mehr als zwanzig Jahre lang jeden Abend erfolgreich war. Meine Vorgehensweise folgte in der Regel einem festen, konventionellen Rhythmus. Ich wartete immer bis acht Uhr abends mit dem Trinken und tat es fast immer zu Hause, meistens an der Schreibmaschine. Was mit einem Bier pro Abend begann, als ich zweiundzwanzig war, wuchs sich allmählich auf fünf pro Abend aus, gefolgt von zwei großen Scotchs, alles auf nüchternen Magen und innerhalb von neunzig Minuten. Das Abendessen brachte mich wieder halbwegs auf die Beine, und danach machte ich mit Pot weiter.

Schlimmer als alles andere war die dumpfe Routine, Abend für Abend die gleiche Geschichte. Hugh rauchte kein Haschisch, und auch wenn er gelegentlich einen Cocktail oder Wein zum Essen trinkt, scheint er niemals ernsthaft darauf angewiesen. Man konnte um elf Uhr abends mit ihm am Telefon reden und er klang nicht anders als zu Mittag. Rief mich jemand um elf Uhr abends an, hatte ich nach etwa einer Minute vergessen, wer am Apparat war. Dann fiel es mir wieder ein und aus lauter Freude darüber zog ich erst einmal kräftig an meiner Bong. Noch schlimmer war es, wenn *ich* der Anrufer war. »Ja«, sagte ich. »Kann ich bitte mit ... äh, na, du weißt schon. Der mit den braunen Haaren? Führt einen Van mit seinem Namen drauf?«

»Ist da David?«

»Ja.«

»Und du möchtest deinen Bruder Paul haben?«

»Genau. Kannst du ihn an den Apparat holen?«

Meistens blieb ich bis drei Uhr früh auf, schaukelte auf meinem Stuhl vor und zurück und dachte an die Dinge, die ich hätte tun können, wenn ich nicht so total im Arsch gewesen wäre. Hugh ging um Mitternacht herum zu Bett, und sobald er schlief, machte ich mir mein zweites Abendessen.

Rein körperlich konnte ich keinen Hunger haben. Der Pot flüsterte mir das ein. »Brat mir ein Spiegelei«, kommandierte er. »Mach mir ein Sandwich.« »Schneid ein Stück Käse ab und schmier irgendwas von dem Zeug drauf, das da im Regal steht.« Kein Gewürz hielt sich bei uns länger als eine Woche, egal wie furchtbar oder abstrus es war.

»Wo ist unsere nigerianische Tika-Tika Soße, die Oomafata letzten Dienstag aus Lagos mitgebracht hat?«, fragte Hugh, und ich sagte nur: »Tika-Tika Soße? Nie gesehen.«

In New York bekam ich mein Marihuana durch einen Kurierdienst. Man rief eine Nummer an, gab seinen Code-Namen durch und zwanzig Minuten später stand ein NYU-Student mit Apfelbäckchen vor der Tür. In seinem Rucksack hatte er acht verschiedene Sorten Pot, jede mit ihrem eigenen wohlklingenden Namen und unverkennbaren Aroma. In der Thompson Street high zu werden war die einfachste Sache der Welt, aber in Paris hatte ich keine Ahnung, wo ich einen Studentenkurier auftreiben sollte. Ich kannte eine Gegend, in der die Leute sich im Schatten herumtrieben. Die Art, wie sie einem zuflüsterten und Zeichen machten, war mir bekannt, aber als Ausländer wollte ich es nicht riskieren, verhaftet zu werden. Außerdem war zu befürchten, dass sie einem Moos oder die Füllung von Rosshaarsofas andrehten.

Was ich so alles von Fremden im Dunkeln gekauft habe: Es würden sich manchem die Fußnägel aufdrehen.

Bei Marihuana ist der Entzug anders als bei Speed oder Kokain. Der Körper leidet nicht darunter, aber der ganze Rest von dir. »Wie das wohl aussähe, wenn ich stoned wäre?« Ich stellte mir diese Frage gut zwanzigmal am Tag, egal ob es sich um Notre-Dame oder die hohen Deckenbalken in unserem Apartment handelte. Mit Pot sahen gewöhnliche Dinge zehnmal besser aus, und ich konnte mir nur ungefähr vorstellen, wie es mit den außergewöhnlichen Dingen wäre.

Wenn ich in Paris ohne mich zu bekiffen überlebte, dann nur, weil es auch noch Alkohol gab. Die Flaschen in Frankreich sind kleiner als in den USA, aber der Alkoholgehalt ist deutlich höher. Ich bin kein Ass in Mathe, aber ich rechnete mir aus, dass fünf amerikanische Flaschen Bier etwa neun französischen entsprechen. Das bedeutete, dass ich die Flaschen immer rechtzeitig entsorgen musste. Ein paar Tage gewartet, und es sah aus, als hätte ich ganz Belgien zu Besuch gehabt.

Ich wusste, dass mein Konsum mit der Zeit steigen würde. Ich wollte aufhören, bevor es so weit war, aber praktische Gründe kamen dazwischen. Solange trinken

und arbeiten sich so harmonisch ergänzten, war es leicht, jeden Abend am Schreibtisch zu sitzen. Wie aber sollte man ohne Alkohol schreiben? Welchen Anreiz gab es dann? Und dann der ganze Schlamassel, wenn man trocken werden wollte: die Reha-Klinik mit der Quasselstrippe als Zimmernachbar, die Treffen der Anonymen Alkoholiker, wo alle sich an der Hand halten mussten.

Schließlich hörte ich ganz ohne fremde Hilfe auf. Erst ein Abend ohne Alkohol, dann zwei und dann immer so weiter. Die ersten Wochen waren nicht einfach, aber vieles war bloß meiner Theatralik geschuldet. Was das Schreiben anging, veränderte ich einfach nur meinen Rhythmus und arbeitete tagsüber statt in der Nacht. Wenn Leute in meiner Umgebung tranken, versuchte ich mich für sie zu freuen, und wenn sie betrunken waren und zu Boden sanken, hatte ich das Gefühl, es nicht versuchen zu müssen. Meine Freude war echt und ungezwungen. *Da sieh nur, was du verpasst*, dachte ich.

Lehnt man in den USA einen Drink ab, verstehen die Leute die Botschaft ohne große Erklärung. »Oh«, sagen sie verlegen, weil sie nicht selbst drauf gekommen sind. »Sie haben recht. Ich sollte vermutlich ... auch aufhören.« In Europa hingegen ist man erst dann Alkoholiker, wenn man halb nackt auf der Straße lebt und Frostschutzmittel aus einem weggeworfenen Schuh trinkt. Alles andere ist »Spaß haben« oder »einen draufmachen«. Hält man in Frankreich oder Deutschland – oder schlimmer noch in England – die Hand über sein Glas, fragt einen der Gastgeber tief beleidigt, warum man nicht trinkt.

»Ach, mir ist heute früh nicht danach.«

»Warum nicht?«

»Ich bin einfach nicht in der Stimmung.«

»Na, das bringt Sie in Stimmung. Nur zu. Trinken Sie.«

»Nein, wirklich, ich bin okay.«

»Sie brauchen nur probieren.«

»Also, ich ... ähm, wissen Sie, ich habe damit ein Problem.«

»Wie wär's dann mit einem *halben* Glas?«

Vor einigen Jahren war ich auf einer französischen Hochzeitsfeier, und als der Moment kam, sein Glas auf das Brautpaar zu erheben, kam die Brautmutter mit einer Flasche Veuve Clicquot auf mich zu.

»Vielen Dank«, sagte ich. »Ich bleibe lieber bei meinem Wasser.«

»Aber sie brauchen Champagner!«

»Wirklich«, sagte ich, »ich bin so ganz zufrieden.«

»Aber ...«

In dem Moment sagte jemand den Toast auf das Paar. Ich hob mein Glas in die Luft, und genau in dem Moment, als ich es mir an die Lippen setzen wollte, stieß jemand mir einen champagnergetränkten Finger in den Mund. Es war die Brautmutter. »Tut mir leid«, sagte sie, »aber so sind die Regeln. Man kann nicht mit einem Glas Perrier anstoßen.«

Ich bin sicher, in Amerika könnte man jemanden wegen so etwas verklagen. Allerdings hatte es die Frau nur gut gemeint und immerhin hatte sie kurze Fingernägel. Seit dieser Hochzeit habe ich gelernt, das Glas Champagner nicht zurückzuweisen. Es ist einfacher, es zu nehmen und an Hugh weiterzugeben als ein großes Brimborium darum zu machen. Von diesen Situationen abgesehen, mache ich mir nicht mehr viel aus Alkohol. Ich mache mir auch nicht mehr viel aus Drogen, es sei denn, etwas Neues kommt auf den Markt, das ich noch nicht probiert habe. Der eigentliche Punkt ist, dass ich in der Lage war aufzuhören. Und wenn ich auf Alkohol und auf Drogen verzichten konnte, würde ich es vielleicht auch schaffen, das Rauchen aufzugeben. Der Trick war, sich nicht zu sehr in die Sache hineinzusteigern und dem Wort Abstinenz nicht einen noch schlechteren Ruf zu geben, als es ohnehin hat.

Zwölf

Meine letzte Zigarette rauchte ich in einer Bar im Flughafen Charles de Gaulle. Es war am 3. Januar, einem Mittwochmorgen, und obwohl wir in London umsteigen mussten und fast zwei Stunden Aufenthalt haben würden, hielt ich es für besser, den Zeitpunkt nicht bis auf die letzte Minute hinauszuschieben.

»Okay«, sagte ich zu Hugh. »Das ist sie, meine letzte Zigarette.« Sechs Minuten später zog ich die Packung aus der Tasche und sagte das Gleiche noch mal. Und danach noch einmal. »Das war's. Ganz bestimmt.« Überall um mich herum rauchten die Leute mit Genuss: das rotbackige irische Pärchen, die Spanier mit ihren Biergläsern. Dann die Russen, die Italiener, sogar einige Chinesen. Zusammen bildeten wir eine anstößige kleine Versammlung: die Nikotin-NATO, die Herren der Rauchringe. Das waren meine Leute, und jetzt würde ich sie verraten und ihnen den Rücken kehren, wo sie mich am dringendsten brauchten. Ich wünschte, es wäre anders, aber tatsächlich bin ich ein sehr intoleranter Mensch. Wenn ich einen Säufer oder Drogenabhängigen auf der Straße um Geld betteln sehe, denke ich nicht: *Es hätte weiß Gott auch mich erwischen können*, sondern: *Ich habe aufgehört, du kannst das auch. Und jetzt halte mir nicht länger deinen Becher mit Kleingeld unter die Nase.*

Es ist eine Sache, mit dem Rauchen aufzuhören, und eine andere, ein ehemaliger Raucher zu werden. In dem Moment, in dem ich die Bar verlassen würde, wäre ich einer, weshalb ich mich noch ein wenig herumdrückte und mein neonfarbenes Plastikfeuerzeug und den vollgestopften Aluminiumaschenbecher anstarrte. Als ich schließlich aufstand und gehen wollte, wies Hugh mich darauf hin, dass noch fünf Zigaretten in meiner Packung waren.

»Willst du die einfach auf dem Tisch liegen lassen?«

Ich antworte mit einem Satz, den ich schon vor Jahren von einer Frau aus

Deutschland hatte. Sie hieß Tini Haffmans, und obwohl sie sich oft für ihr mangelhaftes Englisch entschuldigte, hätte ich es mir gar nicht besser gewünscht. Die Verbformen beherrschte sie perfekt, nur benutzte sie hin und wieder eine falsche Vokabel, was aber dem Sinn ihres Satzes keinen Abbruch tat, sondern ihn eher noch vermehrte.

Als ich sie einmal fragte, ob ihr Nachbar rauche, überlegte sie einen Augenblick und sagte dann: »Karl hat ... das Rauchen vollendet.«

Sie meinte natürlich, er hätte aufgehört, aber mir gefiel ihre Version sehr viel besser. »Vollendet« klang so, als hätte er bei seiner Geburt eine bestimmte Zahl Zigaretten zugewiesen bekommen, sagen wir dreihunderttausend. Hätte er ein Jahr später angefangen oder weniger geraucht, wäre vielleicht noch was übrig, aber wie die Dinge standen, war sein Kontingent bis auf die letzte Zigarette aufgebraucht, und er musste ohne klarkommen. Genau so, dachte ich, würde ich die Sache betrachten. Okay, ich hatte noch fünf Kool Milds in meiner Packung und sechsundzwanzig Stangen zu Hause gehortet, aber die waren überzählig und beruhten auf einem Rechenfehler. Was das Rauchen anging, so hatte ich es gerade vollendet.

Teil II (Japan)

5. Januar

Bei unserem ersten Flug nach Tokio rannte ich sofort, nachdem wir durch den Zoll waren, nach draußen. Ich hatte einen halben Tag ohne Zigarette hinter mir, und als ich mir am Bordstein eine ansteckte, wurde mir davon so schwindelig, dass ich beinahe umkippte.

Für die meisten Leute mag das unangenehm klingen, aber für einen Raucher ist es das höchste der Gefühle – ungefähr zehnmal so gut wie die erste Zigarette am Morgen. Für mich war es immer die Belohnung nach einer langen Reise, und ich war mir nicht sicher, was ich ohne sie tun sollte. Nachdem wir dieses Mal den Zoll hinter uns hatten, setzte ich meinen Koffer ab und drehte mich zu Hugh.

»Und was kommt jetzt?«, fragte ich. Ungerührt führte er uns zum Bahnsteig.

Das war gestern Morgen, doch kommt es mir wie Monate vor. Seit meiner letzten Zigarette sind achtunddreißig Stunden vergangen und ich muss sagen, dass es – wenngleich nicht völlig schmerzlos – längst auch nicht so furchtbar war, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ich hatte einen völligen Zusammenbruch erwartet, aber merkwürdigerweise ist Hugh derjenige, der launisch und gereizt reagiert.

Dass ich nicht anders als sonst bin, liegt vielleicht an dem Nikotinpflaster, dass ich drei Stunden vor dem Abflug angelegt habe. Ich hatte nicht vor, eins zu kaufen, aber als ich vor einigen Tagen an einer Apotheke vorbeikam, änderte ich meine Meinung und kaufte achtzig Stück auf Vorrat. Vorher hatte ich nie eins benutzt, weil Rauchen eben genau das für mich bedeutete – eine Tätigkeit, die Rauch produziert. Nikotinpflaster befriedigen nicht das Bedürfnis, sich etwas in den Mund zu stecken und es anzuzünden, aber sie wirken auf seltsame Weise beruhigend. Wo ich schon einmal dabei war, kaufte ich gleich fünf Schachteln Nikotinpastillen. Ich habe sie noch nicht angebrochen, aber vielleicht wirkt allein die Gewissheit, dass sie da sind, ebenfalls beruhigend.

Hilfreicher noch als meine Einkäufe ist vermutlich die Tatsache, dass alles so neu und ungewohnt ist: unsere elektrische Toilette zum Beispiel. Am Sitz ist eine Kontrollkonsole mit einem Dutzend Knöpfen angebracht. Jeder ist mit japanischen Schriftzeichen und einer einfachen Illustration versehen. Was wie ein kleines *w* aussieht, steht für Hintern. Ein großes *Y* bedeutet Vagina. Hat man beides, kann man sich für Stunden beschäftigen, aber auch männliche Benutzer kommen auf ihre Kosten. »Darf ich das für Sie waschen?«, fragt die Toilette leise. »Möchten Sie lieber einen gleichmäßigen Wasserstrahl oder die Staccato-Düse? Welche Temperatur? Möchten sie auch die Trockenfön-Einstellung nutzen?«

Und immer so weiter.

Die elektrische Toilette wurde uns wie alle anderen Einrichtungsgegenstände des

Apartments vom Hausverwalter gezeigt. Ich habe ihn Meister-san getauft. Der Mann ist einige Zentimeter kleiner als ich und seine einzige englische Vokabel scheint »Hallo« zu sein.

Dank meines zweimonatigen Sprachkurses auf CD war ich selbstsicher genug, mich und Hugh vorzustellen und einen Satz über das angenehme Wetter zu sagen, als wir mit dem Aufzug in den sechszwanzigsten Stock hinauffuhren.

ICH: *li o tenki desu ne?*

ER: *So desu ne!*

Gleich hinter der Tür zu unserer Wohnung zog Meister-san seine Halbschuhe aus. Hugh machte es ihm nach und trat in Socken nach mir. »Schuhe aus.«

»Aber das ist *unser* Apartment«, flüsterte ich.

»Egal.«

Am Ende des kurzen Flurs, bevor der Teppich beginnt, steht ein kleiner Metallbaum, an dem lauter Hausschlappen hängen. Alle sind nagelneu, für Männer und Frauen, und an allen kleben noch die Preisschilder unter den Sohlen. Meister-san schlüpfte in das kleinste Paar und machte anschließend mit uns eine Besichtigungstour durch die Wohnung, die für die kommenden drei Monate unser Zuhause sein wird.

Ich konnte sagen, dass das Apartment groß und gut war, aber nicht, dass es neu roch und mich an eine Hotelpension in der mittleren Preisklasse erinnerte. Im Wohnzimmer hängen zwei gerahmte Bilder. Sie sehen aus wie die Farbmuster, die man im Malergeschäft bekommt, allerdings ohne Namenszug, und sind mit einem weißen Passepartout versehen. Sie hängen über einer leeren Musikkonsole, der ein leeres Bücherregal gegenübersteht. Die weitere Einrichtung besteht aus einer leeren Vitrine mit Glastüren, zwei Sofas, einem Tisch und Stühlen sowie einem kompliziert aussehenden Fernseher. So unscheinbar das Apartment ist, so spektakulär ist der Blick nach draußen. Vom Wohnzimmer aus geht es auf einen schmalen Balkon, von dem man den Tokyo Tower sehen kann. Das Schlafzimmer hat ebenfalls einen Balkon, von dem aus man auf ein Netz von Kanälen blickt. Auf einigen fahren kleine Boote. Dann gibt es einen Rangierbahnhof und dahinter eine Kläranlage. »Gut. Gut«, sagte ich zu Meister-san. »Das ist ein guter Platz.« Als er lächelte, lächelten auch wir. Als er sich verneigte, verneigten auch wir uns. Als er ging, nahmen wir seine Hausschlappen und hängten sie zurück an den kleinen Metallbaum.

6. Januar

Unser Hochhaus liegt an einer lebhaften, aber nicht unangenehmen Straße mit ähnlich hohen Gebäuden, die zum Teil Büro- und zum Teil Wohnhäuser sind. Auf unserer Seite gibt es ein Postamt und gegenüber ein zu einer Kette gehörendes Restaurant. Vor unserem Hauseingang stehen Bäume, die mit Lichterketten geschmückt sind, und auf der anderen Straßenseite befindet sich ein Lebensmittelgeschäft mit Namen Lawson. Normalerweise benutzen die Japaner für Wörter aus fremden Sprachen das Katakana-Alphabet, aber der Namenszug über dem Geschäft ist in Englisch, genau wie das Schild über der Filiale des 7-Eleven. Lawson führt meine Zigarettenmarke, aber wenn es noch schneller gehen sollte, könnte ich sie auch bei Peacock bekommen, einem gut sortierten Supermarkt im Keller unseres Gebäudes. Auch der Namenszug ist auf Englisch, warum weiß ich nicht. Wenn man sich auf westliche ausländische Kundschaft einstellt, braucht man zunächst einmal die Ausländer. Außer Hugh und mir habe ich noch nie einen gesehen, weder auf der Straße und schon gar nicht im Peacock. Gestern waren wir zweimal dort und kamen uns völlig verloren vor. Die Milch erkannte ich an der roten Verpackung und der Silhouette einer Kuh, aber wie soll man Sojasoße finden, wenn alles in den Regalen aussieht wie Sojasoße? Wie soll man Zucker und Salz auseinanderhalten oder wissen, was normaler Kaffee ist und was koffeinfreier?

In Paris sitzen die Kassiererinnen meist an der Kasse. Sie ziehen die Waren über einen Scanner, tippen auf Gesamtsumme und wollen dann den exakten Betrag von einem haben. Angeblich, weil nicht genügend Euro im Umlauf sind. »In der ganzen EU gibt es nicht genug Münzen.«

»Ach ja?«, sage ich, weil es in Deutschland jede Menge Münzen gibt. Weder in Spanien, noch in den Niederlanden oder Italien werde ich darum gebeten, genau passend zu bezahlen, weshalb ich vermute, dass es sich um ein Problem der Pariser Kassiererinnen handelt, die einfach nur faul sind. Die in Tokio sind nicht nur ungemein fleißig, sondern obendrein geradezu zwanghaft gut gelaunt.

Unten im Peacock fließt das Kleingeld wie Leitungswasser. Die Frauen hinter der Kasse verbeugen sich vor einem, und das heißt nicht, dass sie leicht mit dem Kopf nicken, wie unsereins es macht, wenn man einem Bekannten auf der Straße begegnet. Die Kassiererinnen drücken ihre Handflächen aneinander und beugen sich mit dem gesamten Oberkörper vor. Und dann sagen sie etwas, das für mich klingt wie: »Wir, die Angestellten dieses Geschäfts, verehren Sie wie einen Gott.«

7. Januar

Eine Japanerin, die wir aus Paris kennen, besuchte uns gestern in unserer Wohnung und erklärte uns mehrere Stunden lang die Haushaltsgeräte. Die Mikrowelle, den

Wasserkessel, die elektrische Badewanne: alles blinkt und piepst und meldet sich mitten in der Nacht. Ich hatte mich gefragt, was der Reiskocher von uns wollte, und Reiko erklärte uns, dass er an einen Timer angeschlossen war und uns nur mitteilen wollte, dass es ihn gibt und er einsatzbereit sei. Mit dem Wasserkessel war es das Gleiche, nur die Badewanne war ein Arschloch und weckte uns ohne besonderen Grund.

8. Januar

Gestern Abend zog ich mein Nikotinplaster ab und sah angeekelt auf den schmutzigen Fleck, den es hinterließ. Es fühlt sich an, als hätte ich einen Aufkleber auf der Haut getragen, sodass ich kein neues aufkleben und einfach abwarten will, was passiert. Von den Pastillen für dreihundert Dollar habe ich noch keine genommen und werde es vermutlich auch nicht. Stattdessen habe ich mir angewöhnt, aus meinen Karteikarten kleine Röhrchen zu drehen, die ich mir beim Schreiben in den Mund stecke und zu einem weichen Brei zerkaue, den ich anschließend hinunterschlucke. Mittlerweile bin ich bei sechs pro Tag und überlege, ob ich nicht auf eine leichtere, unlinierte Sorte umsteigen soll.

9. Januar

In der Lebensmittelabteilung des Seibu-Kaufhauses sah ich ein ganzes Huhn für umgerechnet vierundvierzig Dollar. Der Preis kam mir exorbitant hoch vor, bis ich in einem anderen Kaufhaus vierzehn Erdbeeren für zweiundvierzig Dollar entdeckte. Es waren zwar ziemlich dicke, aber dennoch. Zweiundvierzig Dollar – für das Geld bekäme man fast ein ganzes Huhn.

10. Januar

Ich schaute bei einer japanischen Sprachschule vorbei, um mich nach Kursen zu erkundigen. Die Frau an der Rezeption schlug vor, wo ich einmal da wäre, könnte ich auch gleich den Zulassungstest machen. »Warum nicht?«, sagte sie. »Jetzt ist die Gelegenheit.« Ich hatte nicht vor, so lange zu bleiben, aber mir gefiel, wie leicht und locker es aus ihrem Mund klang. Ein Test! Auf Japanisch! Genau daran habe ich auch gerade gedacht!

Eine Minute später saß ich hinter einer geschlossenen Tür in einem kleinen weißen Raum.

F: *Ueno koen* _ _ _ _ _ *desu ka?*

A: *Asoku desu!*

Den ganzen Morgen über hatte ich mich gut gefühlt – im Apartment, in der U-Bahn, in der Schlange vor dem Postamt. Es war nicht so, als ob ich nie geraucht hätte, aber ich konnte den Gedanken, *nicht* zu rauchen, zumindest in den Hintergrund drängen. Jetzt aber, unter dem Druck, anderthalb Dutzend Testfragen beantworten zu müssen, hätte ich mit Freuden eins meiner Augen für eine Zigarette hergegeben, selbst wenn es nicht meine Marke wäre.

Ich habe festgestellt, dass es hilft, sanft auf der Zunge zu kauen, aber das funktioniert nur bei leichter Belastung. In dieser Situation hätte ich schon auf der Zunge eines anderen kauen müssen, und zwar so lange, bis ich sie abgebissen hatte.

Als ich in dem kleinen überhitzten Raum saß, wünschte ich mir, ich hätte den Ratschlag meiner Freundin Janet befolgt, die ein Babygläschen etwa zwei Zentimeter mit Wasser füllte und dann ein halbes Dutzend Kippen hineinwarf. Das Glas hatte sie immer in der Handtasche, und wenn sie Verlangen nach einer Zigarette verspürte, schraubte sie den Deckel ab und hielt es sich unter die Nase. Selbst eingefleischte Raucher geben zu, dass der Geruch verdammt widerlich ist. In schwachen Momenten vergisst man leicht, was einen überhaupt bewogen hat aufzuhören. Ich hätte deshalb die Fernbedienung behalten sollen. Selbst wenn das Sperma getrocknet und abgebröselt wäre, wäre es bestimmt eine gute Erinnerungsstütze gewesen.

Einatmen. Ausatmen. Einige Minuten später wurde ich schließlich ruhiger und stellte fest, dass ich dank meiner Sprachkurs-CDs eine ganze Reihe Antworten wusste, zumindest für den Lückentext. Dann kam der Multiple-Choice-Teil, bei dem ich einfach wahllos ankreuzte. Die Krönung war ein Aufsatz zum Thema »Mein Land, eine Einführung«.

»Ich bin Amerikaner, aber jetzt lebe ich manchmal an anderen Orten«, schrieb ich. »Amerika ist groß und nicht sehr teuer.«

Dann saß ich mit gefalteten Händen da und wartete, bis eine Lehrerin kam und mich zurück in die Lobby brachte. Mein Test war in weniger als einer Minute ausgewertet, und als die Frau am Empfang mich dem Anfängerkurs zuwies, versuchte ich geschmeichelt zu tun, als gäbe es noch einen *Vor*-Anfängerkurs und man hätte soeben entschieden, dass ich zu gut dafür war.

12. Januar

Was Stress und das Bedürfnis zu rauchen angeht, ist ein Sprachkurs vermutlich nicht die klügste Idee der Welt. Daran musste ich gestern morgen denken, als ich unterwegs zu meiner ersten Stunde war. Der Unterricht geht von 9 bis 12 Uhr 45. Wir wurden von zwei Lehrerinnen unterrichtet, die beide außerordentlich nett waren. Mit Ishikawa-sensei fingen wir ganz von vorne an: Guten Tag. Schön Sie zu sehen. Ich bin Lee Chung Ha, Keith, Matthieu und so weiter. Von den zehn Kursteilnehmern sind vier aus Korea, drei aus Frankreich, zwei aus Amerika und einer aus Indonesien. Zum Glück war ich nicht die älteste Person im Raum. Diese Auszeichnung geht an Claude, einen Geschichtsprofessor aus Dijon.

Es ist schon traurig. Man muss mich nur in ein Klassenzimmer stecken, und binnen fünf Minuten ist alles wieder da: das Einschleimen, der Neid, der Wunsch, Klassenbester zu sein, und die Tatsache, dass es dafür nie gereicht hat. »Halt endlich den Mund«, schreibe ich in mein Arbeitsheft. »Heute ist der erste Tag. Geh den Leuten nicht gleich auf den Wecker.«

Ich mag Sang Lee, die siebzehnjährige Koreanerin in der zweiten Reihe. »Mögen« ist vielleicht nicht das richtige Wort. Tatsächlich brauche ich sie, damit ich jemanden habe, der noch schlechter ist als ich, auf den ich herabschauen kann. Da es sich um einen Anfängerkurs handelt, ging ich nicht davon aus, dass irgendwer das Hiragana-Alphabet beherrschte. Ein oder zwei Zeichen vielleicht, aber nicht das ganze Ding.

Als sich herausstellte, dass *alle* es können, mit Ausnahme von mir und der kleinen Idiotin Sang Lee, war ich am Boden zerstört.

»Wo haben Sie das gelernt?«, fragte ich einen der Franzosen.

»Ach, das habe ich so aufgeschnappt«, sagte er betont beiläufig.

»Einen Witz schnappt man vielleicht irgendwo auf«, sagte ich. »Oder den Text zu einem spanischen Lied. Aber um ein Alphabet mit sechsundvierzig Zeichen zu lernen, muss man sich schon hinsetzen und es sich einpauken.«

»Aufgeschnappt«, aber sicher doch. Ich kenne zwei Zeichen, mehr nicht. Ganze zwei. Damit liege ich zwar zwei vor der liebenswerten dummen Nuss Sang Lee, aber ein wirklich beruhigender Vorsprung ist das nicht.

13. Januar

Mit jedem Unterrichtstag wechseln auch die Lehrer. Gestern hatten wir zwei neue Lehrerinnen, Ayuba-sensei und Komitosensei. Beide waren geduldig und voller Elan, aber sie hatten bei weitem nicht so viel Überschwang wie Miki-sensei am Donnerstag.

Einmal fragte sie mich, wie die Zahl sechs auf Japanisch heißt, und als ich zu lange zögerte, flüsterte sie mir aus dem Mundwinkel zu: »Roku.«

»Wie bitte?«

Sie flüsterte das Wort noch einmal, und als ich es erfolgreich wiederholte, klatschte sie mit scheinbar aufrichtiger Freude in die Hände und sagte, das hätte ich gut gemacht, ganz ausgezeichnet.

16. Januar

Kurz vor drei Uhr nachts wachte ich auf, weil unser Bett sich bewegte. »Erdbeben!«, schrie ich.

Hugh richtete sich von meinem Schrei geweckt auf, und beide gafften wir auf die leicht hin und her schwingenden Vorhänge.

Es war keine Zeit aufzustehen, geschweige denn nach unten zu rennen, aber ich erinnere mich noch, dass ich dachte, wie unfair es wäre, jetzt zu sterben, zwei Wochen nachdem ich das Rauchen aufgegeben hatte.

17. Januar

Gestern saß ich im Pausenraum mit Christophe-san zusammen, und wir kamen ins Gespräch über Verkaufsautomaten, nicht nur die direkt vor uns, sondern auch die draußen auf der Straße. »Kannst du dir das vorstellen?«, fragte er. »In der U-Bahn, auf der Straße, die stehen einfach da, vollkommen unbeschädigt.«

»Ich weiß«, sagte ich.

Unser indonesischer Klassenkamerad kam hinzu, und nachdem er uns eine Weile zugehört hatte, fragte er, was daran so erstaunlich sei.

»In New York oder Paris würden die Maschinen zu Klump gehauen.«

Der Indonesier zog die Augenbrauen hoch.

»Er meint zerstört«, sagte Christophe. »Leute würden das Glas einschlagen und alles mit Graffiti besprühen.«

Der indonesische Student fragte, warum, worauf wir keine richtige Antwort wussten.

»Vielleicht aus Langeweile«, bot ich an.

»Aber sie können auch eine Zeitung lesen«, sagte der Indonesier.

»Schon«, erklärte ich, »aber das würde den tiefen inneren Zerstörungsdrang nicht befriedigen.«

»Oh, okay«, sagte er schließlich, so wie ich es tue, wenn das Thema zu wechseln wichtiger ist als zu verstehen. Dann gingen wir alle zurück in den Klassenraum.

Als ich nach dem Unterricht eine Verbindungstrasse zwischen zwei Bahnstationen entlanghastete, musste ich an unser Gespräch denken. Das Rollband lief an Fenstern vorbei, auf deren Sims Topfblumen standen. Niemand hatte die Blüten

abgerissen. Niemand hatte Müll in die Töpfe gestopft oder sie heruntergeworfen. Wie anders sieht die Welt aus, wenn die Leute sich zu benehmen wissen – die Fenster nicht verbarrikadiert, die Wände nicht mit Anti-Graffiti-Farbe gestrichen. Und die Verkaufsautomaten stehen friedlich aufgereiht auf der Straße, wie Leute, die auf den Bus warten.

18. Januar

In meinem Anti-Raucher-Ratgeber sagt der Autor, Essen sei kein Ersatz für Zigaretten. Er wiederholt dies ungefähr dreißigmal, wieder und wieder, wie ein Hypnotiseur. »Essen ist kein Ersatz fürs Rauchen. Essen ist kein Ersatz fürs Rauchen ...« Ich wiederhole mir den Satz, während ich den Kühlschrank durchstöbere und das Gesicht verziehe bei dem ganzen verrückten Zeug, das Hugh gestern angeschleppt hat: eingelegte Stöckchen beispielsweise, so sehen sie zumindest aus. Alles ist dunkelbraun und schwimmt in einer trüben Soße. Und dann ist da noch der in Papier eingeschlagene Fisch. Angeblich ist er tot, aber ich werde das Gefühl nicht los, dass er lediglich paralysiert ist. Meine neueste Entdeckung ist das Cozy Corner, ein Café im westlichen Stil gleich neben dem Tamachi-Bahnhof. Letzten Samstag zeigte ich auf etwas in der Gebäckauslage, und die Frau hinter der Ladentheke sagte, es sei *shotokeki*, was, wie ich inzwischen herausgefunden hatte, das japanische Wort für den englischen *shortcake* ist.

19. Januar

Gestern schrieben wir ein Testdiktat, und ich hätte weinen können. Nicht nur, weil ich der schlechteste Schüler im ganzen Kurs bin, sondern weil ich mit Abstand der schlechteste Schüler im Kurs bin, meilenweit hinter der ehemaligen Dampfbäckerei Sang Lee. Die Freundlichkeit der Lehrerin fühlt sich wie Mitleid an und macht die ganze Sache nur noch unerträglicher. »Sie können Ihr Buch offen lassen«, sagte Miki-sensei zu mir, aber selbst das half nichts. Statt *kyoshi* schrieb ich *quichi*. Statt *Tokio* schrieb ich *doki*, wie in *tokidoki*, was »manchmal« heißt. »Keine Sorge«, sagte Miki-sensei. »Das kommt schon noch.«

Nach dem Diktat mussten wir unsere Bücher aufschlagen und laut vorlesen. Mae Li schnurrte fröhlich los, genau wie Indri und Claude. Dann kam ich an die Reihe. »Wer ... wessen ... Buch ... ist ...«

»Das«, flüsterte Sang Lee.

»Wessen Buch ist das?«, fuhr ich fort.

»Prima«, sagte die Lehrerin. »Versuchen Sie auch die nächste Zeile.«

Ich hörte, wie der Rest des Kurses aufstöhnte.

»Ist ... es ... du ... dein Buch ...«

Wenn man eine Flasche Haarshampoo kaufen will und dann feststellt, dass man Babyöl gekauft hat, ist das dumm, aber zumindest ist es eine ganz private Demütigung. Die hier ist öffentlich, und sie tut allen in meiner Umgebung weh. Ich spüre praktisch, wie meine Nachbarn denken: *Bloß nicht David-san drannehmen, bloß nicht David-san drannehmen*. Und wenn wir zu zweit arbeiten sollen, kann ich im Blick meines Partners lesen: »Aber das ist unfair. Ich habe schon das letzte Mal mit ihm zusammenarbeiten müssen.«

Ich habe das alles schon bei meinem Französischkurs durchgemacht, aber damals wusste ich nicht, wie einfach ich es hatte. Bestimmte Buchstaben werden zwar nicht gesprochen, aber zumindest ist das Alphabet das gleiche. Außerdem war ich damals jünger und hatte offenbar auch ein dickeres Fell. Gestern verließ ich die Klasse mit nur einem Ziel – irgendeinen abgeschiedenen Ort zu finden, mich hinzusetzen und erst einmal gründlich auszuheulen. Leider sind wir in Tokio, und da gibt's keine abgeschiedenen Orte, keine Kirche, in die man hineinschlüpfen könnte, und auch keine im Schatten versteckten Parkbänke.

Es half auch nicht viel, dass ich in Shinjuku aus der U-Bahn stieg, ein Bahnhof, in dem täglich zwei Millionen Menschen durchgeschleust werden. Von dort verteilen sie sich auf Bürotürme und Kaufhäuser, verstopfte Straßen und grell erleuchtete Arkaden unter der Erde. Immer kommt mir als Erstes der Vergleich mit dem Times Square in den Sinn. Dann gehe ich ungefähr eine Meile weiter und stehe auf einem anderen, noch viel volleren Platz. Das geht immer so weiter, und mit jedem neuen Stadtviertel komme ich mir unbedeutender vor. Es ist, als würde man in den Sternenhimmel hinaufblicken und die Gewissheit haben, dass jeder einzelne Stern nicht nur bewohnt, sondern überbevölkert ist und die Botschaft lautet: Du bist weniger als nichts.

Vermutlich war es sogar besser, dass ich nicht geweint habe. Für viele Leute gehören Rauchen und Trinken zusammen. »Die sind unzertrennlich«, behaupten sie. Ich glaube, ich denke das Gleiche über Tränen. Wenn man herzhaft geweint hat und sich danach keine anstecken kann, kann man es auch gleich bleiben lassen.

21. Januar

Zwischendurch vergesse ich immer wieder, dass ich mit dem Rauchen aufgehört habe. Ich bin in der U-Bahn oder in einem Geschäft und denke: *Ah, erst einmal eine rauchen*. Dann greife ich in die Tasche, verspüre einen Moment der Panik, weil sie leer ist, und erst dann fällt mir ein, dass ich aufgehört habe, was sich wie ein vernichtender kleiner Schlag anfühlt. Es ist ein bisschen so, als würde man eine schreckliche Nachricht erfahren, nur in einem etwas kleineren Rahmen. Also nicht: »Das Baby wird sterben«, sondern: »Das Baby wird nicht alle Haare behalten.« Das

passiert mir zehnmal am Tag. Erst vergesse ich es, und dann fällt es mir wieder ein.

23. Januar

»Wenn du mit dem Rauchen aufhören willst, musst du wieder zu der Person werden, die du vorher warst.« Irgendwer gab mir vor einigen Monaten diesen Ratschlag, den ich für einen Witz hielt. Inzwischen stelle ich fest, dass ich zu meiner Person mit Anfang zwanzig zurückkehre, zumindest was meinen schulischen Erfolg angeht, ob mir das gefällt oder nicht. Gestern morgen schrieben wir einen Hiragana-Test. Von 100 möglichen Punkten hatte ich 39. Es war das schlechteste Ergebnis der Klasse, aber dennoch klebte die Lehrerin einen bunten Aufkleber auf mein Blatt und schrieb darunter: »Kopf hoch!!!«

»Das ist ein sehr schlechtes Ergebnis«, sagte Claude-san zu mir. Er hatte die volle Punktzahl erreicht, und während er loszog, seinen Erfolg mit einer Zigarette zu feiern, dachte ich nur: *Loser*.

25. Januar

Meinem Ratgeber zufolge soll man nach drei Wochen ohne Zigarette eine Art Hochgefühl verspüren. *Yippie*, sollte ich denken, *ich bin frei!* Gestern waren bei mir drei Wochen um, aber statt freudig fühlte ich mich schwach und spielte mit dem Gedanken, mir eine Zigarette zu gönnen. *Nur eine*, dachte ich. *Nur um mir zu beweisen, dass sie nicht so gut schmecken, wie ich es in Erinnerung habe.*

Dann dachte ich an den Supermarkt im Keller und an das Lebensmittelgeschäft gegenüber. Ich könnte mir eine Packung Kool Milds kaufen, eine herausnehmen und den Rest wegwerfen. Die Vorstellung, wie sie schmecken würde – der beinahe medizinische Kick hinten im Rachen –, trieb mir buchstäblich das Wasser in den Mund, und zum ersten Mal, seit ich aufgehört hatte, sah ich die ganze Hoffnungslosigkeit meines Vorhabens. Ein Mensch gibt das Rauchen auf und dann was? Verbringt er den Rest seines elenden Lebens damit, sich nach einer Zigarette zu sehnen? Mit dem Trinken war das nicht so gewesen, aber da hatte ich auch ein Leben zu führen und bestimmte Dinge zu erledigen, und die Sauferei stand dem im Weg. Anders als Alkohol, wirft eine Zigarette keinen unmittelbaren Schatten. Man kann eine, fünf oder zwanzig rauchen und prima funktionieren, ja sogar besser funktionieren, solange man nicht gerade Bäume fällt oder Menschen wiederbelebt, zwei Tätigkeiten, die ich nur noch sehr selten mache. *Eine einzige Zigarette*, dachte ich. *Nur eine.*

Es ist peinlich, aber was mir über meinen Augenblick der Schwäche hinweghalf, war der Gedanke an das Four Seasons in Santa Barbara. Die normalen Zimmer sind

schon ziemlich protzig, aber noch besser sind die privaten Cottages. Ich war einmal in einem, als man noch rauchen durfte, und war überrascht, wie wohl man sich darin fühlte, wie in einer richtigen Wohnung.

Die meisten Hotels sind sehr spartanisch eingerichtet. Alles, was nicht festgenagelt ist, wird früher oder später gestohlen, und deshalb enthält ein Zimmer auch nicht mehr als die Minimalausstattung: ein Bett, einen Schreibtisch, den stumpfsinnigen abstrakten Druck, der an der Wand festgedübelt ist. Die Cottages jedoch sahen aus wie kleine Häuser, in denen sanftmütige reiche Leute wohnten. Es gab Kaschmirdecken und von Hand getöpferte Schalen – nicht unbedingt mein Geschmack, aber was soll's?

Mein Cottage hatte einen offenen Kamin, und wenn ich mich recht erinnere, hing an einem Ständer neben der Feuerstelle ein eiserner Schürhaken und eine Feuerzange. Es ist furchtbar tütig, an so etwas zu denken – eine Feuerzange im Four Seasons in Santa Barbara –, aber so war es nun einmal. Ich schwelgte ein oder zwei Minuten in Erinnerungen, und dann war es wieder gut. Das Verlangen nach einer Zigarette war vorüber, was ebenfalls einer der Ratschläge in meinem Buch ist: Nur nicht aufgeben.

26. Januar

Es ist nicht ganz einfach, etwas über unsere Nachbarschaft zu sagen. Eingezwängt zwischen die Bürotürme steht eine ganze Reihe von Wohnblocks. Ich kann nur nicht feststellen, wer darin wohnt. Sind es wohlhabende Leute? Ist es der Mittelstand? Eine Frau kann ein zerlumptes Kleid über zwei Paar Hosen tragen, und für mich sieht es aus wie Comme des Garçons, vielleicht aus der Vorjahressaison, aber trotzdem schick und teuer. Entlang des Kanals stehen einfache zwei- und dreistöckige Häuser. In Amerika könnte man unauffällig durch die Fenster sehen, aber hier blickt man, selbst wenn die Vorhänge einmal nicht zugezogen sein sollten, auf die Rückwand eines Schrankes oder eines Regals. Selbst in den Häusern, die auf den Park hinausgehen, haben die Leute ihre Fenster verhängt. Entweder das, oder die Scheiben sind aus Strukturglas. Das Gleiche stellte ich fest, als wir aufs Land hinausfuhren. Man kommt an einem Dorf mit zwanzig Häusern vorbei, und nicht in ein einziges kann man hineinsehen.

In der gleichen Weise stecken die Leute ihre Bücher in gemusterte, dekorative Umschläge, damit man nicht sehen kann, was sie gerade lesen. Überall sonst auf der Welt braucht man sich nur eine Weile an jemanden zu hängen, wenn man etwas über ihn herausfinden will. Spätestens nach einigen Minuten klingelt sein Handy und man erfährt mehr über ihn, als einem lieb ist. In Japan besteht zwar eine beträchtliche Sprachbarriere, aber selbst wenn ich die Sprache fließend beherrschte, würde mir das nicht viel nutzen. In den ganzen drei Wochen, die ich hier bin, habe ich nicht

einen einzigen Fahrgast im Bus oder in der U-Bahn mit seinem Handy telefonieren gesehen. Auf der Straße sieht man manchmal jemanden, aber selbst dann flüstern die Leute und bedecken ihren Mund mit ihrer freien Hand. Jedes Mal, wenn ich es sehe, frage ich mich: *Was hat der zu verbergen?*

27. Januar

Für einen Japaner mag es normal sein, aber als Besucher bin ich immer wieder überwältigt, wie höflich und entgegenkommend die Menschen sind. Zum Beispiel die Frau vom Blumengeschäft in unserer Nachbarschaft. Ich fragte sie nach dem Weg zur Monorail-Haltestelle, und nachdem sie mir so freundlich Auskunft gegeben hatte, beschloss ich ein Hello-Kitty-Bukett zu kaufen. Letztendlich ist das nicht mehr als eine Nelke mit spitzen Ohren. Hinzu kommen noch zwei Plastikknöpfe für die Augen und einer für die Nase, und schon hat man ein Kätzchen für zwanzig Dollar. »Süß«, sagte ich, und als die Blumenverkäuferin zustimmte, setzte ich noch eins drauf und sagte: »Sehr süß.«

»Sie sprechen sehr gut«, sagte sie.

Lobestrunken machte ich eine weitere Bemerkung über das schöne Wetter, die sie bestätigte. Dann bezahlte ich und ging zur Tür. In jedem anderen Land sage ich auf Wiedersehen, wenn ich ein Geschäft oder ein Restaurant verlasse. Hier allerdings benutze ich einen Satz, den ich von meiner Sprachkurs-CD habe. »Ich gehe jetzt«, verkünde ich, und alle Leute in meiner Nähe lachen, vielleicht weil das so offensichtlich ist.

30. Januar

Gestern, am Ende der Frühstückspause, sprach unsere Lehrerin mich im Gang an. »David-san«, sagte sie, »ich finde Ihre Hausaufgaben *chotto* ...«

Chotto heißt »ein bisschen« und wird benutzt, wenn man jemandem nicht wehtun möchte.

»Sie finden Sie *chotto* was?«, fragte ich. »*Chotto* schlecht?«

»Nein.«

»*Chotto* schlampig? *Chotto* faul?«

Die Lehrerin drückte ihre Hände gegeneinander, betrachtete sie einen Augenblick und sagte dann: »Vielleicht, ähm, vielleicht verstehen Sie nicht immer alles.«

Zuerst habe ich über diese japanische Indirektheit immer gelacht, aber inzwischen begreife ich, dass es eine echte Kunst ist, nicht nur so zu reden, sondern auch es zu verstehen. Um elf Uhr wechselten wir die Lehrerin. Miki-sensei kam mit ihren Büchern und Schautafeln in den Klassenraum spaziert und brachte uns bei, wie man

um etwas bittet. Wenn man zum Beispiel Geld leihen will, fragt man die betreffende Person, ob er oder sie welches hat. Wenn man die Zeit wissen möchte, fragt man, ob die andere Person eine Uhr hat.

Ich hob die Hand. »Warum fragt man nicht einfach nach der Uhrzeit?«

»Das wäre zu direkt«, sagte Miki-sensei.

»Aber die Zeit zu sagen, kostet nichts.«

»Vielleicht. Aber in Japan, keine gute Idee.«

Nach dem Unterricht ging ich mit Akira ins Cosy Corner. Er hat viele Jahre in Kalifornien gelebt und arbeitet jetzt als Übersetzer. Wir bestellten beide *shotokeki*, und während wir aßen, bemerkte er, im Gegensatz zu Englisch sei Japanisch vor allem eine Sprache des Zuhörens.

»Was nicht offen ausgesprochen wird, ist gewöhnlich wichtiger als das, was gesagt wird.«

Ich fragte ihn, wie man jemandem zum Beispiel ein Kompliment zu seinem Hemd machte. »Sage ich: ›Mir gefällt das Hemd, das du trägst‹ oder: ›Mir gefällt dein Hemd‹?«

»Keins von beiden«, erklärte er mir. »Anstatt Zeit mit dem Objekt zu verschwenden, sagt man einfach nur: ›Mir gefällt‹ und überlässt es dem anderen herauszufinden, wovon man redet.«

Unsere Lehrerinnen verfolgen mehr oder weniger die gleiche Linie. Gibt man ihnen einen Satz, schneiden sie zuerst einmal alles Überflüssige ab. »Man braucht am Anfang nicht *Ich* zu sagen, da klar ist, wer redet«, sagen sie.

Der weiterführende Sprachkurs beginnt am 8. Februar, aber ich habe soeben beschlossen, mich nicht anzumelden. Soll ich das im Voraus bekannt geben, überlege ich, oder wäre das zu wortreich und direkt?

Vielleicht ist es das Beste, einfach durch die Tür zu gehen und nicht mehr wiederzukommen. Ein oder zwei Tage lang werde ich ein schlechtes Gewissen haben, aber das wird sich legen.

So wie ich es sehe, bin ich hierhergekommen, um das Rauchen aufzugeben. Das hat für mich oberste Priorität, und solange ich nicht wieder anfangen kann, kann ich mich wenn schon nicht als Gewinner, so doch zumindest nicht als völliger Versager betrachten.

31. Januar

Vier Wochen ohne Zigarette.

In Anbetracht meiner Japanischkenntnisse mag es unfair erscheinen, sich über das Englisch auszulassen, das einem hier und da begegnet. Auf einem Schild vor einem Schönheitssalon steht »Brauen- und Wimperndusche«, aber anstatt zu lachen, sollte ich anerkennen, dass sie zumindest nahe dran sind. Viel ärgerlicher

sind die Fehler auf Massenprodukten, zum Beispiel bei Lawsons. Es ist eine große, landesweite Einzelhandelskette, auf deren Sandwich-Packungen zu lesen steht: »Wir haben Sandwiches, von denen Sie genießen können verschiedenes Sortiment. So können Sie Ihr Favorit aus unser Sandwiches finden. Wir hoffen, Sie können das für Sie beste wählen.«

Das ist nicht grottenfalsch, aber man fragt sich dennoch, warum nicht irgendwer, vielleicht jemand aus dem Management, sagt: »He, wie wär's? Ich habe da einen Cousin in Amerika. Den könnte ich anrufen und den Text mit ihm durchgehen, bevor wir ihn auf Millionen von Sandwich-Tüten drucken.« Aber nein.

Unter Hughs Geburtstagsgeschenken waren zwei handgemachte Teetassen, die ich im Kaufhaus Mitsukoshi besorgt hatte. In der Verpackung befand sich auch ein kurzer Text über die Künstlerin, die, wie es hieß, seit vielen Jahren »von der Wärme des Thron« inspiriert sei. Ich dachte, es handle sich um einen anderen Künstler, den geschätzten Thron-san, aber Hugh wies mich darauf hin, dass es offenbar »Ton« heißen sollte. Komplett lautete der Satz: »Inspiriert von der Wärme des Thron und den traditionell des Töpferhandwerks über die Zeit bis jetzt, besitzt sie verbreitet aktive Teile als Koordinator, die nicht nur herstellt und entwirft ihre eigene Töpferwaren zuerst, sondern möchte das Leben der ganze Mensch mit Freude und Zufriedenheit erfüllen.«

5. Februar

Neben dem Imperial Palace gibt es einen Park mit einem großen Teich, in dem lauter Kois schwimmen. Als Hugh und ich uns gestern dem Tor näherten, kamen zwei junge Männer auf uns zu sagten: »Ja. Hallo. Eine Minute, bitte?«

Die beiden waren Studenten an einer der Universitäten und wollten uns die Sehenswürdigkeiten zeigen. »Nicht für Geld«, erklärte der größere, »sondern um unser Engarisch zu verbessern.«

»Ich denke nicht«, sagte Hugh zu ihm, worauf sich der junge Mann, dessen Name Naomichi lautete, an seinen Freund wandte. »Er sagt zu uns: ›Nein, vielen Dank.««

Dann schaltete ich mich ein. »Ach, was soll's«, sagte ich zu Hugh. »Gehen wir mit. Das wird bestimmt lustig.«

»Sagen sie: ›Ja, bitte?««, fragte Naomichi, und ich sagte, genauso sei es.

In den ersten fünf Minuten unserer Führung unterhielten wir uns über die Ruinen. »Wenn das das Gerippe des Wachhauses ist, wo ist das Haus, das die Wachen bewacht haben?«, fragte ich.

»Abgebrannt«, sagte Student Nr. 2 zu mir.

Bis auf ein paar Wände schien alles niedergebrannt zu sein. »Warum haben Sie nicht mit Stein gebaut?«, fragte ich, als würde ich eins der drei kleinen Schweinchen ausschimpfen. »Wenn Feuer ein solches Problem war, und das war es offensichtlich,

warum ist man da nicht auf eine feuerfeste Bauweise umgestiegen?«

»Das ist nicht unsere Art«, sagte Naomichi.

»Wir hatten damals noch nicht die Kenntnisse«, fügte sein Freund hinzu.

Danach verloren wir das Interesse am Park und fragten die Studenten lieber nach privaten Dingen. »Was ist Ihr Hauptfach?« »Leben Sie noch bei Ihren Eltern?« »Wie lange studieren Sie Englisch?« Während sich Hugh und Naomichi über die sinkende Popularität des Sumo-Ringens unterhielten, diskutierte ich mit Student Nr. 2 über die Erhabenheit der Natur. »Welche wilden Tiere gibt es in Tokio?«, fragte ich.

»Wilde Tiere?«

»Haben Sie Eichhörnchen?«

Keine Antwort.

Ich tat so, als würde ich meine Backen mit Nüssen vollstopfen, und der junge Mann sagte: »Ah, *sukaworra!*«

Dann ging ich zu Schlangen über und fragte, ob er Angst vor ihnen hätte.

»Nein. Ich finde sie sehr süß.«

Bestimmt hat er mich missverstanden, dachte ich. »Schlange«, wiederholte ich und verwandelte meinen Arm in eine vorschnellende Kobra. »Schrecklich. Gefährlich. Schlange.«

»Nein«, sagte er. »Ich habe nur Angst vor Motter.«

»Vor Nattern?«

»Nein«, sagte er, »*Motter*. Vielleicht spreche ich es nicht richtig aus, ich meine *Motter. Motter.*«

Ich wollte schon so tun, als hätte ich begriffen, als er ein elektronisches Wörterbuch aus der Tasche zog und das Wort *ga* eintippte, das sich seltsamerweise als das japanische Wort für Motte entpuppte.

»Sie haben Angst vor Motten?«

Er nickte und zuckte leicht zusammen.

»Aber niemand fürchtet sich vor Motten.«

»Ich schon«, flüsterte er und sah sich um, als habe er Angst, dass eine zuhören könnte.

»Haben Sie auch Angst vor Schmetterlingen?«, fragte ich.

Der junge Mann legte den Kopf zur Seite.

»Schmetterling«, sagte ich, »der bunte Cousin der Motte. Haben Sie Angst, auch der könnte Sie angreifen?«

Hugh bekam den Satz zufällig mit und drehte sich um. »Wovon zum Teufel redet ihr zwei?«

Und Student Nr. 2 sagte: »Die Wildheit.«

6. Februar

Vor unserer Abreise hatte ich mir vorgestellt, dass ich mir jeden Nachmittag meinen iPod und meine Karteikarten schnappen und einen langen Spaziergang machen würde. In Paris hatte ich das auch gemacht, mit dem Ergebnis, dass ich jedes Mal, wenn ich einen bestimmten Satz benutze, daran denken muss, wo ich ihn gelernt habe. Gestern morgen zum Beispiel lief mir Meister-san über den Weg, und als ich ihn fragte, wie viele Kinder er habe, sah ich die Avenue Daumesnil kurz vor dem Viaduc des Arts vor mir. An dem Tag hatte ich die 13. Lektion gelernt. Es hatte heftig geregnet, und die letzten rotbraunen Blätter, so groß wie Topflappen, pappten nass auf dem Pflaster, als hätte sie jemand angeklebt und mit Lack überzogen. Ich war zwei Stunden unterwegs gewesen, und die Sätze, die ich an jenem Nachmittag gelernt hatte, hatten sich eingeprägt, zumindest bis jetzt. Vermutlich hat es auch damit zu tun, dass ich zu der Zeit noch geraucht habe. Im Dezember konnte ich mir eine Zigarette anzünden, ohne darüber nachzudenken. Jetzt stecke ich mir *keine* an und bin in Gedanken so sehr damit beschäftigt, dass in meinem Kopf für nichts anderes Platz ist.

Ein noch größeres Problem ist, dass man hier nicht spazieren gehen kann wie etwa in London oder Paris. Nehmen wir nur Ginza, ein Viertel mit lauter schrillen Läden und zahlreichen Kaufhäusern. Ich traue mich kaum, es zu sagen, aber mir gefällt das Viertel, weil man hier Speisekarten auf Englisch bekommt. Ein Stand an der Straße verkauft schwarzes Eis und ein anderer Pizza in der Waffel. Sonntagnachmittags wird die Hauptstraße für den Verkehr gesperrt und das schick gekleidete Volk führt seine Garderobe spazieren.

Ginza ist anderthalb Kilometer von unserer Wohnung entfernt. Um dorthin zu kommen, muss ich zahllose Verkehrsstraßen überqueren, viele über Fußgängerüberführungen. Und dann sind da die hoch über der Erde verlaufenden Autobahnen und Zuggleise, die Zubringer und Baustellen. Nicht nur in diesem Viertel, sondern überall in Tokio. Unter den Gebäuden herrscht das gleiche Durcheinander, und man begegnet ohne weiteres einem verspiegelten Kubus, eingerahmt von einem Wohnklotz auf der einen und einer einfachen Bretterhütte auf der anderen Seite.

Als Kind entdeckte ich einmal eine Ameise, die in einem seltsamen Zickzack durch den Keller meines Elternhauses krabbelte. Zuerst wollte ich die Tür öffnen und das Tier hinausscheuchen, aber dann kam mir eine bessere Idee und ich warf es durch das Lüftungsgitter auf der Rückseite unseres Fernsehgeräts. Vermutlich sah die Ameise damals das, was ich heute sehe: eine chaotische Vision der Zukunft, voller staunenswerter Wunder, aber auf merkwürdige Weise ohne jeden Reiz. Kein See, keine Grünanlagen, keine baumgesäumten Boulevards, und das scheinbar endlos.

7. Februar

Als ich bei einem Kaufhausbesuch in Ginza eine Badehose anprobieren und in voller Montur in der mit Teppich ausgelegten Umkleidekabine verschwinden wollte, hörte ich zum ersten Mal seit meiner Ankunft den schrillen Schrei einer Verkäuferin: »Halt. Warten Sie! Ihre Schuhe!«

Ich hatte überhaupt nicht daran gedacht, sie ausziehen zu müssen, obwohl ich es nach all den Wochen hätte wissen müssen. Erst letztes Wochenende hatte ich in einem kleinen Geschäft Hausschuhe anziehen müssen, um einen Blick in die Ausstellungsvitrine werfen zu dürfen. Danach zog ich meine Schuhe wieder an, musste sie aber erneut ausziehen, um über die Treppe in den zweiten Stock zu gelangen, in dem man sich nur auf Socken bewegen durfte.

Genau das Gleiche war uns passiert, als wir neulich das zum Museum umgebaute Haus und Studio des berühmten Bildhauers Asakura Choso besuchten.

Am Eingang zieht man sich Hausschuhe an, die man gegen ein paar Schlappen eintauschen muss, wenn man auf die Veranda hinaus will. Im gesamten zweiten Stock geht man ohne Hausschuhe, aber im dritten Stock braucht man wieder welche und noch einmal andere für den Dachgarten. Auf allen Etagen befinden sich die Skulpturen des Künstlers, und auch wenn es ziemlich viele sind, hätte er spielend doppelt so viele schaffen können, wenn er nicht alle drei Minuten andere Schuhe hätte anziehen müssen.

8. Februar

Gestern war mein letzter Kurstag, und wieder war ich unsicher, ob ich mich so einfach absetzen sollte. Zuerst kam Ayuba-sensei, eine meiner Lieblingslehrerinnen. Wir haben mit ihr viel Zeit darauf verwendet, Dinge zu wiederholen, was mir nur recht ist. Reden ist das Einzige, was ich gut kann, und manchmal belohnt sie mich mit einem »*li desu*«, was »gut« bedeutet.

Am Ende der Stunde strich sie mit den Fingern über ihre Wangen, als Zeichen von Tränen. Für einen Moment dachte ich, einen großen Fehler zu machen, doch dann kam die Pause und danach zwei Stunden mit Miki-sensei. Sie ist eine liebenswerte Person, aber mir rutschte das Herz in die Hose, als sie linierte Bögen austeilte und wir einen Aufsatz zum Thema »*Watashi No Nihon No Seikatsu*« (Mein Leben in Japan) schreiben sollten.

Mein letzter Kursbeitrag war sehr schlicht, aber ohne fremde Hilfe entstanden und komplett in Hiragana abgefasst. »Mein Leben in Japan ist sehr unterhaltsam, aber auch sehr anstrengend. Mein Wohnhaus ist hoch – 28 Stockwerke – und ich fahre immer mit dem Aufzug. Manchmal gehe ich mit meinem Freund Hugh-san ins Kino. Ich mache jeden Tag meine Hausaufgaben, aber ich schreibe immer schlechte Tests. Jetzt gehe ich nach England und werde Englisch reden. Vielleicht werde ich später Japanisch studieren.«

9. Februar

Zur Feier meines letzten Schultags gingen Hugh und ich abends essen. Ich bestellte das Probiermenü, das aus acht Gängen bestand, die alle auf einer Untertasse Platz gehabt hätten. Der zweite Gang – ein unterentwickeltes Radieschen, das wie eine Blüte geschnitten war, ein Stückchen Fisch und eine Kartoffel von der Größe einer Murmel – wurde in einem tiefen Holzkästchen serviert, dem ein handgeschriebenes Zeichen beigelegt war. Die gesamte Aufmachung war entzückend. Jeder Teller hatte eine andere Größe, eine andere Form und eine andere Oberfläche. Auch das Essen war gut.

Nur war es zu wenig.

Wir aßen an der Theke, nicht weit von einem Mann entfernt, der gerade den Rest einer Flasche Wein trank. »Stört es Sie, wenn ich rauche?«, fragte er. »Rauchen Sie ruhig drei hintereinander«, sagte ich ermutigend, »und blasen Sie den Rauch nur hier herüber.« Vermutlich hielt er meine Bemerkung für sarkastisch, dabei war sie vollkommen ernst gemeint. Als ich selbst noch geraucht habe, hat mich der Zigarettenqualm anderer Leute oft geärgert. Jetzt mag ich ihn aus unerfindlichen Gründen. Besonders beim Essen.

12. Februar

Gestern am späten Vormittag packten Hugh und ich unsere neuen Badehosen ein und gingen zu einem städtischen Gebäude in der Nähe. Im siebten Stock ist ein Schwimmbad mit einem 50-Meter-Becken. Mir gefiel, dass ich durch die Glaswand hinter dem Hochstuhl des Bademeisters unsere Wohnung sehen konnte. Ebenso gefielen mir die Umkleiden und die ruhige Art, mit der die Leute sich bewegten. Für das Schwimmen selbst hatte ich wenig über.

Anders als Hugh, der ständig eine Badekappe und eine Schwimmbrille zum Trocknen im Badezimmer hängen hat, habe ich seit über dreißig Jahren keine Bahn mehr geschwommen. Rad fahren ist kein Problem, aber drei Züge im Wasser, und ich habe das Gefühl, mein Herz müsse zerspringen. Es dauerte seine Zeit, aber schließlich schaffte ich es von einem Ende zum anderen. Danach schwamm ich mehrmals hin und her, jede Bahn begleitet von einem erschöpften Schrei. Wenn ich ächzend und nach Luft schnappend am Beckenrand hing, die Augen fest zusammengekniffen, sah ich vermutlich aus wie ein halb toter Affe. Im ganzen Schwimmbad war ich der Einzige, der Haare auf der Brust hatte. Das war schlimm genug, aber mit meinem Pelz auf dem Rücken konnte ich praktisch spüren, wie sich die anderen Schwimmer vor mir ekelten.

14. Februar

Obwohl ich erst vor sechs Wochen mit dem Rauchen aufgehört habe, sieht meine Haut bereits anders aus. Zuvor war sie grau, aber jetzt ist sie grau mit etwas pink darin. Ich merke auch, um wie viel unbeschwerter ich durch die Gegend laufe, Treppen steige oder dem Bus hinterherrenne. Schon oft habe ich von Leuten gehört, Zigaretten seien wie Freunde. Sie können einem kein Geld leihen, aber sie sind in gewisser Weise für einen da, stumme kleine Trostspender, jederzeit bereit, einen aufzurichten. Das Gleiche denke ich jetzt von Macadamia-Nüssen und den komischen kleinen Crackern, die ich seit kurzem entdeckt habe. Ich verstehe zwar nicht die Angaben zu den Inhaltsstoffen, aber sie schmecken vage nach Penis.

15. Februar

Jetzt ist es amtlich. Es gibt keinen Ort auf der Welt, an dem man nicht auf musizierende Indios trifft. Als wir gestern Abend aus dem Tamachi-Bahnhof kamen, hörte ich schon die vertrauten Klänge von Simon & Garfunkels »El Condor Pasa«. Am Ende der Rolltreppe sahen wir sie: fünf Männer in Ponchos, die mit ihren Panflöten vor drahtlosen Mikrofonen standen. »Habe ich euch nicht erst letzts in Dublin gesehen?«, wollte ich im ersten Moment fragen. »Oder, nein, wartet, vielleicht war es in Hongkong, Oxford, Mailand, Budapest, Toronto oder Sioux Falls, South Dakota.«

16. Februar

Gestern kam ich auf dem Rückweg vom Park bei einem Frisörgeschäft vorbei und beschloss kurzerhand, mir die Haare schneiden zu lassen. Als ich eintrat, saß der Frisör untätig vor dem Fernseher und sagte, ich solle meine Taschen auf einem der drei freien Stühle abstellen. Dann bat er mich, Platz zu nehmen. Während er mir ein Tuch umband, bemerkte ich, dass der Mann Scheiße an der Hand hatte, einen Striemen von der Toilette oder sonst was, vermutlich auf der Handfläche. Der Geruch war eindeutig, und jedes Mal, wenn er die Schere hob, wich ich vor seiner Hand zurück. Ich hätte mir gerne Gewissheit verschafft, aber weil er zu tun hatte und meistens etwas in der Hand hielt, war es schwierig, einen guten Blick zu bekommen. Außerdem hatte ich genug damit zu tun, mich auf unsere Unterhaltung zu konzentrieren.

Ob nun mit oder ohne Scheiße auf der Hand, feststand, dass er ein bemerkenswert

freundlicher Frisör war, und ein talentierter obendrein. Zu Beginn seiner Karriere hatte er irgendeinen Wettbewerb gewonnen. Ich weiß das, weil er mir ein Foto von sich zeigte, auf dem er fünfzig Jahre jünger war und eine Medaille überreicht bekam. »Nummer eins Champ«, sagte er und streckte den Zeigefinger in die Luft. Ich beugte mich schielend vor. »Nicht die Nummer zwei?«

Er konnte, wenn ich richtig gezählt habe, acht englische Wörter, und nachdem er damit durch war, unterhielten wir uns ausschließlich auf Japanisch.

»Gestern Abend ich gegessen Schweinefleisch«, sagte ich. »Was hatten Sie?«

»*Yakatori*«, sagte er. Ich überlegte, wie ich ihn fragen könnte, ob etwas von dem *yakatori*, in der verdauten Version, ihm vielleicht wieder begegnet war.

»*Mimi*«, sagte ich und zeigte auf mein Ohr.

»Sehr gut.« Er zeigte ebenfalls auf sein Ohr. »*Mimi!*«

Dann berührte ich meine Nasenspitze. »*Hana*.«

»Richtig, *hana*«, sagte der Frisör und wiederholte meine Geste.

Als Nächstes hob ich meine Hand, spreizte die Finger und drehte sie langsam hin und her, als würde ich im Tele-Shop Schmuck präsentieren. »*Te*.«

»Ausgezeichnet«, sagte der Frisör, aber anstatt seine eigene Hand zu zeigen, hob er sie nur ein wenig.

So ging das die nächsten zwanzig Minuten weiter. Als er mit seinem Haarschnitt fertig war, legte der Frisör mir ein feuchtes Handtuch um den Kopf und boxte mir gegen die Ohren. Ich habe lange überlegt, ob »boxen« nicht übertrieben ist, aber man muss es wohl so nennen. Er zerschmetterte mir nicht den Schädel oder brach sich einen Knöchel, er holte nicht einmal groß aus, aber es tat verdammt weh.

»He«, sagte ich, aber er lachte nur und verpasste mir noch einen Schlag gleich über dem rechten Ohr. Zum Glück traf er nur das Handtuch, sonst hätte ich mir neben dem Schmerz auch noch Sorgen gemacht, er könnte mir Scheiße in die neue Frisur geschmiert haben. Natürlich wusch ich mir anschließend trotzdem die Haare, sogar zweimal.

Hugh hatte sich einige Wochen zuvor die Haare schneiden lassen, und ich fragte ihn, ob sein Frisör ihn auch vor den Kopf geboxt habe.

»Aber sicher«, sagte er. Zumindest der Teil war also ganz normal.

19. Februar

Amys Freundin Helen Ann zufolge dauert es dreißig Tage, eine Gewohnheit zu überwinden, und fünfundvierzig Tage, eine Sucht zu besiegen. An meinem fünfundvierzigsten Tag ohne Zigarette war ich in Kioto und dachte nicht ans Rauchen, bis wir aus einem Tempel kamen und auf eine Gruppe Raucher trafen, die einen Aschenbecher im Freien umstanden. Das war gegen vier Uhr nachmittags, als es kurzfristig aufgehört hatte zu regnen.

Wir hatten einen pauschalen Wochenendtrip gebucht, inklusive Zugfahrt und Übernachtung in einem leicht heruntergekommenen Hotel. Ich weiß nicht, ob es in Japan üblich ist, aber sämtliche Hotelangestellten waren Frauen. Keine wog mehr als neunzig Pfund, und ich kam mir sehr komisch vor, als ich einer meinen Koffer übergab. Genauso ungewohnt war es, kein Trinkgeld zu geben, aber Reiko hatte uns erklärt, das mache man in Japan nicht.

Das Hotel hatte nur wenige Gäste, und die relative Leere ließ es nur noch depressiver erscheinen. Unser westliches Frühstück wurde in einem einfachen, grell beleuchteten Speisesaal im Erdgeschoss serviert. Dort sah ich eine Japanerin, die ein Croissant mit Stäbchen aß. Man musste sich das Essen selbst am Büfett holen, und ich frage mich, wer sie bei der Auswahl der Speisen beraten hatte. Eier und Würstchen leuchteten ein, genau wie Toast, Müsli und Obst. Nur wer isst grünen Salat zum Frühstück? Wer isst Champignoncremesuppe, Mais-Chowder oder gedünsteten Brokkoli? Am unserem zweiten Morgen gingen wir in einen genauso traurigen Saal und aßen dort das japanische Frühstück, das von einer Frau im Kimono serviert wurde. Es war nicht weniger alptraumhaft, und während ich mich schüttelte, stellte ich mir eine Mutter vor, die mit ihrem Sohn schimpfte. »Oh, nein, untersteh dich«, würde sie vielleicht sagen. »Dies ist die wichtigste Mahlzeit des Tages, und du kommst nicht eher hier weg, bevor du nicht deine Pickels aufgegessen hast. Ganz genau, und das Seegrass auch. Und dann möchte ich, dass du dein kaltes aufgeschlagenes Ei in Brühe isst und zumindest die Hälfte von diesem schieläugigen Fisch.«

22. Februar

Als ich heute Morgen im Bett lag, fiel mir zum ersten Mal auf, dass ich seit unserer Abreise aus Paris nicht eine einzige Person auf Rollerblades gesehen habe. Genauso wenig irgendjemanden mit einem Kickboard, die überall sonst auf der Welt eine kurzlebige Masche waren, sich aber aus unerfindlichen Gründen in Frankreich anhaltender Beliebtheit erfreuen. Das Problem hier sind Fahrräder, mit denen die Leute vorwiegend auf dem Bürgersteig anstatt auf der Straße fahren. Anderswo ist dies mit einer herausfordernden Haltung verbunden – »Aus dem Weg, aber dalli« –, wohingegen die Radfahrer in Tokio anscheinend damit zufrieden sind, still und langsam hinter einem herzuschleichen, ganz nach dem Motto: »Nur keine Umstände.« Ich habe auch festgestellt, dass von den hunderten von Fahrrädern vor der U-Bahnstation so gut wie keines abgeschlossen ist. Nun frage ich mich, ob die Leute auch ihre Wagen und Haustüren unverschlossen lassen.

23. Februar

Jedes Mal, wenn ich aus dem Supermarkt im Keller zurückkomme, fragt Hugh mich, welche Musik lief. Ich wunderte mich, warum er das wissen wollte, bis ich selber hinzuhören begann und feststellte, dass das eine wirklich gute Frage ist. Vor einigen Tagen stand ich in der Schlange und hörte eine englische Fassung von »For He's a Jolly Good Fellow«. Seither habe ich »Rock-a-bye Baby«, »Supercalifragilisticexpialidocious«, »The Bear Went Over the Mountain« und den Disney-Evergreen »Heigh Ho, Heigh Ho« gehört, vorgetragen in einer Version, die sehr wohl von einem Mormonen-Chor stammen konnte.

27. Februar

In der makellos sauberen Toilette des Tamachi-Bahnhofs fiel mir auf, dass neben jedem Urinal ein Haken für den Regenschirm an der Wand hängt. Es sind diese kleinen Details, die einen einladen wiederzukommen.

3. März

In der Eingangshalle unseres Wohnhauses stehen vier Ledersofas und zwei niedrige Tischchen. Hin und wieder sitzen Leute dort, wenn auch eher selten. »Vielleicht liegt es daran«, sagte Hugh gestern und zeigte auf einen Anschlag mit Vorschriften auf Japanisch. Das Zeichen für »Rauchen verboten« war eindeutig, eine Zigarette mit einem Balken darüber. Daneben gab es ein Schild, das das Trinken von Milch aus dem Karton untersagte, und eins, das entweder »Verzehr von Schokoherzen verboten« oder »Verlieben verboten« heißen musste.

4. März

Ich habe mich immer für einen umsichtigen Raucher gehalten, aber als ich gestern Bilder eines brennenden Gebäudes in den Abendnachrichten sah, fiel mir ein, wie ich einmal ein Feuer in einem Hotel verursacht hatte. Ausgelöst wurde es dadurch, dass ich meinen Aschenbecher zu früh geleert hatte. Eine Kippe musste noch geglüht und das zusammengeknüllte Papier im Abfalleimer in Brand gesetzt haben. Flammen leckten über die Kante meines Schreibtischs und hätten wenig später auf die Vorhänge übergegriffen, wenn ich nicht so schnell reagiert hätte.

Ein anderes Mal hatte ich in der Normandie einen Spaziergang gemacht und war mit einer brennenden Zigarette an den Aufschlag meines Jacketts gekommen. Zuerst spürte ich nur eine Hitze am Handgelenk und im nächsten Moment kam ich mir vor

wie die Vogelscheuche in *Der Zauberer von Oz*. Flammen schlugen aus meinem Ärmel, und ich sprang von einem Fuß auf den anderen, schlug auf sie ein und schrie laut um Hilfe.

In der ganzen Aufregung war meine halb gerauchte Zigarette aus der Hand gefallen und an den Straßenrand gerollt. Nachdem das Feuer gelöscht war und ich halbwegs meine Fassung wiedergewonnen hatte, hob ich sie auf, streifte den Dreck ab und steckte sie mir in den Mund, froh darüber, am Leben zu sein.

6. März

Gestern saß ich im Zug nach Yokohama, als im Shinagawa-Bahnhof ein Paar mit ihrem kleinen Sohn zustieg, der vielleicht anderthalb Jahre alt war. Einige Minuten lang hockte der Junge brav auf dem Schoß seiner Mutter. Dann fing er an herumzurutschen und deutlich zu machen, dass er aus dem Fenster sehen wollte. Sein Vater sagte etwas zu ihm, das dem Tonfall nach zu bedeuten schien: »Aber du hast doch erst vor zwei Tagen aus dem Fenster geschaut.« Dann seufzte er und beugte sich vor, um seinem Sohn die Schuhe auszuziehen. Die Mutter kramte in der Zwischenzeit in ihrer Tasche und zog ein schmales Handtuch hervor, das sie über den Sitz breitete. Der Junge stellte sich in Socken darauf, und während er die vorbeiziehende Landschaft betrachtete, schlug er mit seiner Hand vor das Fenster. »Ba«, sagte er, und ich fragte mich, ob das ein Wort oder bloß ein Laut war. »Ba, ba.«

Zehn Minuten lang rauschten wir angenehm dahin. Kurz bevor der Zug ihren Bahnhof erreichte, zog der Vater dem Jungen die Schuhe wieder an. Seine Frau verstaute das Handtuch wieder in ihrer Handtasche, zog ein spezielles Wischtuch hervor und entfernte damit die Fingerabdrücke ihres Sohnes von der Scheibe. Verglichen mit Frankreich, wo die Leute regelmäßig ihre Füße auf den Sitzen im Zug ausstrecken, oder mit Amerika, wo sie nicht nur gegen die Fenster schlagen, sondern ihre Initialen ins Glas ritzen, schien die Rücksichtnahme der Familie fast schon nicht mehr normal. Ba, so habe ich seither beschlossen, ist japanisch für: »Pass gut auf und mache es wie wir.«

7. März

Nach vier Stunden in *Yoshitsune und die tausend Kirschbäume* fragte ich mich, wie ich all die vielen Jahre ohne Kabuki ausgekommen war. Es war zweifellos hilfreich, dass wir die kleinen Funkempfänger ausgeliehen hatten. Hughs und meiner übertrugen das Stück auf Englisch und Akiras auf Japanisch. Das Stück war zwar auf Japanisch, aber wegen ihrer gekünstelten Redeweise waren die Schauspieler nur

sehr schwer zu verstehen. Als englische Entsprechung könnte man sich Margaret Hamilton als böse Hexe in *Der Zauberer von Oz* vorstellen, wenn sie jammert, dass sie zerschmilzt, nur langsamer und mit vielen Pausen.

Auch ohne den Funkempfänger wäre ich glücklich und zufrieden gewesen, mir das Bühnenbild und die aufwändigen Kostüme der Schauspieler anzusehen. Mir wäre auch aufgefallen, dass die meisten Frauen auf der Bühne wenig reizvoll wirkten, einige sogar extrem unansehnlich, aber ich hätte nicht gewusst, dass sämtliche Rollen von Männern gespielt wurden, wie es offenbar Vorschrift ist: Keine Frauen auf der Bühne, genau wie zur Zeit Shakespeares.

Die Geschichte von *Yoshitsune und die tausend Kirschbäume* war einfach und kompliziert zugleich. Einfach deshalb, weil sich die Dinge nicht ändern: die Figuren auf der Bühne sind durchweg eifersüchtig oder geheimnistuerisch oder tapfer. Was den Rest angeht, läuft alles auf eine Serie von Missverständnissen hinaus, wie sie jedem beliebigen Menschen widerfahren könnten. Man denkt, die Reisschale sei voller Goldmünzen, aber dann liegt Kokingos Kopf darin. Man denkt, man weiß alles über seinen treuen Gefährten, aber dann stellt sich heraus, dass es sich um einen Fuchs handelt, der seine Eltern verloren hat und jede beliebige Gestalt annehmen kann. Von ihm stammten auch meine Lieblingszeilen des gesamten Abends, fünf Wörter, die auf perfekte Weise deutlich machen, wie zauberhaft und voller Überraschungen das Kabuki-Theater ist: »Diese Trommel sind meine Eltern.«

In der gestrigen Aufführung wurde viel geschluchzt, viel mit den Zähnen geknirscht und viel gestorben. Unsere Funkempfänger erklärten, die Autoren wollten dem Stück einen dramatischen Ausklang geben, weshalb Kakuhan am Ende des sechsten Akts – nachdem er sich als Noritsune zu erkennen gegeben und gelobt hat, eines Tages Yoshitsune auf dem Schlachtfeld zu begegnen – zwei Treppenstufen hochsteigt, sich zum Publikum wendet und die Augen verdreht. Wie er da stand mit geballten Fäusten und einer Frisur, die man am besten als Kasernenschnitt beschreiben kann, musste man lachen und fühlte sich gleichzeitig innerlich bewegt. Und das, denke ich, macht grundsätzlich eine gute Show aus.

9. März

Im Hochgeschwindigkeitszug – dem Shinkansen – auf der Fahrt nach Hiroshima musste ich daran denken, dass für das ungeübte Auge alle französischen Städte vermutlich gleich aussehen, genau wie alle deutschen und amerikanischen. Einem Japaner mögen Kobe und Osaka so unterschiedlich erscheinen wie Santa Fe und Chicago, aber ich sehe davon nichts. Für mich ist es einfach nur Beton, teils grau und teils so leuchtend weiß, dass man davon Kopfschmerzen bekommt.

Hin und wieder sieht man einen einzelnen Baum, aber nur ganz selten mehrere zusammen. Der Shinkansen ist so schnell, dass man sich kaum auf einzelne Dinge

konzentrieren kann. Die Landschaft rauscht vorbei, und ehe man sich versieht, ist die eine Stadt zu Ende und eine neue fängt an.

So flüchtig und trostlos die Welt draußen ist, so angenehm ist sie im Inneren des Zugs. Ich mag die junge Frau in Uniform, die den Erfrischungswagen durch den Gang schiebt, und auch die beiden Mädchen in helleren, kürzeren Uniformen, die alle paar Minuten vorbeischaun und lächelnd den Abfall einsammeln. Niemand telefoniert mit dem Handy oder beschallt seine Umwelt mit einem iPod. Man sieht auch keine schmierigen Typen. Während des ersten Teils der Fahrt saß uns ein Mann gegenüber, den ich auf Mitte fünfzig schätzte. Seine untere Gesichtshälfte war von einer Maske verdeckt, wie sie Leute tragen, wenn sie einen Schnupfen haben. Aber sein Haar war geölt und sauber gekämmt.

Der Mann trug einen schwarzen Anzug, dazu passende schwarze Schuhe und kanariengelbe Socken, die eher nach reiner Wolle als nach Baumwolle aussahen. Es war nur ein winziges Detail, aber ich konnte einfach nicht meine Augen von den Socken lösen.

»Hugh«, sagte ich. »Glaubst du, dass mir gelbe Socken stehen?«

Er dachte einen Moment nach und sagte dann: »Nein«, ohne den leisesten Zweifel, als hätte ich gefragt, ob mir ein Bodysuit stehen würde.

10. März

Nachdem ich notiert hatte, viele japanische Städte sähen gleich aus, fiel mir sofort auf, dass Hiroshima anders ist: grüner, weiter. Wir stiegen am Bahnhof in ein Taxi, und nachdem ich dem Fahrer gesagt hatte, wo wir hin wollten, erklärte ich, dass mein Freund und ich Europäer seien und aus Paris kämen.

»Oh«, sagte der Fahrer. »Das ist weit weg.«

»Das ist es«, bestätigte ich.

Die Fahrt zum Hotel dauerte vielleicht zehn Minuten, und Hugh und ich unterhielten uns die meiste Zeit über auf Französisch. Wir redeten überhaupt viel Französisch in Hiroshima, vor allem beim Besuch des Friedensmuseums, was eine quälende Erfahrung war. Gerade wenn man denkt, dass es nicht noch trauriger werden kann, kommt man zum nächsten Schaukasten und liest dort zum Beispiel auf einem Schild: »Nägel- und Hautreste eines zwölfjährigen Jungen.« Der Junge, so erfuhren wir, erlitt durch die Hitzewelle Verbrennungen am ganzen Körper und wurde hinterher so sehr von Durst gequält, dass er den Eiter von seinen verbrannten Fingern zu trinken versuchte. Als er starb, verwahrte seine Mutter die Nägel und die daran hängenden Hautreste, um sie ihrem Mann zu zeigen, der an dem Tag des Bombenabwurfs zur Arbeit gegangen war und nie zurückkehrte.

Das Museum ist voll von Geschichten wie dieser, die alle mit dem Satz enden: »Aber er starb / aber sie starb.« Zuletzt erschien das fast wie ein Segen, vor allem,

nachdem wir das Diorama gesehen hatten. Es zeigte eine lebensgroß und plastisch dargestellte Gruppe zerlumpter Zivilisten, vor allem Kinder, die über eine Trümmerlandschaft stolperten.

Der Himmel hinter ihnen leuchtete glutrot, und verbrannte Haut hing in Fetzen von ihren Armen und Gesichtern herab. Man konnte sich nicht erklären, wie sie noch aufrecht stehen, geschweige denn laufen konnten. Einhundertundvierzigtausend Menschen wurden durch den Atombombenabwurf auf Hiroshima getötet, und viele mehr starben anschließend an heimtückischen Krankheiten.

Ungefähr ein Dutzend Schaukästen waren den Folgewirkungen der Strahlung gewidmet.

In einem lagen zwei schwarze, etwa fünf Zentimeter lange Stäbchen auf einem Podest. Sie waren gewellt und hatten den Umfang eines Bleistifts. Anscheinend hatte ein junger Mann seinen Arm aus dem Fenster gestreckt, als die Bombe explodierte, und einige Zeit später, nachdem die meisten seiner Verletzungen verheilt waren, waren ihm anstelle der Fingernägel diese Stäbchen gewachsen. Zu allem Übel waren sie von Blutgefäßen durchzogen und bluteten und schmerzten, wenn sie abbrachen, bis wieder neue nachgewachsen waren.

Der Begleittext war ziemlich knapp, nicht mehr als ein kurzer Absatz, weshalb viele meiner Fragen unbeantwortet blieben.

Obwohl das Museum während unseres Besuchs gut gefüllt war, redeten alle nur flüsternd miteinander. Ich sah zwei westliche Touristen vor einem Foto verkohlter Leichen stehen, aber weil sie kein Wort sagten, habe ich keine Ahnung, woher sie stammten. Von der Hauptausstellung kamen wir in eine lichtdurchflutete Halle mit lauter Zeichnungen und Videomonitoren. Die Zeichnungen stammten von Überlebenden und waren letztlich noch bedrückender als die geschmolzenen Flaschen oder verkohlten Kleidungsstücke in den vorherigen Räumen. »Leichen von Grundschülern, wie Bauholz gestapelt« stand unter einer zu lesen.

11. März

Eine kleine Broschüre in unserem Hotel enthält einen Text zur persönlichen Sicherheit, der die seltsame Überschrift trägt: *Bestes Wissen zur Katastrophenschadensvermeidung und Bitten an Sie*. Es folgen drei Abschnitte, jeder unter einer eigenen, fett gedruckten Überschrift: »Wenn Sie Ihr Hotelzimmer beziehen«, »Wenn Sie ein Feuer entdecken« und, mein persönlicher Favorit, »Wenn Sie in Flammen stehen«.

Hier weitere sprachliche Fundstücke von unserer Reise:

- Auf einer Küchenschürze unter dem Bild eines schlafenden Hunds in seinem Korb: »Ich bin so froh, dich heute erwisch zu haben. Genieße Mama.«

- Auf einer bunt bedruckten Tüte, in der man ein Geschenk überreichen kann: »Wenn ich auf meine eigene Art über das Leben nachdenke, brauche ich sanfte Gespräche.«
- Auf einer anderen Geschenktüte: »Heute ist ein besonderer Tag für dich. Ich habe überlegt, welches Geschenk ist hübsch, dich froh zu machen. Komm und jetzt öffnen, ok?«
- Auf noch einer Geschenktüte: »Nur flockig bist du locker geflockert.« (Ich muss gestehen, dass mir dieser Satz Kopfschmerzen bereitete.)

12. März

Zum Abendessen am Samstag wurden unter anderem schmale Streifen rohes Pferdefleisch auf Eis serviert. Es war nicht das erste Mal, dass ich Pferdefleisch aß, auch nicht mein erstes rohes, aber es war definitiv das erste Mal, dass ich es in eine traditionelle Robe gekleidet tat, genauer gesagt, in zwei Roben gekleidet, wovon die eine kaum mehr als ein Slip ist.

Die Frau, die uns bediente, war jung, leicht übergewichtig und hatte krumme Zähne. Nachdem sie uns zu unserem Tisch am Fußboden geführt hatte, reichte sie uns dampfende Handtücher und sah zweimal zwischen Hugh und mir hin und her.

»Er ist Ihre Bruder?«, fragte sie. Ich erinnerte mich an Lektion acht auf meiner Sprachkurs-CD. »Er ist mein Freund«, erklärte ich ihr.

Das Gleiche war uns letzten Monat in einem Kaufhaus passiert. »Brüder zusammen reisen?«, hatte der Verkäufer gefragt.

Europäer und Amerikaner denken oft, alle Asiaten sähen gleich aus. Wie lächerlich das ist, sieht man erst, wenn es umgekehrt passiert. Zu Hause könnten Hugh und ich nicht einmal als Stiefbrüder durchgehen.

19. März

Gestern war es kalt, und Hugh und ich fuhren nach dem Mittagessen, bewaffnet mit einem längst überholten Reiseführer, zum Shinjuku-Bahnhof und stiegen in einen anderen Zug um. Wir landeten in einem Viertel, in dem es jede Menge Antiquitätenläden geben sollte, aber das war vermutlich irgendwann in den Achtzigern. Jetzt gab es gerade einmal eine Handvoll Geschäfte, die fast alle irgendwelchen Trödel aus Frankreich und Italien verkauften: Krüge mit der Aufschrift »Campari« und solche Sachen.

Dennoch lohnte sich der Ausflug. Nur wenige Gebäude waren mehr als drei Stockwerke hoch. Architektonisch waren sie keine Besonderheit, aber ihre Größe

verlieh dem Viertel eine behagliche, fast schon vertraute Atmosphäre.

Wir sahen uns um, bis es dunkel wurde und wir auf dem Weg zur U-Bahnstation an einer Art Werkstatt vorbeikamen. Durch die offene Tür konnte man das naive Gemälde eines Bibers sehen, das gegen eine Theke gelehnt war. Der Biber war nicht nach der Natur gemalt, wie er gerade an einem Damm oder sonst was werkelt, sondern wie eine Cartoonfigur, mit Hemd und Hose.

Ich war gerade einen Schritt vorgetreten, um es zu bestaunen, als ein Mann erschien und eine elektronische Sprechhilfe an seinen Hals hielt. Die Stimme, die das Gerät erzeugte, war völlig flach, ohne jede Veränderung in Tonhöhe oder Lautstärke. Roboterhaft wäre, glaube ich, der richtige Ausdruck. Aus einer anderen Welt. Die Außerirdischen im Kino pflegten früher so zu reden, wenn sie darum baten, zu unserem Führer gebracht zu werden.

Der Mann war so schwer zu verstehen, dass ich in der ersten Minute gar nicht sagen konnte, ob er Englisch oder Japanisch sprach. Ich spürte aber, dass er eine Frage stellte, und um ihn nicht zu kränken, antwortete ich in beiden Sprachen: »Ja«, sagte ich. »Hai.«

Ich schätzte den Mann auf etwa siebzig, aber er sah jünger aus. Er trug eine Baseballkappe und eine Lederjacke ohne Kragen, die seinen Hals ungeschützt der Kälte aussetzte. Ich zeigte noch einmal auf das Gemälde und nachdem ich ihm sagte, wie sehr es mir gefiele, kam er und brachte mir eine Broschüre. Auf dem Umschlag war der gleiche Cartoon-Biber abgebildet, nur kleiner und weniger reizvoll.

Diesmal sagte ich: »Ahhh. Okay.«

Es war schwer zu sagen, was für eine Art von Geschäft der Mann führte. Eine gesamte Wand war zur Straße hin offen, und in den Regalen lagen lauter Dinge, die wie Müll aussahen: alte Zeitungen, Einkaufstüten, ein Plastikpokal. »Meine Tochter«, leierte der Mann auf Englisch, hob den Pokal hoch und schüttelte ihn leicht. »Sie gewonnen.«

Dann zeigte er mir das Foto eines grinsenden Fettsacks mit einem Haarknoten. »Amateur-Sumo-Champion«, sagte der Ladenbesitzer.

»Ein kräftiger Junge«, sagte ich auf Japanisch.

Der Mann nickte, und als er das Foto zurück ins Regal legte, fragte ich ihn, was er verkaufe. »Ah«, sagte er. »Ja. Mein Geschäft.« Dann führte er mich hinaus auf die Straße und zeigte zum Dach, wo auf einem handgemalten Schild zu lesen stand: »Krebs Raus Tee.«

»Ich habe Krebs«, verkündete er.

»Und Sie haben ihn mit Tee besiegt?«

Er machte ein Gesicht, aus dem ich herauslas: »Na ja, ... so halb.«

Ich wollte fragen, welche Art von Krebs er habe, besann mich aber eines Besseren. Als meine Mutter an Krebs erkrankte, wollten die Leute auch ständig Details von ihr wissen. Es war ihre Art, ihr Mut zu machen und zu sagen: »Hör zu, ich kann damit umgehen. Ich flippe nicht gleich aus.« Doch wenn sie dann erfuhren,

dass es Lungenkrebs war, reagierten die meisten bedrückt, jedenfalls anders, als wenn es ein Brust- oder Hirntumor gewesen wäre.

Wegen der elektronischen Sprechhilfe ging ich davon aus, dass der Mann Kehlkopfkrebs hatte. Gleichzeitig unterstellte ich, vielleicht zu Unrecht, dass Rauchen die Ursache dafür war. Was mich schockierte, als ich da in der eiskalten Werkstatt stand, war meine Gewissheit, nie das gleiche Schicksal zu erleiden. Verrückt, wie das so läuft. Zwei Monate ohne Zigarette, und schon bin ich überzeugt, sämtliche Schäden seien behoben. Ich mag vielleicht Morbus Hodgkin oder ein Nebennierenkarzinom bekommen, aber nichts, das irgendwie mit Rauchen zu tun hätte. In meiner Vorstellung sind meine Lungen wie die Sweatshirts in der Waschmittelwerbung, vorher schwarz und nachher weiß, das reinste Wunder.

Ich habe nie ernsthaft daran geglaubt, einmal wie meine Mutter zu sterben, aber jetzt weiß ich es ganz bestimmt. Ich bin im besten Alter, und zum ersten Mal seit dreißig Jahren fühle ich mich unbesiegbar.

Teil III (Nachher)

Eins

Auf dem Rückflug von Tokio zog ich mein Notizbuch aus der Tasche und stellte einige Berechnungen an. Rechnete man die Flugtickets, die drei Monatsmieten für das Apartment, die Kursgebühr und die Ausgaben für die unbenutzten Nikotinpflaster und Pastillen zusammen, hatte es knapp zwanzigtausend Dollar gekostet, mit dem Rauchen aufzuhören. Das sind zwei Millionen Yen oder, wenn die Dinge sich weiter so entwickeln, um die achtzehn Euro.

Legt man zugrunde, dass ich den Großteil meiner Zigaretten zollfrei kaufte und jährlich etwa zwölfhundert Dollar dafür ausgab, muss ich, bis sich meine Ausgaben amortisiert haben, weitere siebzehn Jahre leben. Dann bin ich achtundsechzig, und mein Leben hängt vermutlich nur noch an einem seidenen Faden. Es lässt sich mit einiger Sicherheit voraussagen, dass im Jahr 2025 Schusswaffen an Automaten auf der Straße zu bekommen sind, wohingegen das Rauchen in ganz Amerika verboten sein wird.

Genauso wenig kann ich mir vorstellen, dass es in Europa erlaubt sein wird, zumindest nicht im westlichen Teil. Während meiner dreimonatigen Abwesenheit hatte Frankreich das Rauchen in allen öffentlichen Gebäuden gesetzlich untersagt. In einem Jahr würde es auch in allen Bars und Restaurants verboten sein, genau wie in Irland, Italien, Spanien, Norwegen; Land um Land fiel der Kontinent.

Hugh und ich flogen mit British Airways nach Tokio und zurück. Die meisten Flugbegleiterinnen waren Engländerinnen, und als eine mit ihrem Duty-Free-Wagen den Gang entlangschob, winkte ich sie zu mir. »Normalerweise würde ich Zigaretten kaufen«, sagte ich. »Dieses Mal aber nicht, weil ich nämlich aufgehört habe.«

»Oh«, sagte sie. »Na, dann nicht.«

Als sie sich umdrehte und weitergehen wollte, hielt ich sie noch einmal an. »Drei Jahrzehnte habe ich geraucht. Jetzt nicht mehr.«

»Wie schön.«

»Kalter Entzug, wissen Sie.«

»Großartig«, sagte sie und schob mit ihrem Wagen weiter.

»Warum hast du das gemacht?«, fragte Hugh.

»Was gemacht?«, sagte ich und wandte mich wieder dem Film zu, den ich mir gerade anschaute. Die Wahrheit war natürlich, dass ich gelobt werden wollte. Ich hatte mich selbst kasteit. Ich hatte etwas Schweres vollbracht, und jetzt wollte ich, dass alle mir auf die Schulter klopfen. Genauso war's im Jahr 2000, als ich zwanzig Pfund abgenommen hatte. »Fällt Ihnen was auf an mir?«, sagte ich – und das zu Leuten, die mich nie zuvor gesehen hatten.

Nicht mehr zu rauchen, war eine Sache, aber mich offiziell zum Nichtraucher erklären musste ich erst, als ich in die USA zurückkehrte. Bei meiner Landung hatte ich seit genau drei Monaten keine Zigarette mehr geraucht. Mein Hotel war im Voraus gebucht worden, und bei meiner Ankunft fragte mich der Empfangschef zur Bestätigung der Reservierung: »»King Nichtraucher«, richtig?«

Das erste Wort bezog sich auf die Größe des Betts, aber in meinen Ohren klang es wie ein Titel.

Meine imaginäre Krone zurechtrückend, sagte ich: »Ja, das bin ich.«

Wenn ich jetzt auf Reisen bin, bevorzuge ich Hotels, die entweder einen eigenen Pool haben oder, besser noch, eine Vereinbarung mit dem nächstgelegenen YMCA getroffen haben. Das ist eine der Veränderungen in meinem Leben: ein neues Hobby, das an die Stelle meiner halbherzigen Bemühungen um die japanische Sprache getreten ist. Obwohl ich mich mit dem eigentlichen Schwimmen noch nicht recht angefreundet habe, gefällt mir das ganze Drumherum. Mich nach einem Sportbecken umzusehen, sich mit den Schließfächern vertraut zu machen. Und dann sind da die einzuhaltenden Regeln, wenn man jemanden im Becken überholt oder eine Zeitlang neben ihm herschwimmt.

In Tokio machte ich einem westlichen Touristen einmal ein Kompliment, weil er so elegant auf dem Rücken durchs Wasser zog. »Als wären sie unter Ottern groß geworden«, sagte ich. An der Art, wie er nickte und zur nächsten Bahn wechselte, war zu erkennen, dass ich eine elementare Grenze überschritten hatte. Das Gleiche gilt offenbar auch für die Umkleide. Jemand kann einen Blutegel auf dem Arsch haben, aber solange es kein sprechender ist und solange er einen nicht persönlich anspricht, hält man besser den Mund.

Als ich einmal in El Paso meine Badekluft wechselte, sagte ein junger Mann zu mir: »Entschuldigen Sie, aber sind Sie nicht ...« Mit Badekluft wechseln meine ich, dass ich nichts anhatte. Keine Socken, kein T-Shirt. Die Unterhose hatte ich in der Hand. Ich vermute, der Mann erkannte mich vom Foto auf dem Schutzumschlag meines Buches wieder. Und zwar das, auf dem ich splitterfasernackt abgebildet bin und das sich auf der Ausgabe meiner Bücher in Blindenschrift befindet.

Eine weitere unliebsame Erfahrung hatte ich in London, in einem öffentlichen Schwimmbad, das ich regelmäßig besuchte. Das war an einem Samstagnachmittag, und das Bad war gut besucht. Ich hatte gerade das Ende meiner Bahn erreicht und tauchte aus dem Wasser, um nach Luft zu schnappen, als ich den Ton einer Trillerpfeife hörte und feststellte, dass ich als Einziger im Wasser war. »Was ist los?«, fragte ich, und der Bademeister sagte etwas, das ich nicht verstand.

»Wie bitte?«

»Kaka«, wiederholte er. »Alle müssen raus, damit wir das Becken sauber machen

können.«

Während ich zur Umkleide spazierte, fischte ein zweiter Bademeister die Haufen aus dem Wasser. Es waren vier, alle so groß und so geformt wie die Haarballen, die Katzen auswürgen. »Bereits das dritte Mal heute«, sagte die Frau an der Kasse zu mir.

In meinem gegenwärtigen Stambad treffe ich regelmäßig eine Frau mit Downsyndrom. Sie ist ziemlich dick und trägt einen altmodischen Badeanzug, so einen mit Rüschenröckchen. Und dann ist da ihre Badekappe, die mit einem Gummiband unter dem Kinn festgemacht wird und mit Plastikblumen geschmückt ist. Ungewöhnlich ist die große Befriedigung, die ich empfinde, wenn ich sie auf einer Bahn vom einen zum anderen Ende schlage. »Ich habe sie drei von vier Mal besiegt«, sagte ich zu Hugh, nachdem ich zum ersten Mal gegen sie geschwommen war. »Ich meine, ich habe sie verdammt alt aussehen lassen.«

»Nur, damit ich richtig verstehe«, sagte er. »Sie ist dick. Sie ist so alt wie du. *Und* sie hat das Downsyndrom?«

»Jawohl, und ich habe sie geschlagen. Ist das nicht großartig?!«

»Wusste sie überhaupt, dass es ein Wettschwimmen war?«

Ich hasse es, wenn er mit so etwas kommt. Nur, um mir die gute Laune zu verderben.

Mittlerweile erzähle ich ihm nicht mehr, welche alten Leute ich geschlagen habe. Älter als ich, meine ich – Frauen Ende siebzig oder in den Achtzigern. Und dann sind da die Kinder. Einmal besuchte ich in einer Kleinstadt in Washington State den YMCA, als ein Junge in meine Bahn tauchte und seinen Kopf wie ein Seehund aus dem Wasser streckte. Später erfuhr ich, dass er neun Jahre alt war, aber in dem Moment war er einfach nur ein Junge, etwas pummelig und mit einem strengen Haarschnitt. So als wäre er mit einem Foto von Hitler zum Frisör gegangen, die Art von streng. Wir plauderten miteinander, und als ich ihm sagte, ich sei kein besonders guter Schwimmer, forderte er mich zum Duell heraus. Vermutlich dachte er, dass ich, so wie die meisten Erwachsenen, vor dem Ziel langsamer werden und ihn gewinnen lassen würde, aber da war er an den Falschen geraten. Ich brauche alle Selbstbestätigung, die ich kriegen kann, und ein Sieg ist so gut wie jeder andere. Ich schwamm um mein Leben und zog ihn sauber ab. Ich dachte, damit wäre es gut – er würde seine Niederlage eingestehen und seiner Wege gehen –, aber fünf Minuten später stoppte er mich erneut und fragte, ob ich an Gott glaube.

»Nein«, erwiderte ich.

»Und warum nicht?«

Ich überlegte eine Sekunde. »Weil ich Haare auf meinem Rücken habe und viele andere Leute, die töten und stehlen und anderen das Leben schwer machen, nicht. Ein richtiger Gott würde so etwas nicht zulassen.«

Mehr hatte ich dazu nicht zu sagen, aber bevor ich meine Bahn fortsetzen konnte,

versperrte er mir den Weg. »Gott hat dich das Wettschwimmen gewinnen lassen«, sagte er. »Er berührte dein Bein, damit du schneller wirst, und deshalb hast du gewonnen.«

Er sah jetzt wirklich wie Hitler aus, die Augen wie zwei funkelnde kleine Kohlen.

»Wenn Gott weiß, dass ich nicht an ihn glaube, warum sollte er sich da die Mühe machen und mir helfen?«, fragte ich. »Vielleicht hat seine Hand, anstatt *mich* gewinnen zu lassen, dafür gesorgt, dass *du* verlierst. Hast du schon mal daran gedacht?«

Ich schwamm weiter, wurde aber am Ende der nächsten Bahn wieder von ihm angehalten. »Du landest in der Hölle«, sagte der Junge.

»Geht es immer noch um das gewonnene Rennen?«

»Nein«, sagte er. »Es geht um Gott, und wenn du nicht an Ihn glaubst, wirst du bis ans Ende der Zeiten schmören.«

Ich dankte ihm für den Hinweis und setzte meine Bahn fort, von Herzen erleichtert, dass die Messen, die ich in meiner Kindheit besucht hatte, auf Griechisch waren. Meine Schwestern und ich hatten nicht die leiseste Ahnung, was der Priester sagte, und wenn man jung ist, ist das vermutlich das Beste. Klein Hitler war erst in der dritten Klasse und plante bereits für sein Leben nach dem Tod. Schlimmer noch, er plante für meins. Während ich meine Badehose auszog, dachte ich daran, dass ich ihm vermutlich nicht hätte widersprechen sollen. Es ist idiotisch, mit einem Kind über Religion zu diskutieren. Besonders in einem YMCA. Was mich so genervt hatte, war sein Beharren darauf, dass ich auf unfaire Weise gewonnen hatte, dass Gott sich eingemischt und mich über die Ziellinie geschoben hatte. Also wirklich. Kann ich nicht aus eigener Kraft einen Neunjährigen schlagen?

Drei

Wenn ich auf meine vielen Raucherjahre zurückblicke, ist das einzig echte Bedauern der viele Abfall, den ich produziert habe, die vielen hunderttausend auf der Straße zertretenen Kippen. Ich war immer stinkwütend, wenn ein Autofahrer seinen Aschenbecher auf dem Asphalt ausleerte. »Was für ein Dreckschwein!«, dachte ich. Dabei machte er nur auf einen Schlag, was ich häppchenweise fabrizierte. In der Stadt sagt man sich, dass jemand anderes sauber machen wird, jemand, der ohne Job dastände, wenn man seine Kippe nicht auf den Gehweg schmeißen würde. Insofern handelt man gut und hilfreich. Außerdem fühlte es sich nie wie richtiger Müll an, wie etwa, wenn man eine kaputte Glühbirne wegwerfen würde. Niemand würde sich an einer Zigarettenkippe den Fuß aufschneiden, und der erdfarbene Filter verschwand mehr oder weniger in der Landschaft, nicht anders als eine Erdnussschale. Insofern war er »organisch« oder »biologisch abbaubar«, eins dieser Wörter, die »schon in Ordnung« bedeuteten.

Ich warf meine Zigarettenkippen unbekümmert auf den Boden, bis ich mit achtundvierzig Jahren dafür verhaftet wurde. Das war in Thailand, was es umso peinlicher macht. Sagt man jemandem, dass man in Bangkok von der Polizei aufgegriffen wurde, nimmt er vernünftigerweise an, man hätte Sex mit einer Achtjährigen gehabt, ihr anschließend das Fell abgezogen und sie über einem Kohlenfeuer gebraten, wobei der letzte Teil, das Kochen ohne Genehmigung, nach thailändischem Gesetz verboten ist. »Alles ist erlaubt«, war mein Eindruck gewesen, und deshalb war ich völlig überrascht, als plötzlich zwei Polizisten auf mich zukamen.

Einer packte meinen rechten, der andere meinen linken Arm, und dann führten sie mich zu einem braunen Zelt. »Hugh!«, rief ich, aber der war wie üblich zwanzig Schritte voraus und merkte erst zehn Minuten später, dass ich verschwunden war. Die Polizisten setzten mich an einen langen Tisch und machten mir Zeichen, mich nicht von der Stelle zu rühren. Dann gingen sie und ließen mich rätselnd zurück, was in aller Welt ich mir zu Schulden hatte kommen lassen.

Vor meiner Begegnung mit den Polizisten waren Hugh und ich im Kriminologischen Museum gewesen und hatten uns eine dilettantische, in Eigenarbeit entstandene Ausstellung angesehen, deren Highlight ein toter Mann war, der in einem Glaskasten hing und aus dem eine bernsteinfarbene Flüssigkeit in eine flache Emailleschüssel tropfte. Daneben hing ein Schild, auf dem in Thai und darunter in Englisch geschrieben stand: »Vergewaltiger und Mörder.« Auf die gleiche Art würde man im Naturkundlichen Museum eine ausgestopfte oder in Alkohol eingelegte Kobra bezeichnen, wie um den Besuchern zu sagen: »So sieht diese Kreatur aus. Seien Sie wachsam.«

Abgesehen von der bernsteinfarbenen Flüssigkeit machte der Vergewaltiger und Mörder einen ganz netten Eindruck, beinahe so wie die beiden Polizisten, die mich auf der Straße aufgegriffen hatten, oder der Mann, bei dem wir unser Mittagessen gekauft hatten. Es herrschten gerade einmal 150 °C, als wir aus dem Kriminologischen Museum kamen, und Hugh schlug vor, uns bei einem Straßenverkäufer mit einer fahrenden Gulaschkanone einen Teller heißer Suppe zu kaufen. Weil es keine Tische gab, setzten wir uns auf umgestülpte Eimer und hielten die kochend heißen Teller auf unserem Schoß. »Setzen wir uns in die pralle Sonne und verbrennen uns ordentlich die Zungen!« Das versteht ein Hamrick unter Spaß haben.

Danach waren wir zu einem protzigen Palast gegangen. Es war nicht unbedingt meine Sache, aber ich hatte nicht gejammert und auch nicht die königliche Familie beleidigt. Ich hatte auch nichts gestohlen oder mit Magic Marker beschmiert, wo also lag das Problem?

Als die Polizisten zurückkamen, drückten sie mir einen Stift in die Hand und legten mir ein Formular vor. Der Text war in Thai, eine Sprache, die für mich wie Kuchenverzierung aussieht. »Was habe ich gemacht?«, fragte ich. Die Männer

deuteten auf ein Schild an der Wand hinter mir, das für das Wegwerfen von Abfall eine Strafe von eintausend Baht androhte.

»Ich soll Abfall auf die Straße geworfen haben?«, sagte ich. Einer der Polizisten, der nettere von beiden, nahm eine imaginäre Zigarette aus seinem Mund und warf sie auf den Boden.

Ich wollte schon fragen, ob sie mich statt des Bußgelds vielleicht auspeitschen könnten, aber dann fiel mir ein, dass man das nur in Singapur so macht, und ich wollte nicht als Banause gelten. Zuletzt unterschrieb ich, zahlte umgerechnet dreißig Dollar und suchte auf der Straße nach meiner Kippe, die ich schließlich im Rinnstein zwischen einem abgeschlagenen Entenkopf und einer zur Hälfte mit Kokosmilch gefüllten Plastiktüte fand, die mit Fliegen übersät war.

So ist es richtig, dachte ich. *Der Tourist aus dem Westen darf zahlen*. Aber war ich nicht genauso schuldig wie die anderen, die ihren Abfall einfach auf der Straße entsorgten? Entweder man verdreckt seine Umwelt oder man tut es nicht, und ich gehörte definitiv zur ersten Gruppe, die für mich, vielleicht zu Unrecht, bislang immer nur aus Ausländern und Leuten ohne Bildung bestanden hatte.

Ich hatte diese Vorstellung von meiner griechischen Großmutter. Yiayia hatte während meiner Teenagerzeit bei uns im Haus gewohnt und war unangefochten die größte Umweltverschmutzerin, die ich je gesehen habe. Dosen, Flaschen, dicke Sonntagszeitungen, alles, was durch das Autofenster passte, flog aus dem Autofenster. »Was zum Teufel machst du da?«, rief mein Vater. »In diesem Land wirft man seinen Müll nicht einfach auf die Straße.«

Yiayia blinzelte ihn durch ihre dicken Brillengläser an. »Ach so«, sagte sie dann und machte es zwei Minuten später wieder, als sei der Kassenzettel vom Supermarkt Müll, das *Time*-Magazin hingegen nicht. Ich glaube, sie sammelte sogar ihre benutzten Taschentücher und leeren Medizinfläschchen in ihrer Handtasche, bis zur nächsten Fahrt mit dem Kombi.

»Na, das ist eine tolle Griechin«, sagte unsere Mutter und fügte hinzu, dass ihre Mutter niemals etwas aus dem Autofenster werfen würde. »Nicht einmal einen Pfirsichkern.«

Während der Zeit, die unsere Großmutter mit uns unter einem Dach verbrachte, dachten wir viel über Abfall nach, was zum Teil am Fernsehen lag. Im Werbespot zur »Keep America Beautiful«-Kampagne war ein weinender Indianer zu sehen, der fassungslos auf ein mit Müll übersätes Flussbett starrte.

»Siehst du das?«, sagte ich zu Yiayia. »Der ganze Müll da im Wasser. Das gehört sich nicht.«

»Lass nur«, sagte Lisa. »Du verschwendest bloß deine Zeit. Sie versteht ja nicht einmal, dass es sich um einen Indianer handelt.«

Unser Vater war in Sorge, unsere Großmutter könnte ein schlechtes Beispiel geben, aber tatsächlich funktionierte es genau andersherum. Keiner von uns wäre je auf den Gedanken gekommen, irgendetwas aus dem Autofenster zu werfen, außer

natürlich Zigarettenkippen, die nicht einfach nur Abfall, sondern rot glühender, lodernder Abfall waren. »Nicht zu fassen, dass der Wald brennt«, sagten wir. »Man fragt sich, was das für Leute sind. Die können nicht ganz richtig im Kopf sein.«

Ich kann nicht behaupten, dass ich nach Bangkok niemals wieder eine Zigarette auf der Straße ausgetreten hätte. Ich kann aber behaupten, dass ich mich nie recht wohl dabei fühlte. Wenn ein Abfalleimer in der Nähe war, warf ich die ausgetretene Kippe hinein, wenn nicht, steckte ich sie mir in den Hosenaufschlag oder versuchte sie irgendwie zu verstecken, unter einem Blatt vielleicht oder einem Stück Papier, das jemand anderes weggeworfen hatte, als würde sie sich durch den Schatten schneller zersetzen.

Jetzt, wo ich aufgehört habe, sammle ich Müll – nicht tonnenweise, aber jeden Tag ein bisschen. Wenn ich zum Beispiel eine leere Bierflasche auf einer Parkbank sehe, nehme ich sie und werfe sie in den nächsten Abfalleimer, der meist nur ein paar Schritte entfernt ist. »Dämlicher Scheißkerl«, sage ich, »zu faul, seinen eigenen verdammten Müll wegzuschmeißen.«

Ich wünschte, ich könnte meine Buße mit Würde tun, aber ich befürchte, das wird noch einige Zeit dauern. Die Leute sehen mich Abfall aufsammeln und glauben natürlich, dass ich dafür bezahlt werde. Und weil sie mir meinen Job nicht wegnehmen wollen, werfen sie ihre Plastikgabel statt in den Müll auf den Boden, sodass ich noch mehr zu tun habe. Leere Pommesschalen, Pappbecher, alte Busfahrtscheine ... komischerweise ist das Einzige, was ich *nicht* aufhebe, weggeworfene Kippen. Nicht, dass mich die Bazillen abschrecken würden. Ich habe einfach nur Angst, dass wenn ich eine zwischen meinen Fingern halte, ich irgendwie schwach werden und mich in aller Klarheit daran erinnern könnte, wie gut eine Zigarette jetzt schmecken würde.

Die Originalausgabe WHEN YOU ARE ENGULFED IN
FLAMES erschien bei Little Brown and Company, London

2. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 03/2010

Copyright © 2008 by David Sedaris

Copyright © 2008 der deutschsprachigen Ausgabe by

Karl Blessing Verlag, München

Copyright © 2010 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,

München in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlagabbildung: Vincent Van Gogh (1853-1890) Skull of a
skeleton with burning cigarette, Antwerpen 1885 / 1886

© Amsterdam, Van Gogh Museum

(Vincent Van Gogh Foundation)

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
München - Zürich

eISBN: 978-3-641-13571-3

www.heyne.de

www.randomhouse.de

David Sedaris
SCHÖNER
WIRD'S
NICHT

Aus dem Englischen
von Georg Deggerich

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN